3 1761 07355387 7

$4.00

Digitized by the Internet Archive
in 2010 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/diesebaldsromana01jord

Die Sebalds.

Erſter Band.

Vom Verfasser der **„Sebalds"** erschienen in **W. Jordan's** Selbstverlag, Frankfurt a. M., Leipzig, F. Volckmar:

Nibelunge I. Lied Sigfridsage. 7. Aufl. Pracht-Ausgabe in 2 Bdn.
Broschirt M. 12. —; gebunden M. 14. 40.

Dasselbe. Billige Ausgabe in 1 Bd. 12. Auflage.
Broschirt M. 6. —; gebunden M. 7. —

Nibelunge II. Lied Hildebrant's Heimkehr. Pracht-Ausgabe in 2 Bdn.
Broschirt M. 12. —; gebunden M. 14. 40.

Dasselbe. Billige Ausgabe in 1 Bd. 7. Auflage.
Broschirt M. 6. —; gebunden M. 7. —

Homer's Odyssee, übersetzt und erklärt.
Broschirt M. 5. —; gebunden M. 6. —

Homer's Ilias, übersetzt und erklärt.
Broschirt M. 5. —; gebunden M. 6. —

Strophen und Stäbe. Kleinere Dichtungen.
Broschirt M. 6. —; gebunden M. 7. —

Der epische Vers und sein Stabreim. Broschirt M. 1. 50.

Das Kunstgesetz Homer's und die Rhapsodik. Broschirt M. 1. 80.

Arthur Arden. Schauspiel in 5 Akten. Broschirt M. 3. —

Durch's Ohr. Lustspiel in 3 Akten. 5. Auflage.
Broschirt M. 2. —; gebunden M. 3. —

Sein Zwillingsbruder. Lustspiel in 5 Akten.
Broschirt M. 2. —; gebunden M. 3. —

Tausch enttäuscht. Lustspiel in 5 Akten. 2. Auflage.
Broschirt M. 2. —; gebunden M. 3. —

Epische Briefe. Broschirt M. 5. —; gebunden M. 6. —

Andachten. (Dichtungen.) Broschirt M. 5. —; gebunden M. 6. —

Die Erfüllung des Christenthums. Broschirt M. 5. —; gebunden M. 6. —

Festspiel zur hundertjährigen Feier der Brüder Jacob und Wilhelm Grimm. 2. Aufl. Broschirt M. —. 50.

Die Sebalds.

Roman aus der Gegenwart

von

Wilhelm Jordan.

Erster Band.

Im alten Hause.

Gesichter bildend und Gestalten
Erneut Natur gar oft die alten,
Doch merken das wir Eintagsfliegen
Nur wann wir, wie herabgestiegen
Aus längst schon wurmdurchbohrten Rahmen,
Des Ahnensaales Herrn und Damen
In ihrer Enkelenkel Sprossen
Lebendig sehn als Zeitgenossen.

Stuttgart und Leipzig.
Deutsche Verlags-Anstalt (vormals Eduard Hallberger).
1885.

Alle Rechte,
insbesondere das Recht der Uebersetzung in andere Sprachen, vorbehalten.
Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.

PT
2370
J4 S4
Bd.1

Druck und Papier der Deutschen Verlags-Anstalt (vormals Eduard Hallberger)
in Stuttgart.

Erstes Kapitel.

Im Pfarrwinkel.

Dinglich malend läßt die Dichtung
Erst nur ahnen ihre Richtung,
Mit umriss'nen Vorgeschicken
Dann von fern ihr Ziel erblicken.

In der ansehnlichen Stadt Odenburg liegt hart an der Pulsader ihres Weltverkehrs ein vereinsamtes Plätzchen. Es grenzt an die Stadenstraße und überragt sie, mit Quadern untermauert und senkrecht abgeschnitten, mehr denn mannshoch. Mit dieser Unersteiglichkeit noch nicht zufrieden, hat es sich vollends zugesperrt mit einem thürlosen Gitter von Eisenstäben. Unter dessen Steinschwelle eingebleite, rostüberkrustete Ringe zum Vertauen der Fahrzeuge verrathen, daß einst der Strom den Fuß dieses Gemäuers umspülte und lassen vermuthen, daß damals der Wasserfracht der nächste Weg nach dem Innern der Stadt noch nicht verwehrt war.

Jetzt löschen und laden die Schiffe, meistens Dampfer, am weit hinausgerückten Granitkai. Tagüber wogt und lärmt auf dem Staden ein schwer durchdringliches Gewühl von Sackträgern, Schiebkärrnern, Kohlenfuhren und langen Rollwagen, die mit niedrigen und plumpen Rä-

dern dröhnend hinrasseln über das Basaltpflaster, hoch belastet mit Theekisten, Kaffeesäcken, Kuhhautwürfeln voll Chinarinde für eine weltberühmte Chininfabrik, klirrenden Trambahnschienen, mühlradgroßen Kränzen Telephon- und Telegraphendrahtes und anderem angekommenem oder abgehendem Schiffsgut.

Die zwei Gebäude, die den „Pfarrwinkel" einschließen, ein kolossales und ein fast zwerghaftes, das einzige Wohnhaus an diesem Plätzchen, sind beide gebaut für die Bedürfnisse und im Styl einer längst vergangenen Epoche, die wenig wußte von der Steinkohle, weniger von Kaffeebohnen und Theekraut, gar nichts vollends von Chinarinde, Dampfern, Telephon und Telegraph. So schauen sie aus ihrer Friedhofstille wie vorwurfsvoll hinunter auf dies geräuschvolle Treiben, überalten Greisen vergleichbar, welche die wilde Lebenslust der Jugend unbegreiflich finden und mürrisch verwünschen.

Links, vom Strom aus gesehen, begrenzt den Pfarrwinkel die uralte, halb romanische, halb gothische Sebalduskirche mit dem ungegliederten, bis zur Kreuzrose massiv steinernen Thurm.

Unter und zwischen den Kirchenfenstern ist das dunkelgraue Gemäuer so dicht überkleidet mit vielhundertjährigem, am Boden beindick geschwollenem Epheu, daß nur an wenigen Stellen ein Eckchen hervorlugt von einer der Gedenktafeln mit Giebelchen zum Schutz vor dem Regen oder von einem der eingemauerten Gruftsteine und hier ein paar halb verwitterte Inschriftbuchstaben, dort ein Stück Wappen erkennen läßt.

Unter dem ostwärts blickenden hintersten Fenster der Apsis hat man eine klafterhohe Platte von dunkel-

rothem Porphyr sorgsam frei gehalten von den wuchernden Ranken, aber nicht durch Fortschneiden, sondern durch Beiseiteflechten. So sieht man den Denkstein umrahmt von einem ellendick ausbauchenden Wulst von Blattgrün und Geäst. Buchstaben und Zahlzeichen der umlaufenden Randlegende und der vielzeiligen lateinischen Inschrift unter dem ziemlich scharf erhaltenen Wappen zeigen den Schnitt vom Ende des zwölften Jahrhunderts; doch sind sie in neuerer Zeit frisch vergoldet worden.

Rechts begrenzt den Platz, die Front nach der Kirche gerichtet, jenes Wohnhaus mit steilem Schieferdach. Eine Treppe von drei Granitstufen vor der Mitte führt zur einflügeligen Thür von schwarzbraunem Eichenholz, beschlagen mit langgeschnörkelten schmiedeisernen Angelhaltern und einem riesigen Schloß, als dessen Drückergriff ein Drache seinen schuppigen Krokodilschwanz darbietet. Der seltene Relikt einer fast ausgestorbenen Spezies von Einlaßbittern, der Klopfer, soll mit seinem Hammer einen Delphin vorstellen, mit seinem Ambößchen eine Seemuschel, die das wunderliche Unthier aufzubeißen bemüht sei. Sicherlich' schon Jahrhunderte damit beschäftigt, hat es doch weiter nichts erreicht, als den Spiegelschliff einer Kreisfläche auf der übrigens gerieften Wölbung und die Verquetschung der eigenen Schnauze zur Mißgestalt eines Pilzes.

Die Zimmer des Hauses können nicht viel über mannshoch sein; denn es mißt bis zum Dach kaum drei Klafter und hat gleichwohl über dem Erdgeschoß noch ein Stockwerk. Aus diesem schaut es nach der Kirche aus fünf, unten aus vier gothischen Fenstern mit theilenden Steinrippen in der Mitte. Auf der dem Strom zuge-

kehrten Giebelseite ist es sonderbarerweise sowohl zu ebener Erde als eine Stiege hoch völlig fensterlos. Dagegen stiert wie ein unförmliches Cyklopenauge aus dem Giebeldreieck mit dem scharfgespitzten Dachwinkel ein Fenster, das schon der flüchtigsten Betrachtung auffallen und seine Entstehung in jüngster Zeit verrathen muß. Es ist ein wohl zehn Fuß breites und ebenso hohes Viereck von großen Glasscheiben und wirkt mit dieser nüchternen Form und modernen Lichtgier wie trotzige Verhöhnung der dämmersüchtigen Gothik des alten Hauses. Wer aufmerksam hinaufsieht, erkennt es als ein hier zu Lande wenig übliches Schiebfenster und erklärt sich dann auch die beiden auf der Außenmauer darunter angebrachten Schienen. Weil eine Aushöhlung der Sandsteinmauer wohl nicht auszuführen war, hat man ihm diesen auswendigen Senkrahmen eingerichtet. Scharfsichtige oder bewaffnete Augen würden vielleicht auch die Bestimmung dieses Fensters errathen aus dem langen Messingcylinder, der in schräger Stellung hinter den Scheiben gelblich aufschimmert.

Heut, an einem Sonntagsnachmittag, ist die Stadenstraße beinahe leer, selbst von Spaziergängern, da die Oldenburger zum Lustwandeln den baumbepflanzten Stadtwall dem schattenlosen Stromufer vorziehen. Hier und da späht ein Angler mit unerschöpflicher Geduld hinunter nach einem Zucken des bunten Schwimmkorks, eben ausnahmsweise nicht belästigt von herumstehenden Gaffern; denn mehr Anziehungskraft auf die müßigen Schulknaben üben ein Photograph und sein Gehülfe. Ueber eine Stunde schon sah man sie mit emsiger Arbeit die Sonntagsruhe brechen, und zwar in deren eigenstem Gebiet, hinter dem Eisengitter zwischen der Kirche und dem

kleinen Hause. Jetzt haben sie die tragbare kleine Dunkelkammer unweit der Granitkante des Kais aufgestellt und ihr Instrument auf dem Dreifußstativ nach dem Pfarrwinkel gerichtet.

In demselben Augenblick, in dem der Druck auf ein Elfenbeinknöpfchen den Mechanismus für Momentanbilder spielen, den Objektivdeckel auf- und nach einem Sekundenbruchtheil von selbst wieder zuspringen ließ, waren aus der Sakristei zwei Frauen herausgetreten, ein robustes großes Mannweib in geschmacklos grellem Sonntagsputz und eine kleinere in der Kleidung einer Dienstmagd mit einem Kinde auf dem Arm; zugleich war in der halb offenen Thür ein ihnen nachschauender Mann in schwarzem Anzuge sichtbar geworden.

„Licht und Luft," sagte der Photograph zu seinem Gehülfen, „hab' ich selten so vorzüglich erlebt. Das Bild muß gut ausfallen. Aber ich fürchte, nicht erfreut sein über die lebendige Zugabe wird die Bestellerin."

Einige Tage später hatte eben diese Bestellerin, die Wittwe des vor anderthalb Jahren verstorbenen Hauptpastors der Sebalduskirche, den Domsekretarius und Kirchenkassenrendanten Mottwitz um einen Besuch im Pfarrwittwenhause bitten lassen.

„Ich habe vor," begann Frau Sebald, „für einige Zeit Ihre Muße dem Käferstudium abwendig zu machen."

„Ich stehe zu Befehl."

„Als alter Freund unseres Hauses und einstiger Lehrer meiner Söhne sollen Sie mir helfen an einem Geburtstagsangebinde für Arnulf. Es muß aber, um rechtzeitig in San Franzisko einzutreffen, binnen vier Wochen abgehen."

„An meinem Eifer soll es nicht fehlen. Wie schon früher in Mexiko ist jetzt Arnulf auch in Kalifornien und Nevada so liebenswürdig, auf seinen geologischen und bergmännischen Wanderungen für meine Sammlung auf Käfer zu fahnden. Sie machen mir ein Geschenk mit der Erlaubniß, an einem für ihn mitzuarbeiten. Worin soll es bestehn?"

„In einem Album, zu dessen photographirten Blättern Sie den Text liefern sollen. Natürlich in Versen."

„Welche Bilder soll es enthalten?"

„Einige kann ich Ihnen fertig mitgeben zur kalligraphischen Ausschmückung mit Ihren Reimen: Ulrich's und mein gegenwärtiges altes Gesicht, Arnulf's Vater nach dem Brustbilde dort über dem Sopha, auch seinen Urgroßvater Dietleib Sebald nach dem lebensgroßen Porträt in der Sakristei. Mit den Probeabzügen von fünf anderen kann Herr Pfungstätter jeden Augenblick erscheinen. Nur drei hat er noch nicht in Angriff genommen. Zu dem einen sehen Sie das Original dicht hinter sich unter Glas an der Wand hängen."

Mottwitz stand auf, um das kleine Aquarell zu betrachten.

„Ein sonderbares Bild!" sagte er. „Die plump steife Ritterfigur mit dem ungeheuren Flamberg ist arg verzeichnet."

„Die passende poetische Unterschrift werden Sie finden, wenn ich es Ihnen erkläre. Es stellt ein in der Wirklichkeit weit über mannshohes Fenster vor, das zu Sebaldsheim am Ende eines langen Korridors den Vorplatz der Schloßkapelle beleuchtet. In demselben sieht man, zusammengefügt aus grellfarbigen Glasstücken, das

mehr denn vierhundert Jahre alte Bild des Kreuzfahrers Udo von Sebaldsheim, des Stifters der Sebaldskirche, unseres Urahnen. Als vor sechsundreißig Jahren eine kleine Gesellschaft aus dem Städtchen A....., wo ich damals mit meiner verwittweten Mutter wohnte, die Abwesenheit der gräflichen Herrschaften benutzte, das Schloß mit der berühmten Rüstkammer und dem bilderreichen Ahnensaal zu besichtigen, schloß ich mich ihr an, um den alten Familiensitz unseres Geschlechts kennen zu lernen. Dieselbe Absicht hatte meinen Stammvetter, den mir damals noch völlig fremden Predigtamtskandidaten Heinrich Sebald, von Odenburg ebendahin geführt. Vor dem Glasbilde des Ahnherrn, das Sie hier von mir selbst möglichst getreu kopirt sehen, sind wir mit einander für's Leben einig geworden."

„Ein Vers zu diesem Bilde soll mir nicht schwer fallen. Und die beiden andern?"

„Ob das Original zu dem einen erlangbar sein wird, ist leider mir selbst etwas zweifelhaft."

„Warum?"

„Es befindet sich auch in Sebaldsheim und vermuthlich noch jetzt an demselben Platz, auf dem ich es damals zufällig entdeckte, als uns der Kastellan in ein Thurmgemach hinaufgeführt hatte, um uns die Aussicht aus den Fenstern bewundern zu lassen. Es ist ein Jugendbild meines Großvaters, des weiland nordamerikanischen Obersten Sebald. Nebst mehreren anderen Porträts dort hinauf verbannt, stand es rahmenlos mit dem Gesicht wider die Wand gelehnt. Die Namensinschrift mit Jahreszahl auf der Rückseite bewog mich, es umzuwenden. Das mir aus meiner Kinderzeit erinnerliche

Gesicht des Achtzigers würde ich aus den Jünglingszügen schwerlich herausgefunden haben; aber alle meine Schaugefährten behaupteten unverkennbare Aehnlichkeit zwischen mir und dem Bilde. Seitdem hab' ich es nicht wiedergesehen. Eine Kopie für das Album wünsche ich um so lebhafter, je mehr ich Arnulf mit jedem Jahr, um das er der gleichen Altersstufe näher kam, jenem Porträt seines Urgroßvaters, wie es sich meinem Gedächtniß eingeprägt hat, immer ähnlicher werden sah. Wollen Sie sich der Gefahr eines abschlägigen Bescheides aussetzen und Herrn Pfungstätter, der das allein zu unternehmen weigert, nach Sebaldsheim begleiten, um ihm die Erlaubniß zur Photographirung des Bildes auszuwirken?"

„Gern. Ich schreibe sogleich an den Grafen. Gesehen hab' ich ihn nur ein einziges Mal vor langen Jahren nach jenem Ihnen ja nicht unbekannt gebliebenen Vorfall auf der Hirschkäferjagd. Indeß hör' ich ihn schildern als zugänglichen und vorurtheilsfreien Herrn, zweifle daher nicht an seiner Zustimmung."

„Eine Empfehlung kann ich Ihnen leider nicht mitgeben. Die gräflichen Sebalds sind mir gänzlich unbekannt. Ihre Rückkehr zur katholischen Kirche hat sie unserer geistlich gewordenen älteren Linie seit mehr denn anderthalb Jahrhunderten völlig entfremdet. Auch für das dritte und letzte der noch fehlenden Bilder wird die Aufnahme nicht ganz leicht zu erlangen sein. Sie ist nur möglich aus Ulrich's Wohnung im ersten Stock des Pfarrhauses und auch von da nur an einem heitern Nachmittage, wann die Sonne und ihr Wiederglanz vom Strom durch die westlichen Fenster in die Sebalduskirche

hineinscheint. Da ich später mit einem zweiten Exemplar des Albums auch Ulrich überraschen will, müßten Sie Den bei geeignetem Wetter und Sonnenstande auf etliche Stunden fortzuschicken wissen, um dann sogleich Herrn Pfungstätter zu holen. Bei genannter Beleuchtung sieht man nämlich, am zweiten Fenster der Studirstube meines Sohnes stehend, wunderbar deutlich den oberen Theil des großen Kruzifixes in der Sebaldskirche. Mit der photographischen Fixirung beabsichtige ich zugleich eine Mahnung für Arnulf."

„In welchem Sinne? Dem gemäß werde ich wohl meinen Text zu modeln haben."

„Sie selbst, mit dem Unterricht, den Sie meinen Knaben ertheilten, als Sie noch Konservator des naturhistorischen Museums waren, haben wesentlich beigetragen zur Abwendung Arnulf's von der Theologie. Gegen den Willen des Vaters und gegen ein Familienherkommen von Jahrhunderten hat er es durchgesetzt, sich der Naturwissenschaft widmen zu dürfen, übrigens, ich bekenn' es, nicht ohne meine Unterstützung. Sein Uebereifer war nahe daran, ihn hinein zu locken in's Lager der Gegner des Christenthums. Doch die Disputationen zwischen ihm und seinem geliebten ältern Bruder, während die Beiden, im Dachstock des Pfarrhauses zusammen wohnend, auf der hiesigen Universität studirten, so wenig sie den Abtrünnigen zur Umkehr bewogen, erwiesen sich dennoch folgenreich und zwar für Beide. Zunächst führten sie beinahe zum Gegentheil der Absichten des älteren. Er wollte bekehren und wurde bekehrt. Während er sich mit eisernem Fleiße der Theologie widmete, fand er doch zugleich Muße für die Werke, die den jüngeren dem Be-

rufe seiner Vorfahren entfremdet. Erst auf seine Fürsprache gestattete der Vater die Einrichtung des Schiebfensters und die Aufstellung eines kostspieligen Fernrohrs. Theilnehmend an Arnulf's Durchmusterungen des Himmels, wollte Ulrich, wie die geologischen und physikalischen, auch die astronomischen Einwendungen gegen die Weltanschauung der kirchlichen Lehre zugleich selbst beobachtend und prüfend kennen lernen, um sie zu widerlegen. Doch wie ich selbst, die ich mit Eifer und Genuß theilnahm an diesen Studien meiner Söhne, fand er sie mehr und mehr unwiderleglich und bekannte das ehrlich. Da freute sich denn Arnulf des Sieges seiner Lehrmeister, fühlte sich aber um so mehr verpflichtet, das Entgegenkommen seines Bruders zu erwiedern mit gleich aufmerksamem Eingehen auf Ulrich's Vertheidigung seines Fachstudiums. Schon geneigt, die Theologie als Unwissenschaft schlechthin zu verwerfen, lernte er nun die schwer erkämpfte Betrachtungsweise kennen, mit welcher Ulrich sein Christenthum zu retten wußte, ohne ein erforschtes Naturgesetz zu verleugnen. Es ging ihm auf, daß die Dogmen doch etwas mehr seien als Aberglaube und Pfaffentrug. Ohne es fehlen zu lassen an Einwänden, fühlte er sich mächtig angezogen von der aus Ulrich's Ideen folgenden Lebenslehre; ähnlich, sagte er selbst, wie ein Baumeister von einem Aufriß, den er zwar vielfach als phantastisch und unausführbar erkennt, aber in den Hauptlinien doch so schön findet, daß er sich die Verwirklichung eines möglichst annähernden Entwurfes vornimmt. Hievon erfüllt, zugleich von einer Ahnung, die sich nun auch mir allmälig aufdrängt: daß Ulrich mit seiner neuen Theologie nicht allzu lange Hauptpastor bleiben werde, ging er nach

Amerika, entschlossen und voll Zuversicht, dort mit seiner Geologie, Berg- und Hüttenkunde genügenden Reichthum zu erwerben, um einst die Ideen des Bruders, den er verehrte wie einen Propheten, als Praktiker verwirklichen zu helfen. Auch scheint ihm nun das Reichwerden drüben überraschend gut zu gelingen. Aber nach seinen Briefen zu schließen, vergißt er seine idealen Vorsätze mehr und mehr über der athemlosen Jagd nach Gold. Er hat sich bedenklich amerikanisirt und schon einen geringschätzigen Ton angewöhnt über Alles, was nicht ausschließlich der Aufgabe dient, sich bestmöglich einzurichten in der Welt wie sie nun einmal ist. Ich war zugegen, als ihm einst Ulrich aus dem Arbeitszimmer des damals schon kranken Vaters das Haupt des gekreuzigten Heilands, von einer Sonnenglorie umstrahlt, hinter dem gemalten Kirchenfenster zeigte und an diesen Anblick eine schwungvolle Improvisation von hinreißender Gewalt über sein Christenthum anknüpfte. ‚Ja,‘ sagte darauf Arnulf, den Bruder umarmend, ‚solchem Christenthum kann auch ich Treue geloben. Sein Apostel zu bleiben werd' ich Dir helfen, wenn es einst nöthig werden sollte, wie ich fürchte.‘ An diese Szene soll ihn das letzte Blatt erinnern. Er wird es zugleich verstehen als mütterlichen Warnwink und als leise Andeutung, daß die gelobte Bruderhülfe vielleicht bald erwünscht sein dürfte. Fördern Sie dies Verständniß mit einem sinnigen Reimspruch.“

„Den,“ rief Mottwitz, „hab' ich schon fertig:

‚Vergiß' es nicht, was ihr empfunden,
Was du gelobt als Mann der That,
Als ihr das Haupt voll Blut und Wunden
Umsonnt vom Glorienscheine sah't.‘

„Vortrefflich!“

„Ich habe nur gereimt, was Sie mir vorgedacht. Will mich nun gleich an die Arbeit machen für das Geburtstagsalbum.“

Er erhob sich.

„Nein, bleiben Sie noch. Ich will versuchen, Ihr Talent auch für die Titelwidmung und die übrigen Blätter ähnlich anzuregen, wie zu der eben gehörten glücklichen Improvisation. Vielleicht gelingt mir das, wenn ich Ihnen Einiges erzähle aus unserer Familiengeschichte. Die ist Ihnen zwar nicht unbekannt, aber doch nicht so genau vertraut, wie sie mir geworden ist durch unsere sorgfältig und ziemlich lückenlos geführte Chronik. Also hören Sie:

„Ehedem pflegten das kleine Haus an der Sebalduskirche nur der Sakristan und der jüngste Diakonus zu bewohnen. Das änderte sich, als die Reformation die Einwohnerschaft Odenburgs bis auf einen geringen Bruchtheil von der Fremdherrschaft Roms befreite und die Sebalduskirche den Lutheranern zuwies.

„Als Anstifter und Führer dieses schnellen Umschwunges wirkte der Sprößling eines der ältesten Patriziergeschlechter der Stadt, der auch in ihrer Nachbarschaft reich begüterte junge Freiherr Dietleib Sebald.

„Von Padua, wo er Humaniora studirt, war er, als Luther's Ruhm die Welt durchstrahlte, nach Wittenberg geeilt, um sich zu tränken mit dem Geiste des gewaltigen Mannes. Als einer der eifrigsten Anhänger und Bewunderer des kühnen Mönchs hatte er geholfen und mitgejubelt bei der Verbrennung der Bannbulle des Papstes.

„Er war ein Nachkomme jenes Ritters Udo von Sebaldsheim, von dem die Inschrift der Porphyrplatte unter dem hintersten Fenster des Chores Zeugniß gibt, daß dieser tapfere Kreuzfahrer nach glücklicher Heimkehr aus dem gelobten Lande durch Schenkung ausgedehnter Aecker, dreier Pfunde Beutegoldes und vieler den Ungläubigen entrissenen kostbaren Edelsteine den Bau dieses Gotteshauses und die Stiftung des Domkapitels gefördert, auch die Benennung des Heiligthums nach seinem Schutzpatron, dem heiligen Sebaldus, veranlaßt habe.

„Die vertriebenen Pfründner und ihr katholischer Anhang ließen es nicht fehlen an grimmigen Schmähungen des entarteten Enkels. Er zerstöre die Schöpfung seines frommen Urahnen, um dessen Ruhm auszulöschen mit seiner Schande. Auch behaupteten sie, Herr Dietleib habe sich zum Führer der abtrünnigen Ketzer und Kirchenräuber nur aus Habsucht aufgeworfen, um wo möglich einen Theil der Vermächtnisse seines Stammvaters an sich zu reißen.

„Glänzend aber wußte er diese Verleumdung zu widerlegen und zu beweisen, daß er die Macht über die Gemüther, die er in nicht geringem Maße seiner Herkunft verdankte, auch verdiene, und daß seine thatkräftige Begeisterung für die gereinigte Lehre nicht Entartung sei, sondern ganz derselbe in unverminderter Echtheit ererbte Glaubenseifer, welchen einst sein Ahnherr zu anderer Zeit in anderer Richtung bewährt hatte.

„Unter die Urkunde, mit welcher Bürgermeister und Rath zwei Drittel der Einkünfte des Domstifts dem städtischen Krankenhause zueigneten und nur ein Drittel der Kirche beließen zur Bestreitung ihrer Bedürfnisse,

setzte er eine gesiegelte Bestätigung der Schenkungen jenes Udo. Ja, zu Gunsten des Spitals vermehrte er dieselben noch beträchtlich durch Abtretung einer an das Weichbild der Stadt grenzenden Feldmark von mehreren hundert Morgen. Auch den ansehnlichen Rest des Gutes Schwanau, von dem er dies Gelände abgezweigt, trat er ab an die Stadt, aber mit dem Servitut, daß zwei Drittel des Ertrages als Zuschuß zur Besoldung des Hauptpastors der Sebalduskirche zu zahlen seien, so lange das Amt von ihm selbst oder einem seiner Nachkommen bekleidet werde; daß indeß, falls keiner derselben geeignet oder geneigt sei, das Vorzugsrecht der Familie auf die Pfarrstelle geltend zu machen, diese Nebenrente kapitalisirt dem nächstberechtigten Erben ausgefolgt werden solle. Die Baronie mit dem Hauptgut und alten Stammschlosse Sebaldsheim verschrieb er seinem jüngern Bruder Ludolf, jedoch mit der Klausel, daß sie an den ältesten Sprossen der älteren Linie zurückfallen solle, wenn die jüngere dem protestantischen Bekenntniß untreu würde. Dann ging er nochmals nach Wittenberg, um das dort schon begonnene Studium der Theologie zu vollenden, kehrte, von Luther selbst geweiht, in die Vaterstadt zurück und bezog, den Freiherrntitel ablegend, als erster lutherischer Hauptpastor der Sebalduskirche eben dies bescheidene Häuschen.

„Ihm folgten im Amt und als Bewohner dieser engen Residenz sein Sohn, sein Enkel, sein Urenkel, und so fort bis zur sechsten Generation.

„Erst im dritten Dezennium des vorigen Jahrhunderts, als die jesuitische Reaktion übermächtig wurde und in der Vertreibung der protestantischen Salzburger

einen ihrer Haupttriumphe feierte, trat eine Unterbrechung dieser Erbfolge ein.

„Die Freiherren Sebald von Sebaldsheim, seit mehreren Geschlechtern durch einträgliche Staatsämter und Offizierspatente für ihre jüngeren Söhne dem Wiener Hofe verpflichtet und kürzlich zu Grafen erhoben, waren längst wieder heimliche Katholiken. Jetzt erhielten sie aus höchsten Regionen einen Wink, dieser bisher geduldeten Heimlichkeit ein Ende zu machen, zugleich die bündigste Versicherung, daß jene Klausel in der Urkunde ihres Besitzes als ein Akt der ketzerischen Rebellion null und nichtig sein und bleiben solle. Da ließ sich denn der regierende Graf mit seiner Familie im Stephansdom zu Wien mit herausforderndem Gepränge eine Messe zelebriren, um seine Rückkehr in den Schooß der alleinseligmachenden Kirche recht eindrucksvoll zu bekunden.

„Daraufhin hielt Ulrich Sebald, derzeit Hauptpastor an der Sebalduskirche zu Odenburg, das aussichtslose Wagniß, jene unvergessene Klausel geltend zu machen, für seine Familienpflicht. In einem Schreiben an den regierenden Grafen Kurt von Sebaldsheim verlangte er unter Androhung der Klage beim Reichshofgericht Rückgabe der Herrschaft Sebaldsheim an seinen ältesten Sohn Dietleib.

„Nachdem er monatelang vergebens auf Antwort gewartet, erhielt er eine Vorladung vom kaiserlichen Stadtgericht als angeklagt eines unerhörten Erpressungsversuches und sogar als dringend verdächtig einer Urkundenfälschung, da ein Dokument mit der von ihm in angeblicher Abschrift angeführten Bestimmung gar nicht existire.

„Er eilte sofort zum Kantor, der zugleich das Kirchenarchiv in Verschluß und Verwaltung hatte. Dem voran sprang er die Wendeltreppe des Seitenthürmchens hinauf nach dem Gemach, in welchem er die ältesten Pergamente und bei diesen auch das oft gelesene, jüngst abgeschriebene Originalduplikat jener Abtretungsurkunde aufbewahrt wußte. Hätte er beim hastigen Aufstieg einen Moment hinter sich geschaut, so würde ihn vermuthlich ein hämisches Lächeln des Kantors vorbereitet haben auf den Schreck, der seiner wartete.

„Das Dokument war aus dem Schrank verschwunden und blieb unfindbar trotz stundenlangem Suchen. Der nächstliegende Verdacht wurde bald darauf zur Gewißheit, als der Kantor zum Katholizismus übertrat und beim Fürsten L...., einem Schwager des Grafen Kurt, eine wohlbesoldete Archivarstelle annahm.

„So stand nun Pastor Sebald ohne Beweismittel zu seiner Vertheidigung vor einem Gericht, in welchem nur kaiserliche Kreaturen und Jesuitenzöglinge saßen. Seines Amtes entsetzt und zu mehrjährigem Gefängniß verurtheilt, dankte er den Erlaß dieser Strafe lediglich der kräftigen Verwendung des Preußenkönigs Friedrich Wilhelm I. Aber auch der war nicht im Stande, ihm von der Stadt die Zahlung des Kapitals auszuwirken, auf das ihm die Stiftung seines Vorfahren ein Recht gab. So berief denn dieser Monarch, der sich gerade damals der vertriebenen Salzburger hülfreich annahm und mit ihnen seine von der Pest entvölkerte Provinz Ostpreußen besiedelte, den mittellos Verjagten eben dorthin als ersten Pfarrer einer für die glaubenstreuen Einwanderer neugegründeten Kirche.

„Erst als unter Kaiser Joseph II. auch Odenburg frei ward von der jesuitischen Vergewaltigung, gelang es wieder einem Sebald, Anerkennung zu finden für sein ererbtes Vorzugsrecht auf das Hauptpastorat an der Sebalduskirche: eben jenem Dietleib, dessen lebensgroßes Bild in ganzer Figur in der Sakristei hängt. Es stellt ihn dar, im Begriff die zweistufige Estrade des Altars zu besteigen, aber noch stehend auf den Steinfliesen des Fußbodens. Da gleichwohl eine Fortsetzung der Oberflächenlinie des Altars ihn ungefähr treffen würde, wo unter dem Talar die Hüfte des breitschulterigen Hünen zu vermuthen ist, so muß er, wenn der Maler nicht übertrieben hat, von der Sohle bis zum Scheitel an die sieben Fuß gemessen haben.

„Diese Vermuthung bestätigt ein auf ihn gemünzter Spottvers, der den Odenburgern bis auf den heutigen Tag geläufig geblieben ist, offenbar kraft wiederholter Auffrischung für seine Nachkommen und Amtsnachfolger, da er in Betreff ihrer ähnlichen, wenn auch nicht mehr ganz so riesenhaften Statur seine Anwendbarkeit behalten sollte, wie noch jetzt für meinen Sohn Ulrich."

„Ich kenne den Vers," bemerkte Mottwitz. „Er lautete:

‚Im Pfarrhaus die Decke
Hat Sebald, der Recke,
Mit dem Scheitel beschädigt,
Und Sonntags auf Kantisch
Gar Bresche gigantisch
In den Himmel gepredigt.'

„Auch weiß ich ihn zu erklären. Dietleib hatte in Königsberg studirt, wo sich damals in Kant's Riesengenie ein Sonnenaufgang neuer Wissenschaft vollzog.

Denn zur Entdeckung des Weltenbaues durch Kopernikus und des Gesetzes der kosmischen Bewegungen durch Kepler, Galilei und Newton war nun die gleich große Entdeckung des Grundgesetzes der menschlichen Erkenntniß hinzugekommen.

„Auch Dietleib Sebald also hatte wohl gesessen unter der begeisterten Schaar von Jünglingen und reifen Männern, die der tiefste aller Denker dort um sich versammelte, und der Lehre gelauscht, welche bestimmt war, die Geburtshelferin einer höhern Ordnung des Lebens zu werden. Der scharfe Stich des Reimspruchs wird also einer Predigt gegolten haben, welche etwa mit den Hauptergebnissen der kantischen Schrift über die Naturgeschichte des Himmels die Unhaltbarkeit der bisherigen Vorstellungen andeutete. Denn so unzweifelhaft die satirische Strophe bezeugt, daß ein astronomisch oder doch naturwissenschaftlich angehauchter Kanzelvortrag auffällig gewirkt hatte: — Predigten rein weltlichen Inhalts waren damals ganz und gar nicht auffällig, vielmehr überwiegend an der Tagesordnung. Der protestantische Kultus hatte nahezu den tiefsten Punkt kahler und kalter Nüchternheit ersunken. Der puritanische Wahn, jede sinnliche Anregung als unheilig zu verwerfen, hatte auch die letzte Ahnung ausgelöscht, daß ohne Poesie von der Religion, ohne Kunst vom Gottesdienst nur lebenshinderliche, in die Gruft hinunter gehörige Mummenreste übrig bleiben. Hatten doch die Reformirten sogar die Orgel verbannt, ihren Dienst näselnden Vorsängern übertragen und den Altar entkleidet zum schmucklosen Tisch. Aufklärung, das Losungswort der Epoche, schrieb auch der Predigt ihr Wesen vor. Sich mit ihr an Einbildungskraft und Ge-

müth zu wenden galt für zopfig. Mit den Mysterien des Glaubens wußte der sogenannte gesunde Menschenverstand nichts anzufangen. Nur der Moral und Lebensweisheit gehörte die Kanzel. Von ihr herab populäre Kollegia zu lesen über Viehzucht, Dreifelderwirthschaft und die vortheilhafteste Methode des Kleebaues war weit verbreitete Praxis."

„Nicht ganz unverwandt dieser Aufklärerei des vorigen Jahrhunderts," flocht hier Frau Sebald ein, „ist Arnulf's amerikanische matter-of-fact-Neigung. Geben Sie daher Ihrem Text zum Bilde des hünischen Dietleib, unter Anspielung auf jenen Spottvers, ein Spitzchen, das mehr freundschaftlich kitzelt als sticht. Uebrigens," fuhr sie fort, „scheint das kantisch angeflogene Walten Dietleib's außer dem unbekannten Satiriker weder seinen Pfarrkindern noch seinen Vorgesetzten Anstoß gegeben zu haben; denn laut Inschrift über dem Rahmen ist jenes Porträt von seiner Gemeinde zur Feier seines fünfundzwanzigjährigen Jubiläums gestiftet worden. Bis zu seinem Tode, fast fünfzig Jahre, ist er in seinem Amte geblieben und hat dasselbe seinem Sohne vererben dürfen, dem Großvater meines Ulrich, des vielleicht in ganz Deutschland jüngsten Hauptpastors einer Großstadt, da er, wie Sie wissen, erst im Herbst seinen siebenundzwanzigsten Geburtstag feiern wird. Doch ich höre Jemand die Treppe heraufkommen. Es wird Pfungstätter sein."

„Ich bringe die versprochenen Probeabzüge," sagte der eintretende Photograph. „Die Aufnahmen sind außergewöhnlich gut gelungen, eine derselben sogar in einem Ihnen, Frau Pastor, vielleicht unerwünschten Maße."

„Wie soll ich das verstehen?“

„Zu städtischer Architektur, wann Luft und Licht vorzüglich sind, nehme ich gern Momentanbildplatten von solcher Empfindlichkeit, daß die Exponirung noch keine Zehntelsekunde zu dauern braucht. So bekommt man von den etwa Vorübergehenden nicht ausgereckte Gespenstflecke, sondern Gestalten mit scharfen Gesichtern zu willkommen belebender Staffage. Doch auch Unerwünschtes kann dabei in das Bild hineingerathen. Entscheiden Sie jetzt, Frau Pastor, ob mir das für Sie zugestoßen ist.“

Er öffnete auf dem Tisch vor dem Sopha die mitgebrachte Mappe und breitete mehrere sehr dünne, noch unaufgeklebte Blättchen aus.

„Gegen diese Photographieen des Pfarrhauses, der in großem Maßstabe wiederholten Hausthür, der von ihr aus gesehenen Sebalduskirche mit der Sakristei, die wie eine Miniaturwiederholung des ganzen Gebäudes aus dem Hauptschiff ausknospt, und des Inschriftsteines unter dem Chorfenster werden Sie nichts einzuwenden finden. Aber vielleicht gegen dies vom Kai aus genommene Generalbild des Pfarrwinkels. In das ist mir eine Figurengruppe hineingelaufen. Sollt' Ihnen die störend sein für Ihren Zweck, so könnt' ich sie fortretouchiren. Aber es wäre sehr schade. Bei hellem Sonnenschein war die Luft so ausgezeichnet klar und ruhig, wie ich das in gleicher Vollkommenheit noch nicht erlebt habe. Nehmen Sie meine Lupe. Von diesen drei, genau gesehen vier Gestalten, erreicht die größeste noch nicht das Maß einer Stubenfliege. Wie scharf sind dennoch die Gesichter! Das hier ließe sich vergrößern zum sprechend ähnlichen Konterfei der Frau Hunike, der stadtbekannten Hebamme

der Frauenklinik. Sehen Sie, sogar ihr Schnurrbärtchen ist noch erkennbar."

„Und hier," bemerkte Mottwitz, der seine Käferlupe aufgeklappt dicht über dem Bilde hielt, „hier, aus der halboffenen Thür der Sakristei streckt Ehren-Spitzer, der Küster, seinen breiten Bulldoggenkopf mit den henkelartigen Zuckohren, um den beiden Frauen mit spionirendem Lauerblick nachzuschauen."

„Diese Dienstmagd vollends, mit dem vermuthlich eben getauften Kinde im Arm," fügte Pfungstätter hinzu, „erscheint sie nicht durch das Vergrößerungsglas, als ob ein Meister im Miniaturzeichnen sie sorgfältig bis in's kleinste Detail ausgeführt habe, und zwar eigens in der Absicht, ein Räthsel aufzugeben? Hat nicht die Kleidung etwas gesucht Grobes, maskenhaft Unpassendes? Kontrastirt gegen dieselbe nicht auffälligst das fein geschnittene, offenbar nicht mehr ganz jugendliche, ich möchte sagen angewelkte Gesichtchen? Meint man nicht in dem Blick, den sie auf das Kind richtet, etwas zu erkennen von wehmüthiger Zärtlichkeit?"

„Merkwürdig, sehr merkwürdig!" rief Frau Sebald in einem Ton und mit einem Aufblick zu Mottwitz, dem dieser es anmerkte, daß sie weit mehr denke, als in Gegenwart des Photographen auszusprechen wage. Nachdem sie sich das Bild noch eine Weile beschaut, legte sie die Lupe fort, richtete sich aus der unbequem gebückten Haltung auf und rief:

„Aendern Sie nichts, Herr Pfungstätter. Meinem Sohn wird es drüben vergnüglich sein, in diesen mikroskopischen Porträts zwei ihm wohl vertraute, wenn auch nicht gerade sympathische Figuren aus der Vaterstadt zu

erkennen. Lassen Sie uns die Probeabzüge hier und liefern Sie mir bald auch die beiden noch fehlenden Blätter in gleicher Vollendung. Der Herr Domsekretär wird Sie zu geeigneter Stunde abholen zur Aufnahme des Kruzifixes, dann auch nach Sebaldsheim begleiten, um Ihnen dort zum Kopiren des bewußten Porträts die Erlaubniß auszuwirken."

Indem sie die Probeblättchen an sich nahm, dann die Mappe aufhob, um sie zugeklappt dem Photographen zu überreichen und ihm dadurch das Ende der Audienz anzudeuten, fielen auf den Tisch zwei schon aufgezogene Porträts in Kabinetformat.

„Eine schöne Frau," bemerkte sie, diese Bilder betrachtend, „und ein noch schöneres junges Mädchen. Offenbar Mutter und Tochter. Darf ich fragen, wer Ihnen zu den Bildern gesessen hat?"

„Gemahlin und Tochter des Bankiers Mendez, des älteren Bruders."

„Sie sehen nicht im geringsten jüdisch aus."

„Die Frau, eine Engländerin, soll auch nur zur Hälfte, von Seiten ihres Vaters, jüdischer Herkunft gewesen sein."

„Gewesen?"

„Sie ist vor Kurzem am Nervenfieber gestorben, nachdem sich ihr ältester Sohn vierzehn Tage zuvor erschossen. Jetzt liegt auch Herr Fernando Mendez lebensgefährlich krank. Das ist denn auch der Grund, weßhalb ich die beiden Bilder bisher nicht abliefern konnte. Jetzt darf ich mich wohl empfehlen."

Als Pfungstätter das Zimmer verlassen, fragte Mottwitz:

„Kennen Sie die mitphotographirte, das Kind tragende Dienstmagd?“

„Ich kenne sie nicht, aber ich erkenne sie wieder. Ihnen, dem alten Freunde, brauch' ich es nicht zu verheimlichen, daß ich in der Sakristei als einzige Pathin zugegen war, als Ulrich das von Frau Hunike angemeldete, von der angeblichen Dienstmagd getragene Kind taufte. Nicht aussprechen aber darf ich, bevor mein Sohn es mir ausdrücklich erlaubt, was ich ferner weiß, und noch weniger, was ich nun vermuthe.“

„Ich glaub' es zu errathen. Das Kind auf der Photographie ist wahrscheinlich dasselbe, dessen Geburt ich vor mehr denn sechs Monaten mit falscher Geschlechtsbezeichnung in das Kirchenregister eingetragen habe, weil die Hunike zwei gleichzeitige Meldungen verwechselte. Gestern erst hat Ihr Herr Sohn den Irrthum im Taufbuch in der vorschriftsmäßigen Form eigenhändig berichtigt. Wurde das Kind nicht Lothar getauft?“

„Mir ist der Mund versiegelt.“

Zweites Kapitel.

Die Kunstreiterin.

Erwäge mild, ob für beschollen
Nicht fälschlich mein Beruf gegolten,
Ob nicht in ihm noch wächst an Werth,
Wer bleibt, was er zu sein erschwert.

Zwei und ein halbes Jahr später, eines Abends in der letzten Märzwoche, durchrasselte ein Miethwagen in polizeiwidrig schneller Fahrt eine der ältesten und engsten Straßen Odenburgs, den Bischofsgaden, und hielt vor dem Mauerpförtchen auf der Nordseite des Pfarrwinkels.

Der Aussteigende trug waschlederne Kniehosen, Kanonenstiefel und eine feuerrothe, mit Goldtressen überladene Jacke. Wohl nur die Dringlichkeit seines Auftrages hatte ihn verhindert, sich zum Schutz gegen das feuchtkalte Schlackenwetter mit einem Mantel zu versehen. Er kam aus der ersten Vorstellung der jüngst in Odenburg wieder eingetroffenen Zalesky'schen Kunstreiter-Athleten- und Akrobatengesellschaft, um den Hauptpastor, Herrn Ulrich Sebald zu holen.

Die berühmte Reiterin Miß Arabella, meldete er, sei gestürzt, habe sich lebensgefährlich verletzt und be-

gehre den geistlichen Beistand des Herrn Pfarrers, aber unverzüglich, da sie fürchte, binnen weniger Stunden, wenn nicht schon zu sterben, so doch das Bewußtsein zu verlieren.

So schwer es den jungen Geistlichen ankam, sich loszureißen vom Krankenbette seiner Frau, deren Zustand Doktor Mannheimer für bedenklich erklärte, er gehorchte seiner Amtspflicht und befand sich bald in der von der Reiterin am Cirkusplatze gemietheten Wohnung.

Die Verunglückte lag auf dem Sopha, um die Stirn eine Kompresse, auf dem Scheitel ein Blase mit Eis, bis über die Kniee unter Decken verborgen, übrigens noch bekleidet mit dem goldgestickten rothen Sammetmieder und dem kurzen mit glänzenden Flittern übersäten Röckchen von weißem Musselin, in welchem sie als Sylphide den letzten verhängnißvollen Sprung gethan.

„Lassen Sie mich allein mit dem Herrn Pfarrer," sagte sie zum Arzt. „Zu retten bin ich doch nicht mehr. Warten Sie im Vorzimmer.

„Dank," fuhr sie fort, als der Doktor die Thür hinter sich geschlossen, „daß Sie so schnell gekommen sind. Sie erkennen mich wohl nicht wieder in diesem höhnischen Aufputz?"

„Ich entsinne mich, Ihren Namen auf dem Anschlagzettel besonders groß gedruckt gelesen zu haben, als die Zalesky'sche Gesellschaft schon vor mehreren Jahren in Odenburg spielte. Eine Vorstellung indeß hab' ich nie besucht. Dennoch ist mir, als müßte ich Ihr Gesicht schon gesehen haben. Vielleicht in der Kirche?"

„Schwerlich. Bin zwar mehrmals drin gewesen, — nicht der Predigt wegen, nur um Sie zu sehen.

Doch können Sie mich kaum bemerkt haben. Ich hielt mich immer versteckt hinter einem Pfeiler. Sie sahen mich verkleidet als angebliche Dienerin der Hebamme, als Sie vor dritthalb Jahren mein Kind tauften und die schönste alte Frau, die mir im Leben vorgekommen, Ihre Mutter, einzige Pathin war."

„Sie also sind die Mutter jenes Knaben? Nun entsinne ich mich des Falles besonders deutlich, weil das Kind in unser Geburtsregister irrthümlich als Mädchen eingetragen war. Die meldende Hebamme der Privatklinik für Frauen hatte das Töchterchen einer gleichzeitig niedergekommenen andern heimlichen Wöchnerin verwechselnd als Ihr Kind und umgekehrt angezeigt. Erst ein halbes Jahr später hab' ich dann die Taufe vollzogen."

„Auf den Namen Lothar. Seinetwegen ließ ich Sie rufen. Wo ist mein Sohn?"

„Ihrer schriftlichen Weisung gemäß wird er in der Familie eines Landpfarrers aufgezogen. Dort hat meine Mutter den Kleinen erst vor etlichen Wochen wieder besucht. Er gedeihe prächtig, sagt sie, sei aber sehr geeignet, mich in falschen Verdacht zu bringen; denn er erinnere sie ganz wundersam an mein Aussehen im gleichen Alter."

„Das ist mir nicht wunderbar. Ihre Aehnlichkeit mit Lothar's Vater ist erstaunlich. Ich sank halb ohnmächtig vor Schreck auf die Steinbank in der Ausbucht des mittleren Pfeilers, als ich Ihnen zum erstenmal auf der alten Brücke begegnete. Ich wähnte einen Todten auferstanden zu sehen. Als ich dann Ihren Namen erfuhr, der mir das Wunder etwas erklärlicher machte, und in die Sebalduskirche ging, um Sie auf der

Kanzel zu sehen, da erinnerte mich sogar Ihre Stimme an die des Verstorbenen. Auch war es diese Ihre Aehnlichkeit mit Lothar dem Vater, was mir den ersten Gedanken eingab, Sie zu betrauen mit der Sorge für mein Kind."

„Wegen des Knaben dürfen Sie beruhigt sein. Die beträchtliche Summe, welche Sie mir einhändigen ließen, liegt unangegriffen in der Sparkasse. Meine Mutter hat es sich nicht nehmen lassen, die bisher für ihr Pathchen nöthig gewesenen Ausgaben aus ihren Mitteln zu bestreiten."

„Dort liegt mehr," sagte die Kunstreiterin, nicht ohne Anstrengung den Arm erhebend, um nach einer Kassette auf dem Tischchen unter dem Spiegel zu deuten. „Einige Juwelen, Alles, was ich für mein Kind zu ersparen vermocht, und alle für Lothar's Zukunft wichtigen Papiere befinden sich in jenem Kästchen. Morgen, nach der ersten Vorstellung, deren Proben mich nicht abkommen ließen, gedacht' ich Sie zu besuchen und es Ihnen selbst zu übergeben. Wie weit von hier liegt das Pfarrdorf?"

„Zehn Meilen, mitten im Gebirg und fern von jeder Eisenbahn. Nicht vor übermorgen wäre der Kleine herzuschaffen."

„So muß ich verzichten," sagte Arabella schwer aufseufzend, „mein Kind noch einmal zu küssen. Unterhalb der Hüften gehorcht kein Muskel mehr meinem Willen. Mein Rückenmark muß schwer verletzt sein. Habe schwerlich noch vierundzwanzig Stunden zu leben. Wer weiß, ob ich in der nächsten der Sprache noch mächtig bin. Hören Sie also, was Sie wissen müssen."

„Arabella ist nur mein Künstlername. Ich heiße Karola von Mojenyi. In der Kassette finden Sie meinen Taufschein und Aufzeichnungen über die Geschicke meiner vormals in Ungarn begüterten Familie. Mein Vater wurde standrechtlich erschossen. Ihres Besitzes verlustig, versprengt, waren die Meinigen, reichthumverwöhnt und hülflos in der Armuth, bald alle aufgerieben durch Entbehrungen und Krankheit. Schon als Kind war ich eine so gewandte als wilde Reiterin und kannte keine höhere Lust als, festgekrallt auf ungesatteltem Pony, über die Pußta zu jagen. Doch ich darf mich nicht aufhalten bei den abenteuerlichen Umständen, welche mich in meinem siebenten Jahr Elevin einer Kunstreitergesellschaft werden ließen. Es wird mir schon schwer, meine Gedanken zusammen zu halten. Also nur das Wichtigste.

„Während unserer Vorstellungen in Wien knüpfte sich durch eine an's Wunderbare streifende Begebenheit mein Verhältniß mit einem Offizier, der fünf oder sechs Jahre jünger war als ich. Als ich bereits spürte, sein Kind unter dem Herzen zu tragen, ward sein Regiment zum Kampf gegen die Aufständischen nach Dalmatien beordert. Bald darauf meldete der Telegraph seine Verwundung. Ich reiste hin zu seiner Pflege. Sein Zustand war hoffnungslos. Er kannte meine Herkunft, meine Familiengeschichte. Als er, von den Seinigen völlig vernachlässigt, meine Mutterhoffnung erfuhr, bestand er darauf, sich auf dem Sterbebett mir antrauen zu lassen. Der vom Feldprobst des Regiments ausgestellte, aber leider nur auf den Namen Arabella lautende Trauschein liegt bei den Dokumenten in jener Schatulle.

Zwei Tage später war ich Wittwe. Ich folgte unserer nordwärts gereisten Gesellschaft und kam dann mit ihr auch hieher nach Oldenburg. Ich verschmähte es, meine Wittwenrechte beim Vater meines Gemahls geltend zu machen. Ich redete mir ein, mein Stolz befehle mir, selbst für die Zukunft meines noch ungeborenen Kindes zu sorgen. Jetzt aber sagt mir mein Gewissen, daß feige Furcht, von Lothar's hocharistokratischer und, nach ihrem gänzlichen Schweigen auf die Telegramme und Briefe mit der Unglücksnachricht zu schließen, grausam hartherziger Familie als goldgierige Schwindlerin abgewiesen zu werden, mich abgehalten hat, meine Schuldigkeit zu thun. Trotz meiner Mutterhoffnung hab ich noch Monate lang eifriger denn jemals gegaukelt — gearbeitet, wie wir es nennen — um so viel als möglich zurückzulegen. Das Weitere wissen Sie."

„Aber noch nicht den Familiennamen Ihres Geliebten und Gemahls."

„Er hieß Lothar Sebald, Graf von Sebaldsheim."

Ulrich mußte sich fast schmerzende Gewalt anthun, um seine Phantasie zurückzuhalten von der Ausmalung der Folgen, welche die Ansprüche eines Sohnes aus dieser Nothehe haben könnten für die zur Zeit ihm persönlich unbekannte Familie seines Stammvetters, des Grafen von Sebaldsheim, und zugleich für ihn selbst, wenn er als Vormund für die Rechte dieses Mündels einzutreten hätte.

Die Kunstreiterin selbst half ihm, dies aufdringliche Gewirr von Zukunftsvorstellungen verbannen, um nur das Nächstnöthige zu überlegen.

„Ganz in Ihre Hände," sagte sie, „vertraue ich

mein Söhnchen. Wann er sich weit genug entwickelt haben wird, um seine Anlagen zu beurtheilen, dann entscheiden Sie, ob er geeignet ist, zum Erben der Grafschaft seines Großvaters herangebildet zu werden, oder ob es rathsamer bleibt, ihn zu bürgerlichem Loose zu erziehen und vielleicht für immer, wenigstens aber bis zu seiner Gewöhnung an einen lohnenden Beruf, über seine Herkunft ununterrichtet zu lassen."

„Würden Sie noch im Stande sein, zweimal Ihren Namen zu schreiben?"

„Gewiß! Wenn es zum Besten Lothar's nothwendig ist, werd' ichs schon können, sollt' es mir auch noch so sehr weh thun."

„So will ich den Arzt ersuchen, bei Ihnen zu warten, bis ich wiederkehre. Ich hole einen mir bekannten, wenige Häuser von hier wohnenden Notar und einen zweiten Zeugen. Sie sollen Ihren letzten Willen diktiren und unterzeichnen, desgleichen eine mich zum Vormund Ihres Sohnes ernennende Vollmacht. — Noch eine Frage. Wünschen Sie hernach das Abendmahl zu nehmen? Das Geräth hab' ich mitgebracht."

„Ich bin katholisch. Aber ich will keinen katholischen Geistlichen, auch wenn ein solcher noch zu erlangen wäre. Von solchen selbst und ihren ausgeschickten Kundschaftern wurde ich seit einiger Zeit lästig umspäht und mit Fragen nach meinem Kinde beunruhigt. Wenn Sie mir das Brod ohne den Wein geben dürfen . . . ."

„Ja, bei Todesgefahr darf ich's."

„So werd' ich bereit sein, es zu nehmen und mit Ihnen zu beten. Nun aber gehen Sie, um bald, recht bald zurückzukehren. Mir ist, als laufe mir ein Schwarm

gieriger Ameisen im Rücken empor, um sich bis in mein Herz hinein zu nagen. Eilen Sie."

Als Ulrich mit dem Notar und einem Zeugen wieder gekommen war, machte sie mit bewundernswürdiger Fassung und Klarheit alle ihre Angaben. Erst bei der Unterzeichnung der danach legal aufgesetzten Urkunden merkte man wieder ihren verzweifelten Zustand. Aufächzend biß sie die Zähne zusammen bei der qualvollen Anstrengung, der ihrem Willen kaum noch gehorchenden Hand die Federführung abzufoltern. Nach der immer noch deutlich lesbar, aber schon krampfig schief und verkritzelt ausgefallenen vierten Unterschrift — denn der Notar bestand auf doppelter Ausfertigung, um die Dokumente zugleich im Gerichtsarchiv zu hinterlegen — ließ sie, mit gellendem Schrei, die Finger ausspreizend und wieder krallend, die Feder fallen und sank ohnmächtig mit geschlossenen Augen in die Bettkissen auf dem Sopha zurück. Schon glaubte der Arzt, ihre Agonie begänne. Doch bald athmete sie wieder kräftig, schlürfte einige Tropfen des dargebotenen Beruhigungstrankes, öffnete die Augen und sagte lächelnd, indem sie sich nochmals zu halbem Sitzen aufrichtete:

„Das war die schwerste meiner Produktionen. Danke, meine Herren. Gute Nacht. Habe noch mit dem Herrn Pastor zu reden. Nein, Sie müssen noch aushalten, Doktor, mir den Athem zu verlängern, wenn er mir ausgehen sollte, bevor ich fertig bin. Dürfen's mit anhören. Geben Sie mir noch einen tüchtigen Schluck. Ihre Medizin klärt mir den Verstand."

Nachdem der Notar und sein Begleiter sich verabschiedet und Arabella dann mehr getrunken, als der Arzt

gestatten wollte, ließ sie sich noch ein weiteres Kissen unterschieben, bis sie fast aufrecht saß.

„Wenn ich nicht merkte," begann sie mit festerer Stimme als bisher, „daß ich unterhalb der Hüften eigentlich schon todt bin, könnt' ich fast wieder hoffen; so leicht ist mir jetzt geworden und so licht im Kopf. Mit der Hälfte der Leibeslast scheint meine Seele auch der Erdentrübung halb entledigt. Auch dies letzte Hellsehen vor dem Auslöschen soll meinem Sohn gehören. Prägen Sie sich fest ein, was ich sage, um es unverweilt aufzuschreiben, wann Sie heimgekehrt sind."

Sie unterbrach sich mit schmerzlichem Aufstöhnen und preßte die Hände gegen die Brust.

„Zusammenhängend — zu reden," fuhr sie dann mit Pausen zu keuchenden Athemzügen fort, „wird mir doch — schwerer als ich dachte. Vielleicht finden Sie — ausreichend, was ich selbst — jüngst aufgeschrieben, — um Lothar zu hinterlassen, — was werthvoller ist als der kleine Schatz: gute Meinung — von seinen Eltern. Es liegt obenauf in der Schatulle — Schlüssel in der Schieblade des Spiegeltischchens. — Lesen Sie's laut — mir wird's wohlthun."

Ulrich nahm das Schriftstück heraus und las:

„Für meinen Sohn Lothar, wann er erwachsen sein wird.

„Ich fühle meine Kraft schwinden, meine Gewandtheit nachlassen und schreibe diese Zeilen in der Vorahnung, daß mir in meinem halsbrechenden Beruf ein Unglück zustoßen wird.

„Denke nicht gering von deiner Mutter, weil sie Kunstreiterin und Luftspringerin war, noch von deinem Vater wegen der wilden Liebschaft mit der Gauklerin.

„Ersieh' aus den andern Papieren, aus welchem Schiffbruch ich verschlagen ward in den Cirkus.

„Man thut uns Athleten, Seiltänzern, voltigirenden Centauren und Amazonen oft Unrecht mit der verbreiteten Meinung, daß wir ein lüderliches Leben führen. Wenigstens für Meister und Meisterinnen in den schwierigsten und gefährlichsten Produktionen ist sie weit öfter falsch als richtig.

„Wer sich mit den Fußspitzen festzuhalten hat im haushoch schwingenden Trapez, sicheres Lächeln im Gesicht und jeden Augenblick bedacht, mit seinem Körper ein anmuthiges Bild darzubieten; wer beim Schaukelflug über die ganze Breite der Arena und des Zuschauerraumes kein Zehntel einer Sekunde zu früh oder zu spät greifen darf nach der Querstange der entgegenpendelnden Schaukel oder nach den Händen des fliegenden Kameraden, um nicht stürzend das Genick zu brechen, der bedarf einer Muskelkraft, einer Nervenruhe, einer Geschmeidigkeit der Glieder und einer uhrwerkartigen Pünktlichkeit ihres Gehorsams, die man sich nimmer aneignen und erhalten kann ohne die allerstrengste leibliche Zucht. Bei sehr beschränkter Speisenwahl ist die reichliche und kräftige Kost Jedem von seiner Erfahrung bis auf das Loth genau vorgeschrieben. Eine Unmäßigkeit, eine Ausschweifung kann den Erwerb etlicher Wochen, ja das Leben kosten. Auch läßt der Kraftverbrauch in den Proben und Vorstellungen wenig Empfänglichkeit übrig für andern Genuß als den unseres Mannas, des Applauses. Ich schwöre bei der heiligen Jungfrau, daß ich trotz mancher Versuchung fast dreißig Jahre alt geworden bin als unberührtes Mädchen.

„Selbst dein Vater, der verblendend schöne junge Mann von herkulischer Stärke, hatte bei uns schon ein Vierteljahr Unterricht genommen in der Voltige auf nacktem Pferde, ohne mein Wohlgefallen an seiner Erscheinung und mein Staunen über seine riesige Kraft bis zur Erwiederung seiner Neigung zu erwärmen. Er hätte mich schwerlich erobert ohne ein Ereigniß, von dem damals viele Zeitungen berichteten.

„Auf den Wunsch des Direktors Zalesky studirte ich ein kürzlich erfundenes zugkräftiges Kunststück: mich aus einer Art Spielzeugkanone großen Maßstabes durch einen Mechanismus starker Springfedern bis an das Dach des Cirkus hinaufschießen zu lassen, um oben an einem erfaßten Trapez hängen zu bleiben. Die einzige Schwierigkeit bestand darin, die heftige und schmerzhafte Erschütterung der Beine lächelnd auszuhalten. Doch die Probe war mir zwölfmal tadellos gelungen.

„Als ich das Stück zum ersten Mal in der Vorstellung ausführen sollte und schon auf der Schnellplatte bis an's Knie im Wurfrohr stand, sah ich deinen Vater ernst aufmerksam dicht daneben treten.

„Die paar Loth Pulver, die man beim Abdruck aus dem hohlen Holzmantel der Kanone aufzischen ließ, um einen Feuerschuß vorzuspiegeln, umschleierten mich mit einer Wolke; das Federwerk warf mich in die Luft, aber, wie ich fühlte, minder erschütternd als in den Proben. Man munkelte nachher, daß eine boshafte Neiderin, für deren Lockungen Lothar eiskalt geblieben war, den kanonirenden Clown bestochen, die Springfedern nur halb zurückzuspannen. Noch mannshoch unter dem Trapezschwengel sank ich schon wieder und gab mich

verloren. Doch ich that keinen harten Fall, fühlte mich nur einen Moment wie zerdrückt, als umringle mich eine Boa Constriktor.

„Unter einem Donner von Applaus, wie ich so gewaltig und andauernd noch keinen gehört, vergingen mir die Sinne. Als ich wieder zu mir kam, befand ich mich in der Garderobe und immer noch in den Armen deines Vaters. Im Fall aus einer Höhe von beinahe fünf Klaftern hatte er mich mit seiner an's Unglaubliche streifenden Stärke aufgefangen und hinausgetragen.

„Nun war ich's, die den Anfang machte, seine Hände und sein Gesicht mit Küssen zu bedecken. So ward ich die Seine. Mein Glück war kurz aber groß .....

„Genug, Herr Pfarrer," unterbrach Arabella. „Was noch folgt, sind Ermahnungen für meinen Sohn. Lassen Sie mich hinzufügen, daß ich mich scheidend versöhnt fühle mit meinem harten Schicksal. Denn meine Augen, bevor sie brechen, sind Seheraugen geworden. In der entschleierten Zukunft schau' ich das Kind unserer wonnig heißen Leidenschaft zum Prachtmenschen gediehen durch Ihre Hülfe. — Jetzt ein Gebet und das heilige Brod, meinetwegen auch Wein dazu; denn ich fühle mich himmelhoch über dem Giftnebel des Glaubensgezänkes. Bleiben Sie bei mir, bis Alles vorüber ist. Lange wird es nicht mehr dauern. Ich sterbe leichter, wenn mein letzter Blick ruhen darf auf dem Ebenbilde Lothar's.

Drittes Kapitel.

Heiri der Wildheuer.

Bei dir, Natur, lass' mich gesunden
Von Seelen- und Gewissenswunden.

Drei Tage später wurde die Kunstreiterin Arabella zu Grabe getragen.

Zwei Monate später klang in der Morgenstunde vom Thurm der Sebalduskirche das dreistimmige Geläut. Im Bischofsgaden, vor der Pforte des Pfarrwinkels hielt der Leichenwagen. In dem kleinen, mit Palmen und Kränzen bedeckten Sarge, den er nach dem Gottesacker führte, lag nach kaum einjähriger Ehe die Gemahlin des Hauptpastors und ihr todtgeborenes Kind.

Sechs Wochen nach diesem Begräbniß, am fünfzehnten Juli, schreitet ein hochgewachsener, kräftig gebauter, aber bleich und bekümmert aussehender junger Mann rüstig bergwärts im Thale von Glarus, bereits oberhalb des schlachtberühmten Städtchens Näfels.

Der nahe dem Ufer der Linth hinaufsteigenden Landstraße hat Ulrich Sebald die Fußpfade vorgezogen, die sich rechts von ihr, oft kaum erkennbar und fast nur von Gaishirten betreten, auf der untersten Lehne des

schroff abstürzenden Wiggis hinschlängeln, obgleich sie mit häufigen Steilen und launischen Zickzacklinien den Zeit- und Kraftaufwand seiner Wanderung fast verdoppeln.

Vor ihm her geht ein junger Wildheuer aus der Umgegend von Mollis, in breitkrämpigem braunem Filzhut, grauer Joppe und dickbenagelten Bergschuhen, über der Schulter am langen eichenen Krückstock mit scharfem Eisspeer eine lederne Reisetasche nebst aufgeschnallter Decke tragend. Wohl zehnfach um den Leib gewunden hat er sich ein Seil mit breitem Brustgurt an eisernem Rückenhaken.

Den hatte Ulrich während der Bootfahrt durch den Linthkanal erzählen gehört, wie er seinem gefahrvollen Erwerb zumeist auf den Schroffen am Klönthal und in der Gebirgswildniß des Glärnisch obliege. Eben diese, von Fremden selten besuchte Gegend gedachte er zu durchstreifen. Dorthin sein Führer zu sein hatte sich Heiri von Mollis bereit erklärt, wenn Ulrich im Storchen zu Näfels etliche Stunden auf ihn warten wolle. Er habe zuvor sein alt' Mütterle zu begrüßen und ihr die fünf blanken Zehnfrankenstücke in den Schooß zu legen, welche er, nach genügender Versorgung der eigenen Kuh, für die reichliche Heuernte dieses Jahres gelöst habe. Ohnehin müsse er für den Glärnischgletscher das Gangseil und etliche Steigeisen von Hause holen.

So freudig dann auch der junge Mann mit dem derbgeschnittenen, von der Sonne verbrannten Gesicht und den hellgrauen, kleinen, aber von Lebenslust blitzenden Augen ein Amt angetreten, das ihm für wenige Tage behaglichen Wanderns bei guter Verpflegung mehr Gewinn verhieß, als er in einer Woche zu verdienen im

Stande war mit dem Abmähen herrenloser, aber auch halsbrechend unzugänglicher Grasplätzchen, so schwer geworden war ihm dennoch das erste Willensopfer der übernommenen Gehorsamspflicht. Wie reiner Unverstand war es ihm vorgekommen, daß dieser deutsche Herr gleich oberhalb Näfels die Chaussee zu verlassen gewünscht. Er hatte Einwendungen gemacht, die Schwierigkeit der seitlichen Pfade geschildert, erwähnt, daß sie nicht selten gefährdet würden durch Rollgestein vom Wiggis, und sich nicht ohne Murren erst gefügt, als Ulrich mit einiger Entschiedenheit auf seinem Verlangen bestanden. Um seinen Verdruß zu beschwichtigen, hatte ihm Sebald begreiflich zu machen versucht, daß ihm weniger am Ankommen, als am Wandern gelegen sei. Er suche nicht Bequemlichkeit, sondern gerade Anstrengung; am liebsten würde er eine völlig pfadlose Bergwildniß durchklettern, wo kein Menschenwerk ihn abzöge von der Vertiefung in die Natur.

Dafür aber schien der praktische Schweizer wenig Verständniß zu haben. Sein Gesicht blieb immer noch etwas schmollend verzogen. Erst ein Fingerzeig Ulrich's auf die sehr neu aussehenden Trauerflore um seinen Hut und linken Arm erklärte dem Führer die Stimmung seines Dienstgebers. Nun war er versöhnt mit der Zumuthung überflüssiger Strapazen. „Wie man doch," sagte er, einen Moment stehen bleibend, „mit sehenden Augen dummblind sein kann!" Dabei schaute er mit einem Ausdruck so treuherzigen Mitgefühls in Sebald's Gesicht, daß dieser sich bewogen fühlte, es nicht bewenden zu lassen bei jenem Fingerzeig, sondern ihm zu sagen, wer er sei und daß er vor wenigen Wochen seine Frau nach

kaum einjähriger Ehe begraben. Er wolle jetzt in einem möglichst einsamen Winkel der Alpen Beruhigung suchen für sein erschüttertes Gemüth und Kräftigung seiner durch den Schmerz und lange Nachtwachen angegriffenen Gesundheit.

Daraufhin aber hatte sich Heiri verpflichtet gefühlt, zur Zerstreuung Ulrich's mehr zu thun, als diesem erwünscht war. Nach der Seite und etwas rückwärts ausbiegend, hatte er ihn hingeführt zu den elf Steinen, die zum Andenken an die Freiheitsschlacht bei Näfels auf der Stätte der blutigsten Entscheidung von den Siegern in die Erde gepflanzt und jeder mit der eingemeißelten Jahreszahl 1388 und einem Kreuz darunter bezeichnet ist. Er hatte die Schlacht lebendig zu schildern und zu veranschaulichen gewußt durch Hinweise auf die vor Augen liegende Walstatt. Gleichwohl war es Ulrich nur mit Anstrengung gelungen, aufzumerken, um den wenig geschulten, aber von Natur begabten jungen Mann durch kein Zeichen der Zerstreuung zu kränken, während er mit leuchtenden Augen von dieser wichtigsten Begebenheit seines Ländchens erzählte.

Als aber Heiri beim Weiterwandern überging zur ausführlichen Beschreibung des jährlichen Gedenkfestes, der „Näfelser Fahrt", da war Ulrich bald nicht mehr im Stande, den gehörten Worten den Weg vom Ohr zum Bewußtsein offen zu halten. Seine Gedanken flogen zurück nach dem Sterbelager im alten Hause neben der Sebalduskirche.

Er hatte schon gespürt, daß seine Hoffnung, in den Alpen lindernden Balsam zu finden, nicht ganz getäuscht werden würde. Er fühlte sich wirklich erleichtert, indem er diese Bergwelt in sich hineinscheinen ließ. Bei der

Betrachtung einer ihm bisher unbekannten Blume, eines grotesk geformten Felsblockes, einer merkwürdigen, an senkrechtem Absturz bloßgelegten Schichtenbildung, oder einer im Gestein eingebackenen Muschel aus längst vergangenen Erdepochen, sah er die Erinnerung an die durchlebten Trauerszenen wenigstens für Augenblicke wie hinter einem Schleier verdämmern.

Nun aber, da Menschenrede mit der Forderung, Acht zu geben und zu denken, an sein Ohr schlug, war sie zwar stark genug, ihn abzuziehen von der Hingabe an das bloße Schauen, aber selten geeignet, ihn mit ihrem Inhalt zu fesseln. Für die breite Festschilderung blieb er wie schlaftaub. Bis ganz zuletzt übte kein Satz hinlänglichen Reiz, um für die vernommenen Worte ihre Uebersetzung in Vorstellungen zu erzwingen. Wachgerufen war er, aber nur wach für die grell aufleuchtenden, traurigen Bilder der jüngsten Vergangenheit, feinhörig wieder geworden, ach, nur allzu feinhörig, aber nicht nach draußen, sondern für die Stimme des Gewissens, die nicht ablassen wollte, ernste Vorwürfe zu verbinden mit den Erinnerungen an seine kurze Ehe, wie sehr auch sein Verstand sich abmühte mit Einwendungen gegen diese Selbstquälerei.

Denn er durfte sich zwar das Zeugniß geben, seine arme Cölestine treulich gepflegt und sich redlichst, ja peinlichst bemüht zu haben, ihr seine Liebe zu beweisen. Auch daran ließen ihn ihre letzten innigen Dankesworte nicht zweifeln, daß sie bis in den Tod fest geglaubt an seine Liebe. Sich selbst aber vermochte er nimmer vorzulügen, daß seine aufopfernde Zärtlichkeit aus Pflichtgefühl und Mitleid echte Liebe gewesen sei.

Als Student schon hatte er sich mit der Professorentochter verlobt, nach einer mit ihr durchschwärmten Ballnacht, zu jähem Erschrecken seines jüngern Bruders Arnulf, der mit ihm zugleich, aber nicht Theologie, sondern die Naturwissenschaften studirte.

„Für einen Mann von Deiner Hünengestalt," — so hatte damals die nüchtern harte Warnung Arnulf's gelautet — „ist sie zu klein, zu zart und schwächlich gebaut, obendrein aber Dir auch geistig durchaus nicht ebenbürtig. Die freiere theologische Richtung, zu welcher Du bereits auf dem Wege bist, wird bei dieser mäßig begabten und auf ihren bigotten Vater schwörenden Cölestine weder Verständniß noch Billigung finden. Brich lieber ein voreiliges Verlöbniß, als ihre Gesundheit, wohl gar ihr Leben, sicherlich aber ihr Glück und das Deinige."

Nur zu bald war sein Rausch verflogen und ihm die Einsicht aufgegangen, daß Arnulf Recht gehabt. Dennoch hatte er sich nicht entschließen können, ihr treulos zu werden, sondern das vom Bruder nur allzu richtig vorausgesagte, auch geistige Martyrium tapfer auf sich genommen. Denn den Schmerz, ihren sonst so musterhaft liebreichen Gatten für einen nach ihren Begriffen amtswidrig Ungläubigen halten zu müssen, hatte die kleine Frau niemals ganz zu verwinden vermocht. Nun war sie wirklich, wie er vermuthen mußte, an ihm, an der Größe ihres todtgeborenen Kindes gestorben. So unbedingtes Lob er auch jetzt noch zu verdienen glaubte für das schwere, der Pflicht der Treue gebrachte Opfer und selbst für die bis zuletzt gelungene Liebesheuchelei — von der Schuld an ihrem Tode konnte er sich dennoch nicht

freisprechen. Das Bewußtsein, mit heldenmüthiger Selbstüberwindung sein Manneswort redlich gehalten zu haben, brachte gleichwohl den Vorwurf nicht zum Schweigen, daß er, taub gegen die Warnung des Bruders, herbeigeführt, was der geweissagt. Denn würde nicht Cölestine eine zeitige Lösung der voreiligen Brautschaft doch wohl verschmerzt haben und jetzt vielleicht mit einem andern Gatten noch ein langes Leben vor sich sehen?

Vertieft in dies schmerzliche Gegrübel hörte Sebald die eifrige Rede seines Begleiters nur wie das bedeutungslose Rauschen eines Wasserfalls. Auch würde er seine Geistesabwesenheit wohl irgendwie verrathen haben, wenn nicht eben jetzt der junge Glarner etwas erwähnt, was ihn achtsam aufhorchen machte; denn es schlug ein in ein Thema, welches ihn als lutherischen Geistlichen oft beschäftigte.

Heiri hatte erzählt vom „Fahrtsbrief", in welchem die Sieger von Näfels, nachdem sie am ersten Jahrestage der Schlacht jene Denksteine gesetzt, in schlichten Worten aufgeschrieben, wie es zum Kampfe gekommen, wie man ihn gewonnen mit eigener Kraft und der Hülfe Gottes. Aus diesem Fahrtsbriefe, fuhr er fort, sei in das „Landbuch" die Festsetzung aufgenommen, daß im April „albig am nünte us jedem Hus das fürnehmst und ehrbarst Glied gu Näfels zihg sul", an die Stätte der größten Schlachtnoth, Sankt Fridolin, Sankt Hilari und allen Himmlischen zu Ehren. Demgemäß steige nun alljährlich von Glarus herab eine Prozession, an der Jeder theilnehme, der irgend abkönne, ohne Unterschied des Standes, Alters, Geschlechts und Glaubensbekenntnisses, mit den Kirchenfahnen, den Bannern

der Zünfte und Genossenschaften, in der Mitte die „guldene Truggen“ mit den Schlachtstandarten, dem Fahrts- und dem Bundesbrief, an der Spitze die Behörden und die Geistlichen beider Konfessionen.

Die durch diese Schilderung bezeugte Verträglichkeit der Katholiken und Reformirten und sogar ihrer Geistlichen war es, was Ulrich sogleich zur Aufmerksamkeit weckte.

„Das ist ja schön,“ bemerkte er, „daß ihr wenigstens beim vaterländischen Fest den Religionsfrieden haltet.“

„O, nicht bloß beim Fest!“ antwortete Heiri sehr eifrig. „Was ich Euch weiter unten erzählt, das scheint Euch eine falsche Meinung von uns beigebracht zu haben. Gegenüber dem weißen Kapuzinerkloster, das man die Marienburg heißt, weil es gebaut ist auf der Stätte der vor fünfhundert Jahren zerstörten Vögteburg, zeigt' ich Euch, oberhalb Mollis, das Tschudihaus und sagt' Euch, daß man es den Teufelsstein benamst hat, weil es von einem Reformirten errichtet worden. Wohl deßwegen vermuthet Ihr, daß hier zu Lande die Zwingli'schen und die Päpstlichen einander immer noch aufsätzig seien. Nein, so dumm sind wir nimmer. Unsere Pfäfflein wissen's, daß wir Glarner kein Gestänker dulden, und halten auch gute Kameradschaft wie wir selbst. Im Dom zu Glarus, wo doch der Zwingli selbst sein Werk angefangen hat, da feiern jetzt Katholiken und Reformirte abwechselnd ihren Gottesdienst und wissen nichts von Hader noch Abgunst. Fast überall in unserem Kanton stehen die Kirchen beider Bekenntnisse friedlich nahe neben einander. Könnet Euch bald selbst davon überzeugen in

dem Oertchen da vor uns. Das ist Netstall. Wohnen fleißige Leute drin; sind nicht allzu reich und müssen sich wacker plagen, haben aber doch unweit der uralten katholischen Kirche noch eine größere reformirte gebaut vor etlichen dreißig Jahren. Da müssen wir hindurch; denn wohin Ihr wollt, nach dem Klönthal und dem Glärnisch, gibt's keinen andern Weg.

„Seht Ihr dort unter der Flue des Schilt den Bach in die Linth fallen? Das ist der wilde Löntsch. Hier sieht er schon ziemlich zahm aus und dreht den Netstallern geduldig ihre Fabrikturbinen. Werdet's aber bald merken, daß er seinem Namen Ehre macht. Ihm entlang, rechts hinter Netstall, windet sich der Fahrweg empor, auf dem wir in's Klönthal wandern werden. Nun aber hinunter auf die Landstraße. Der Abfall des Wiggis wird immer schroffer. Dicht über dem Oertchen erhebt er sich fast mauersteil an die dreitausend Fuß und schon hier hat es auch mit den Gaispfaden ein Ende."

Nach Netstall hineingelangt, wünschte Ulrich die recht sauber gehaltene, aber überaus schmucklos gebaute reformirte Kirche auch im Innern zu besichtigen. Sie war aber verschlossen.

Während er vor der Thür auf den Küster wartete, den Heiri holen gegangen, sah er einen Herrn und an seinem Arm eine Dame in schwarzem Anzug nach der benachbarten wenig mehr als halb so großen, aber offenbar viele Jahrhunderte ältern katholischen Kirche vorüberschreiten. Der Herr trug auch einen Trauerflor um den Hut. Seine Haltung und hohe Gestalt erinnerten Ulrich ein wenig an seinen verstorbenen Vater, die Ge-

sichtsbildung des Fremden aber, als er näher kam, noch weit entschiedener an das Sakristeibild seines Urgroßvaters Dietleib Sebald. Die Züge der schlanken, die mittlere Frauengröße auch beträchtlich überragenden Dame entzog ihm ein schwarzer Schleier. Das Paar trat in die Kirche, wie es schien, ohne ihn bemerkt zu haben.

Bald darauf erschien Heiri und berichtete achselzuckend, der Küster und seine Frau seien nach Aussage ihres Töchterchens auf einer Hochmatte des Wiggis zum Heumachen, der Prediger auf einer Fußreise, der Kirchenschlüssel nicht zu erlangen.

— „Uebrigens, lieber Herr," fügte er hinzu, „verliert Ihr dabei nichts. Die grell weiß getünchte Kirche mit ihren Bänken von Tannenholz und dem glatten Eichentisch anstatt des Altars sieht sehr sauber aus, aber auch kümmerlich leer und nüchtern. Der Wiederhall ist so stark, daß immer ein Wort das andere zudeckt und man von der Predigt desto weniger versteht, je lauter der Pfarrer spricht. Die hohen Fenster mit ihren immer sauber gewaschenen Glasscheiben machen's zwischen den jährlich frisch überkalkten kahlen Wänden ohne Bilder, Gedächtnißtafeln und Familienandenken so zudringlich hell, daß Einem die inwendigen Augen davon blind werden und im Gemüth nichts aufkommen kann von dem ehrfürchtigen, geheimnißvollen Erbangen, wie's ein Christenmensch doch 'mal fühlen will, wann er mit seinem Herrgott zu reden hat. Nicht 'mal Schemel zum Knieen hat man drin leiden wollen. Seht, Herr, ich bin selbst zwingli'sch. Mein Großvater ist übergetreten. Im Glärnisch beim Helfen von einer Lawin überschüttet, hatte sich die Großmutter erkältet und ein ganz verschwollenes

lahmes Bein bekommen. Da ließ sie sich ein ähnliches kleines Beinchen von Wachs bossseln, fuhr damit nach Einsiedeln, und ließ sich vom Großvater, da sie nicht gehen konnte, auf dem Rücken in die Wallfahrtskirche tragen, um es da eigenhändig aufzuhängen und das wunderthätige Marienbild anzuflehen um Heilung ihres Gebrestes. Für das Wachsbein, den Wagen zur Hin- und Rückfahrt und das dem steinreichen Kloster geopferte Goldstück war mehr als der halbe Ertrag der Heuernte draufgegangen, so daß der Großvater sich etliche Jahre zu plagen hatte, um das geborgte Geld allmälig abzuzahlen. Geschwulst und Lähmung aber wurden noch viel ärger. Hernach hat der damalige reformirte Prediger, ein kluger Herr, sie mit Schwitzbädern, Kräutertrank und Salben in vier Wochen gesund kurirt, und da wurden sie zwingli'sch. Ist ihnen und hernach ihren Kindern und uns Enkeln auch sehr gut bekommen. Weniger Feiertage, mehr Arbeit, mehr Verdienst. Dennoch, Herr, geh' ich lieber in die katholische Kirche, wann ich was auf dem Herzen habe und still für mich beten will, und das versäum' ich nie, wenn ich auf dem Weg zu meiner gefährlichen Arbeit im Glärnisch hier durchkomme. In der halbdunkeln Wölbung, beim Schein der Altarkerzen und des ewigen Lämpchens, vor den alterschwarzen Bildern, den Weihgeschenken und Familienreliquien von fast tausend Jahren, besonders wenn die Orgel spielt und aus den Rauchschwingeln duftiger Nebel aufquillt, überkommt mich ein heiliges Gruseln, und das hilft mir zur Andacht. Was mich aber noch besonders hineinlockt, das ist die an einem Pfeiler aufgehängte, dick überrostete Sensenklinge meines Urgroßvaters."

„Welche Bewandniß hat es mit der?“ fragte Ulrich.

„Mein Urgroßvater, Ruodi Sterzing — auch ich heiße Sterzing mit Vatersnamen, aber die Leute nennen mich nie anders, als den Heiri von Mollis — war auch Wildheuer. Vor jetzt neunundsiebenzig Jahren und einem Monat, am Sankt Vitustag, hatte ihn ein Sennbub zuletzt gesehen, wie er in schwindelnder Höhe am Reiseltstock, am Seil hängend, mähte. Dem hatte er noch einen Gruß herunter gejodelt. Seitdem war er spurlos verschollen. Als hoher Siebenziger fand derselbe Sennbub im Geröll vor dem weit zurückgegangenen Gletscher eine Sensenklinge. Als er von ihrem Rücken, dicht am Zapfen, wo wir Wildheuer unser Zeichen einstempeln lassen, den Rost abschliff, waren da die Buchstaben R. S. noch deutlich zu erkennen. Wo des verstürzten Ruodi Gebein verwittern mag, das weiß nur Gott im Himmel. Die Sensenklinge ließ mein Vater in der katholischen Kirche aufhängen, da sie das in der reformirten nicht leiden wollten. Auf dem Schemel vor dem Pfeiler, an dem sie mit einem Inschrifttäfelchen darunter festgemacht ist, geht mir das Beten am besten vom Herzen. Kommt mit, lieber Herr. Kann mir denken, daß in Eurer Betrübniß auch Ihr Zwiesprach halten wollt mit Dem dort oben. Wenn Ihr auch lutherisch seid und sogar selbst Pastor, glaubt's mir, die Muttergottes und die Heiligen werden Euch nicht stören in Eurer Andacht.“

Viertes Kapitel.

Die Stammcousine.

Warum ich wohl wie längst bekannt
Beim ersten Sehn ihr Antlitz fand?
War das der Liebe Himmelswink?
War's doch nur ein Erinnerungsblink?

Sie traten ein in das altehrwürdige, wenn auch kleine Gotteshaus. Heiri wählte zu seiner Andacht das gewohnte Plätzchen am Pfeiler. Ulrich sprach mit vorgehaltenem Hut ein leises Gebet und setzte sich dann in eine der hintersten Kirchenbänke.

Auf dem Altar, beleuchtet von vier hohen Wachskerzen, standen Kelch nebst Kännchen und das Ciborium bereit. Neben der untersten Stufe der Estrade hielten zwei Chorknaben die Weihwasserschale, den Wedel und das an drei vergoldeten Kettchen hängende Rauchgefäß. Der Geistliche, ein schöner alter Mann mit liebreich mildem Gesicht, stand noch nicht vor dem Sakrament, sondern auf einem rothbeschlagenen kleinen Podium, nahe vor den beiden Messehörenden in der vordersten Bank. Von der vorbereitenden deutschen Rede, die er da gehalten, hörte Ulrich nur noch den letzten Satz, einen Anruf Gottes, des Heilandes und der Heilandsmutter.

Dann sprach er lateinisch, vermuthlich vorgeschriebene Formeln, aber zu rasch und leise für das Verständniß des entfernten Lauschers. Desto deutlicher verstand dieser die mit einem Exaudite beginnenden letzten Worte: „Erhöret die Gebete, welche Vater und Schwester beim heiligen Meßopfer empor senden für das ewige Heil ihres Sohnes und Bruders, des heute vor drei Jahren im Kampfe gefallenen Lothar Sebald, Grafen von Sebaldsheim."

Hienach vermochte Ulrich Sebald geraume Weile nichts mehr mit rechtem Bewußtsein zu vernehmen oder zu schauen, so sehr waren vom eben Gehörten seine eigenen Gedanken und Phantasieen entfesselt. Diese Erklärung der draußen bemerkten Aehnlichkeit, obwohl nicht völlig ungeahnt, traf ihn dennoch wie mit einem elektrischen Schlage.

Für den Majoratsherrn vor ihm, der nun schon drei Jahre in Trauer ging um seinen einzigen Sohn und seinen Schmerz vermuthlich jeden Tag aufgefrischt fühlte bei der Vorstellung, Besitz und Würde nicht einem Leibeserben, sondern irgend einem gleichgültigen oder gar verhaßten Seitenverwandten hinterlassen zu müssen —: für den ließ er einen Enkel verborgen erziehen in seinem Mündel, dem Sohn der verunglückten Kunstreiterin Karola von Mojenyi, genannt Arabella, doch berechtigt gewesen auf den Titel einer Gräfin von Sebaldsheim. Und er, ein Sprößling der ältern Linie desselben Geschlechts, die das längst verjährte Recht auf den Rückfall des weiland freiwillig abgetretenen Familienbesitzes noch immer nicht vergessen hatte, er war durch sein Gelöbniß am Sterbebett Karola's, durch deren

Testament und die übernommene Vormundschaft verpflichtet, einst vielleicht hinzutreten vor diesen Stammvetter, um eben diesen Familienbesitz für seinen Schützling in Anspruch zu nehmen. Zugleich aber band ihm Karola's mündlich und schriftlich ausgedrückter letzter Wille vorläufig die Zunge und erlaubte ihm nicht, dem Grafen die Existenz des Enkels früher zu verrathen, als bis er in seinem Gewissen überzeugt sei, daß der Knabe aus dem Schooße der abenteuernden Kunstreiterin seinen väterlichen Vorfahren hinlänglich nacharte, um des Erbantritts würdig erachtet zu werden.

So überkam den jungen Geistlichen ein bängliches Empfinden, dazwischen aber auch die Erwartung eines bedeutsamen und vielleicht nicht unerfreulichen Erlebnisses. Ueber seinem schneller pochenden Herzen wähnte er die Berührung zu fühlen von der unsichtbaren Schicksalshand, welche hier, nach fast zweihundertjähriger Scheidung durch den Glauben, Sprossen desselben Stammes bei gleichzeitiger Familientrauer zusammenführte.

Er hörte noch lateinisches Gemurmel, aber ohne ein Wort zu verstehen von der ihm sonst so wohl vertrauten Kirchensprache. Er sah noch, wie in halbem Schlafe, oben auf der Estrade den altarwärts gekehrten Priester unter Knixen und Bücklingen mit dem Meßgeräth hantieren oder den Sprengwedel und das Rauchfaß schwingen. Aber deutlicher fast schaute er Bilder, die draußen gar nicht vorhanden waren, aus seinem Innern in diese Wirklichkeit hinein.

Der in seiner Familie von jeher erblichen Eigenheit einer fast zügellos waltenden Einbildungskraft, war Ulrich Sebald in besonders hohem Maße theilhaft ge-

worden. In Momenten von wahrscheinlich entscheidender Bedeutung für sein Leben und seine Pläne verwoben sich ihm zauberschnell die Erscheinungen der Umgebung zu traumhaft durcheinander wogenden Gemälden und Wandeldekorationen einer Bühne, über welche bald Erinnerungen, bald allegorische Gebilde seines Glaubens, zu Visionen verkörpert, hinschritten.

So erging es ihm jetzt. Selbsterlebtes gerann wieder zu farbigem Dasein; Ueberlieferungen seiner Familie stiegen auf als leibhafte Gestalten.

Dort, unweit des Pfeilers, den eben erst Heiri aufstehend verlassen, steht nun sein Bruder Arnulf. Vorwurfsvoll blickend, deutet er mit dem Finger auf eine zierliche kleine Gestalt, ein Mädchen im Ballschmuck, dann auf die rostige Sense des verstürzten Wildheuers Ruodi Sterzing. Schauerlich! Ein Knochenmann reißt diese Sense vom Pfeiler, steckt sie auf eine Stange, stürzt, indem er sie drohend schwingt, auf das geputzte Mädchen los und ist mit diesem im Nu zu Luft zerflossen. Dort aber, hinter dem Altar hervor, durch den bläulichen Weihrauchnebel, sieht er, wie leibhaft herausgetreten aus dem Rahmen des Sakristeibildes, den hünischen Dietleib Sebald geschritten kommen im langen schwarzen Talar, an der Hand jenen Ahnen haltend, der den hoffnungslosen Rechtsstreit mit dem Grafen Kurt zu beginnen gewagt, den vertriebenen Ulrich. Dieser hält entfaltet ein vergilbtes Pergament. Sie treten an die vorderste Sitzreihe, vor den Grafen und seine Tochter, und zeigen das Pergament. Die Beiden stehen auf und verbeugen sich. Da springt zwischen sie aus der Luft eine blasse Frau mit verbundenem Kopf in gold-

gesticktem rothem Sammetmieder und flitterbesetztem Sylphidenröckchen von weißem Musselin. Sie hält ein Knäbchen an der Hand, ergreift das Pergament und wirft es zerrissen auf die Erde. Aber was ist das? Riesengroß, fast bis an die Deckenwölbung ragend, erscheint hinter der Gruppe Udo der Kreuzfahrer, an der Seite das ungeheure, scheidelose Schwert mit geschlängelter Klinge, mit beiden Händen das große Kruzifix der Sebalduskirche zwischen die Nachkommen haltend. Das küssen sie, und dazu spricht vom Altar der Priester den lateinischen Segen. Der Graf hebt das Knäbchen an seine Brust; die Sylphide fliegt in die Höhe und ist aufgelöst verschwunden. Jetzt reicht die schwarzgekleidete junge Dame dem vertriebenen Ulrich die Rechte. Aber nein, das ist ja nicht Ulrich der Ahne, sondern sein eigenes Spiegelbild! Sich selber, den Schauenden, sieht er in ihm wiederholt. Ueber dem Haupte seines Doppelgängers, im Sargkleide, den Kranz von weißen Rosen auf der marmorbleichen Stirn, die geschlossenen Augen noch einmal aufschlagend zu dankendem Blick, mit der Rechten einen Scheidegruß winkend und dann auf die Grafentochter deutend, schwebt dort zur Wölbung empor und verschwimmt im Weihrauchgewölke die Gestalt Cölestinens.

Ulrich fuhr auf. Zwei Hände faßten ihn kräftig schüttelnd an den Schultern.

„Was ist Euch, Herr?“ flüsterte Heiri. „Kommet hinaus. Ihr seid kreidebleich und dicke Schweißtropfen stehen Euch auf der Stirn. Die Kirchenluft und das süßliche Gedüfte hat Euch nicht gut gethan.“

Er strich sich mit der Hand über die Augen, athmete tief auf und erhob sich.

Im Mittelgange kam eben der Graf langsam der nahen Kirchenthür zugeschritten, am Arme seine Tochter. Die hatte den Schleier zurückgeschlagen und Ulrich erblickte ihr Gesicht. Er taumelte zurück in seinen Sitz. Diese Züge kamen ihm wundersam bekannt vor, und zeigten doch keine Aehnlichkeit mit irgend einem der Frauenbilder in seinen Erinnerungen. Aber sich Rechenschaft zu geben über die empfangene blitzartige Wirkung ließ ihm ein stärkerer Schreck keine Zeit.

Kaum hatte Hildegard ihn in's Auge gefaßt, als sie mit dem gellen Aufschrei: „Lothar!“ zurückprallte und umgesunken wäre, wenn der Vater sie nicht in die Arme genommen. In fallender Haltung, von diesem umschlungen, starrte sie den kaum weniger entsetzten, die Armlehne des Kirchenstuhls umkrampfenden Ulrich an, todtenbleich und mit weit aufgerissenen Augen.

Auch das Gesicht des Grafen verrieth ein abergläubisches Erschrecken beim ersten Blick auf Ulrich.

„Der fünfzehnte Juli!“ murmelte er und dachte für sich weiter: „Bringt er uns schon wieder ein Unheil?“

Rasch aber nahm er sich zusammen und flüsterte seiner Tochter in's Ohr:

„Beruhige Dich, mein Kind. Was Dich entsetzt, ist nur eine zufällige, allerdings überraschend große Aehnlichkeit.“

Dann wandte er sich an Ulrich:

„Darf ich fragen, mein Herr, wer Sie sind?“

„Draußen, draußen!“ stammelte Ulrich.

Näher tretend, zeigte er sich bereit, die sich langsam aufrichtende, aber immer noch zitternde Hildegard auch auf ihrer linken Seite stützen zu helfen.

Sie wies ihn zurück mit ablehnender Handbewegung.

Dabei flog durch ihre Züge ein Schatten verstimmenden Argwohns, der ihr wohlgebildetes Gesicht keineswegs verschönerte. Ja, es lag vielleicht in ihrer Absicht, diese Scheu vor Ulrich noch auffälliger und wohl gar kränkend dadurch zu machen, daß sie den jungen Wildheuer heranwinkte und ihm ihren linken Arm gab.

Ulrich indeß war selbst viel zu sehr erregt, um auf diese Auslegung zu verfallen. Ihr Schreckenswahn, den verstorbenen Bruder in ihm zu erblicken, ihm selbst erklärlich nach dem, was er von Arabella über seine Aehnlichkeit mit Lothar vernommen, entschuldigte ihm zur Genüge diese Bevorzugung seines Führers.

Zwischen dem Vater und Heiri schritt sie aus der Kirche und über die Straße nach dem nahen Gasthause. Dabei sah sie sich mehrmals nach Ulrich um, der neben Heiri mitging, und jedesmal gefaßter, kühler, zuletzt mit einem unverkennbar spöttischen Lächeln. Im hellen Tageslicht mußte sie seine Aehnlichkeit mit dem Verstorbenen zwar immer noch zugeben, fand sie aber doch bei Weitem nicht hinreichend zur Entschuldigung des gespenstischen Wahnes, der sie in der Kirche überkommen. Sie erklärte sich diese Aehnlichkeit jetzt ganz anders, und was sie vermuthete, das gereichte dem Träger derselben in ihrer Meinung offenbar nicht zum Vortheil.

Auch Ulrich hatte derweilen eine Wahrnehmung gemacht, welche ihm in der halbdunkeln Kirche entgangen war: zwei kleine Zeichen auf Hildegard's Stirn. Sie weckten in ihm ein schwankendes Ahnen, daß es doch auch eigene Erinnerung sein könne, was ihm ihr Gesicht bekannt erscheinen ließ. Jetzt indeß hatte er noch nicht Grübelmuße genug, das zweifelhafte, jedenfalls aus be-

deutender Zeitferne aufschimmernde und bis dicht an's Erlöschen erblaßte Gedächtnißbild aufzufrischen bis zu voller Deutlichkeit. Erkundigungen des Grafen nach seiner Person und Herkunft rissen ihn in die Gegenwart zurück vom Hinuntertauchen in die Knabenzeit, um das ihr angehörende Erlebniß an die Oberfläche zu holen. Indem er anfangs zerstreut, dann aber auch mit merklicher Absicht zurückhaltend und ausweichend antwortete, trug er selbst dazu bei, den Verdacht Hildegard's zu bestärken. Nach dem Ton der Fragen glaubte er voraussetzen zu dürfen, daß der Graf und seine Tochter von der Familiengeschichte weit weniger wüßten als er, und vielleicht gar nichts mehr von den Umständen, unter denen sich ihre jüngere Linie von seiner älteren abgezweigt. So bekannte er nur, auch Sebald zu heißen und zu wissen, daß der Stammvater seiner bürgerlichen Eltern der Sohn eines Freiherrn Sebald von Sebaldsheim gewesen sei. Er spürte eine Regung des Gewissens, als er es unterließ, die Deutung dieser Angabe zu widerlegen, welcher der Graf zwar nicht mit Worten, wohl aber mit einem schalkhaften Lächeln einen sehr verständlichen Ausdruck gab. Noch etwas lauter vernahm er den Vorwurf seiner inneren Stimme, als er auf die Frage nach seinem Stande sich lediglich für einen Gelehrten und Schriftsteller ausgab, womit er zwar keine Unwahrheit, aber doch nur die halbe Wahrheit sagte. Ein Gefühl, dessen er nicht Herr werden konnte, hielt ihn ab, sich schon jetzt als Lutheraner und gar als lutherischer Pastor zu bekennen. „Das," entschuldigte er sich selbst, und vielleicht nicht vollkommen ehrlich, „das will ich mir versparen auf die zu hoffende nähere Bekanntschaft."

Diese Hoffnung aber ward ihm vorerst getäuscht. Kaum eine Stunde, nachdem sich der Graf sehr höflich und Hildegard sehr kühl von ihm verabschiedet, sah er aus dem Fenster der schräg gegenüber liegenden Wirthschaft zum Schwert, in die er mit Heiri zu einer Mahlzeit eingekehrt, ein leichtes Wägelchen am Storchen vorfahren und in diesem die beiden Stammgenossen bergwärts von dannen rollen. Die Erkundigung Heiri's ergab, daß sie das Fuhrwerk zur Fahrt nach dem Klönsee gemiethet.

Ebendahin brachen bald auch die beiden Wanderer auf. Jetzt fiel es Ulrich nicht ein, den stark ansteigenden schmalen Fahrweg entlang dem wild brausenden, aus einer ununterbrochenen Folge von Wasserfällen bestehenden Löntsch zu verlassen, obwohl auch hier mehrmals ein Fußpfad seitwärts abzweigte.

Die Sonne war längst hinter dem massigen Rücken des Wiggis verschwunden, mochte aber vom wahren Horizont noch eine Viertelstunde entfernt sein, als die Wanderer auf einem baumlosen, spärlich begrasten Hügel rechts das kleine Wirthshaus erblickten. Gleich darauf rückte ihnen der Wasserspeier des wilden Löntsch, der Klönsee, in Sicht, erst in flußartiger Schmäle, dehnte sich aber den rüstig Emporschreitenden schnell aus zu einem west- und ostwärts zugespitzten Becken, ungefähr geformt wie der Kern einer Pflaume oder ein halbgeschlossenes Auge. Die hellere, spiegelglatte Südseite der schwarzgrünen Fläche verdoppelte wundersam scharf die ungeheuern, schneegefleckten Felskolosse des Glärnisch, dessen Fuße hier nur ein schmaler Streifen Ufergeländes vorlag, theils Wiese, theils Gebüsch, das sich westwärts

zu niedrigem Waldwuchs verdichtete. Die bereits überschattete Nordseite, an deren Rande die Fahrstraße weiter lief, spiegelte von den Schroffen des Wiggis nur einen verwaschenen Umriß. In der Mitte hier und dort lichter gefleckt vom Wiederglanz einer abendrothen Wolkenflocke schaute der ernst schöne See aus der Tiefe seines Rahmens von himmelhohen Felswänden herauf als schlummermüde blinzendes, träumerisches Auge des dunkeln Längsthales.

Jetzt glaubte Ulrich unweit des Westendes aus dem schwarzen Nordsaum des Wassers einen Nachen der lichteren Mitte zugleiten zu sehen. Er zog sein Fernglas aus dem umgehängten Ledergehäuse und stellte es ein. Doch die Beleuchtung war für den beträchtlichen Abstand zu schwach, um durch das kleine Instrument mehr zu unterscheiden, als vorn eine Aufragung, die den Rudernden bedeuten konnte, und weiter hinten eine zweite, etwas höhere, von der es ihm ungewiß blieb, ob sie von einer oder von zwei sitzenden Personen gebildet würde.

Rasch ging er vier- oder fünfhundert Schritte weiter am Nordufer, verließ den Fahrweg und nahm seinen Stand an einem jungen Baum, der ihm mit einer Astachsel eine bequeme Auflage für das Fernrohr darbot. Der Nachen war beträchtlich näher gekommen und kehrte ihm nicht mehr nur eine Langseite zu. Eben durchschnitt er eine Stelle, die ein hoch oben noch sonnenbeschienenes Wölkchen spiegelte. Nun sah er deutlich die in gemächlichem Takt eintauchenden Ruder und auf der hinteren Bank zwei Gestalten, einen Mann und eine Frau in dunkler Kleidung. Die Gesichter zwar er-

schienen kaum angedeutet als hellere Pünktchen und von Erkennen der Züge konnte nicht die Rede sein. Je länger indeß er hinschaute, desto sicherer glaubte er die Insassen des Kahnes für den Grafen und seine Tochter halten zu dürfen.

Jetzt verschwand der Nachen hinter einer aus dem Südufer vorspringenden bewaldeten Ecke. Drüben, erklärte Heiri, bezeichne ein Denkmal die Lieblingsstätte des Dichters Geßner, der sich hier am Klönsee oft aufgehalten. Vermuthlich um das zu besehen, seien die Herrschaften eingelaufen in die kleine Bucht, die der See nach dem Glärnisch einschneide.

Geraume Zeit wartete Ulrich auf das Wiedererscheinen des Fahrzeugs, aber vergebens, bis die Dunkelheit so zugenommen hatte, daß er vom jenseitigen Ufer auch durch den Feldstecher nichts mehr sicher unterscheiden konnte.

Heiri wurde ungeduldig und rieth zur Umkehr nach dem Wirthshause; sie liefen sonst Gefahr, von den wenigen Zimmern keins mehr frei zu finden und nach Netstall zurückkehren zu müssen. Doch damit fand er kein Gehör. Ulrich ging an's Gestade, setzte sich auf einen vom Wiggis bis in das flache Saumwasser niedergestürzten Felsblock und spähte träumend in die Nacht hinaus, obgleich von der Landschaft nur noch farblose Umrisse wahrnehmbar blieben und selbst die Schneefelder auf dem Glärnisch drüben im letzten Dämmerlicht schon verwaschen grauten. Es that ihm wohl, sich in der Halbnacht auf dem Grunde des melancholisch schönen Gebirgsthales der aus Zweifel und Hoffnung gemischten Stimmung hinzugeben, mit der das Erscheinen der katholischen Stammcousine seine Trauergedanken abgelöst

und seinen selbstquälerischen Gewissensvorwürfen so plötzlich als gebieterisch völliges Verstummen auferlegt hatte.

Jetzt schlug ferner Gesang an sein Ohr. Eine schlichte Weise, ohne Begleitung gesungen von einer nicht kunstmäßig geschulten, aber wohllautenden Frauenstimme, erklang vom Wasser her durch die Abendstille. Die Entfernung war zu groß, um ihn ein Wort verstehen zu lassen. Als aber nach kurzer Pause die unsichtbare Sängerin mit einer zweiten Strophe anhob, ihm inzwischen offenbar etwas näher gerückt, da erkannte Ulrich die Melodie eines alten, ihm wohl vertrauten Volksliedes. Sogleich gesellten sich, aus seinem Gedächtniß mitklingend, zu den Tönen auch die Textworte. Bis in's innerste Mark getroffen von ihrer Bedeutsamkeit für die Wünsche seiner aufglimmenden Leidenschaft und die ruhelos in ihm arbeitenden Gedanken, flüsterte er leise vor sich hin:

„Es waren zwei Königskinder,
Die hatten einander so lieb;
Sie konnten zusammen nicht kommen,
Das Wasser war viel zu tief."

Der Gesang hatte längst aufgehört, als er immer noch auf seinem Felsblock saß, als wolle er auf die in ihm stürmenden Fragen Antwort erlauschen aus dem leisen Gemurmel am Gestade, mit dem der spiegelglatte, aber dennoch ein wenig auf und nieder schwankende See entweder seine Schlummerathemzüge hörbar machte, oder vielleicht auch ein letztes Auszittern der Wallung, die in der Ferne erregt war von der Furche des Nachens mit der verstummten Sängerin.

Fünftes Kapitel.

Auf dem Glärnischgletscher.

Arm an Selbstgefühl, Vertrauen
Werden kluge, reiche Frauen.

Es war völlig Nacht geworden, als die Beiden eine Viertelstunde später im Wirthshause ankamen. Da hörten sie, daß von den wenigen vorhandenen Fremdenzimmern die beiden letzten im ersten Stock ein Herr mit seiner Tochter bezogen. Nur noch eines zu ebener Erde sei verfügbar; darin wolle man, in Ermanglung einer anderen Schlafstätte, auch dem Führer ein Matratzenlager auf der Diele herrichten.

Dies Zimmer lüftend und dabei zum Fenster hinausschauend, sah Ulrich die Firnen und Gletscher des nach Süden vorliegenden Glärnisch matt und aschgrau sich abheben vom jetzt schwarzblauen und sternbesäten Himmel.

„Die Sterne funkeln verdächtig!“ meinte Heiri. „Mit dem Glärnisch wird's auf etliche Tage schwer halten. Der Föhn scheint im Anzug. Wenn der in's volle Blasen kommt, hat man droben seine Noth, sich auf den Beinen zu erhalten. Wo an scharfen Ecken der Windschutz aufhört, da meint man nicht in einen Luftstrom, sondern in

einen Wassersturz hinein zu gerathen. Auch mit frischbenagelten Sohlen verliert man die Bodenhaft und muß sich mit den Händen festklammern, um nicht hinunter gestürmt zu werden. Vollends gefährlich wird's dann auf den Gletschern. Da schlägt der warme Wind nicht selten um in Schneesturm, so dicht, daß man keine drei Schritte vor sich sehen kann. Das Schlimmste aber sind die plötzlich aufspringenden, meistens tückisch versteckten Risse. Bin selbst 'mal, als ein unvermutheter Föhn mich zur Umkehr zwang, anderthalb Mann tief in einen solchen hineingestürzt, und das beim vorsichtigen Abstieg in meinen eigenen, keine halbe Stunde zuvor getretenen Spuren. Von unten her hätt' ich den Spalt wohl bemerkt als langen, schmalen Ritz zwischen dem festen Gletschereis und einer überhängenden Dachscholle. Mit dem Eisspieß hinein stochernd und die dünne Kante abtrümmernd, hätt' ich da, wie beim Aufstieg schon oft, den Klaff darunter bloß gelegt und vorsichtig übersprungen. Von oben her war nichts von ihm zu gewahren. So brach das Eisdach unter mir ein. Zum Glück verengte sich der Spalt nach unten, auch war ich im Einbrechen aufrecht geblieben. So konnt' ich mir mit meinem Messer Stufenlöcher in das feste blaue Eis schneiden und hinausklettern. Eine Stunde später wär' ich dreimal so tief gestürzt und nimmer entkommen; denn während meiner Klimmarbeit ging die Eisklamm unter mir immer weiter auseinander. Nun gute Nacht, Herr; werden ja morgen sehen, was zu machen ist."

Nur halb entkleidet legte sich Heiri nieder, und nach wenigen Minuten verriethen seine regelmäßigen Athemzüge, daß er fest eingeschlafen.

Trotz der erwanderten Müdigkeit wollte das Ulrich lange nicht gelingen. Das Erlebniß in der Kirche, die zu erwartende Fortsetzung desselben mit den jetzt unter demselben Dach weilenden Stammverwandten, und der Versuch, sich die bedeutsamen Phantasmagorieen während der Messe aus der Bildersprache in schlichte Prosa zu übersetzen, beschäftigten zu lebhaft seine Gedanken.

Als er endlich in einen Halbschlummer verfiel, der die erstrebte Ordnung wieder wunderlich verwirrte, da vermischte sich mit den traumhaft durcheinander wogenden Erinnerungs- und Gedankenbildern, was er eben gehört vom Gletscherspalt und zuvor von der Marienpuppe zu Einsiedeln, wie sie Heiri geschildert, als er ihm erzählt von der vergeblichen Wallfahrt seiner Großmutter. Er sah die Eiskluft aufgebrochen vor sich. Er bückte sich hinein in die unten spitz zulaufende Höhle von blauem Krystall. Aus der Tiefe hörte er von einer unvergeßlichen Stimme den Schreckensruf „Lothar!" emporklingen. Dann sah er Hildegard knieen vor einer mit Goldbrokat bekleideten, mit einer Juwelenkrone geschmückten, aber unschön und roh von braunem Holz geschnitzten weiblichen Figur. Neben ihr stand der Geistliche von Netstall und gab ihr die Hostie in den Mund. Weit und immer weiter hinweg von ihm rückte dann die Knieende, ihn mit seltsam fragendem Blick anschauend. Jetzt wogte zwischen ihr und ihm eine breite Wasserfläche. Die Arme nach ihr ausstreckend, saß er auf dem Felsblock am Ufer des Klönsees. Plötzlich wechselte die Szene. Er stand im Pfarrwinkel zu Odenburg, im Talar, durch das Eisengitter über die Stadenstraße und den Fluß hinausschauend. Drüben aber sah er nicht die bekannten

Gebäude, sondern die katholische Kirche zu Retstall. Ihre Mauern auf der ihm zugekehrten Seite waren hinweggesunken. Die Altarkerzen umleuchteten Hildegard mit einem Glorienschein. Dann schimmerte vor ihm im letzten Zwielicht abermals der Klönsee; Sterne zitterten in seinem Spiegel, und leise verklang in der Ferne die Melodie:

„Sie konnten zusammen nicht kommen,
Das Wasser war viel zu tief."

Unterdeß hatte Hildegard mit ihrem Vater ein Gespräch, zu dessen Verständniß ein Rückblick unerläßlich ist.

Nachdem Lothar in Dalmatien gefallen, war nächster Erbanwart ein Vetter des Grafen, ein verabschiedeter General, der sich mit seiner zahlreichen Familie von seinem Ruhegehalt und den stark beschnittenen Einkünften eines Gutes in Mähren nur mühsam durchbrachte. Da jedoch dieser den Siebenzig nicht mehr ferne Invalide den Grafen Udo, einen überaus rüstigen Fünfziger, zu überleben kaum Aussicht hatte, war als wahrscheinlicher Nachfolger in der Grafschaft dessen ältester Sohn zu betrachten, ein Husarenrittmeister, der ein lockeres Leben geführt und die Belastung des väterlichen Gutes mit hochverzinslichen Zusätzen zumeist verschuldet hatte.

Diesen veranlaßte der Graf zu einem Besuch auf Sebaldsheim, bewogen von einer leicht zu errathenden Absicht zum Besten Hildegard's, seines nunmehr einzigen Kindes. Aber der kahlköpfige, bei fünfunddreißig Jahren schon greisende Junggeselle mißfiel auch ihm so sehr, daß er Hildegard's unverholenen Abscheu natürlich finden und billigen mußte.

Als der Herr Rittmeister schon am zweiten Tage

und in der Tochter Gegenwart seine Werbung mit siegesgewisser Dreistigkeit vortrug, nicht wie eine Bitte, sondern wie einen Gnadenbeweis, da kehrte ihm das damals neunzehnjährige Mädchen achselzuckend den Rücken und verließ das Zimmer, ohne ein Wort zu erwiedern. Ihr Vater aber bemerkte mit höflicher Abschiedsverbeugung: er bedaure, daß bei seinen Lebzeiten Sebaldsheim auf einen Besuch des Herrn Neffen nicht mehr hoffen dürfe.

Seitdem führte er mit seiner Tochter ein überaus einfaches und so thätiges als sparsames Leben. Unmittelbar nach Verabschiedung des Erbneffen hatte er vom Fürsten L...., der als Hauptbegründer eines Adelsvereins zu Landspekulationen in Amerika in schwere finanzielle Bedrängnisse gerathen war, dessen nur wenige Meilen von Sebaldsheim entferntes ausgedehntes Schloßgut Wallingen gekauft, damit Hildegard wohl versorgt bleibe, wenn einst der Stammsitz dem Vetter zufalle. Zur Baarbezahlung des Preises und eines fast nur nominellen Zuschusses für die als unerläßlich mitbedungene Uebernahme der zur Zeit so gut wie werthlosen amerikanischen Aktien und Besitztitel war bei dem Odenburger Bankhause Mendez und Söhne eine beträchtliche Anleihe aufgenommen worden. Zur vertragsmäßigen Ratentilgung derselben sollte fortan mindestens die Hälfte aller Einkünfte verwendet werden. Durch Einführung jeder technischen und wissenschaftlichen Vervollkommnung des Ackerbaues und der Thierzucht wußte der Graf den Ertrag sowohl des Stammgutes als der neuen Besitzung rasch zu steigern.

Dabei war Hildegard eine so eifrige als einsichtsvolle Mitarbeiterin. Sie begleitete den Vater zu Wagen

und zu Fuß in die Forsten, zu Roß als gewandte und kühne Reiterin nach den entlegeneren Feldmarken. Sie hatte die Oberleitung der großen und einträglichen Milchwirthschaft und Käserei. Kein Irrthum in den Bilanzen der Buchhaltung entging ihrer scharf prüfenden Nachrechnung, kein Mangel oder Ueberschuß der Speicherbestände gegen die schriftlichen Aufstellungen der Inspektoren den Nachmessungen, die in regelmäßigen Fristen stets unter ihrer Aufsicht vorgenommen wurden.

In dieser lebenfüllenden Thätigkeit fand, wie der Vater, auch sie den besten Trost für den Verlust des geliebten einzigen Bruders. Sie fühlte sich so zufrieden, daß ihr von selbst kein Gedanke aufstieg an einstige Aenderung dieses Zustandes. Wurde derselbe ja einmal von Anderen angedeutet, so bestand ihre Antwort nur in einem hellen Auflachen.

Ein wenig amazonenhaft war sie wirklich geworden bei dieser Lebensweise, aber bei Weitem nicht so sehr, als sie dafür galt im Kreise des in der Umgegend begüterten Adels. Vielleicht war es die Scheu vor dieser Eigenschaft, und die nicht minder häufige vor einer Frau von überlegener Klugheit und männlicher Entschlossenheit, was der frühreifen Grafentochter bis über das neunzehnte Jahr hinaus jeden Bewerber fern gehalten hatte. Auch mochte den Söhnen dieser ausschließlich protestantischen Geschlechter die Verbindung mit der einzigen katholischen Familie des Bezirks in dieser Epoche konfessioneller Spannungen bedenklich scheinen, obwohl weder der freigeistige Graf noch seine sehr gläubige Tochter die geringste Spur von intoleranter Strenge oder auch

nur zurückhaltender Kühle verriethen, wann sie mit den Evangelischen in Berührung kamen.

Hildegard hatte bisher kaum nachgedacht über diese ihr gar nicht unerwünschte Nichtbeachtung. Aber solches Nachdenken und zugleich eine andere Erklärung der Thatsache wurden ihr aufgedrängt nach dem Tode des Bruders. Kaum war es bekannt geworden, daß ihr Vater für sie die Herrschaft Wallingen erworben, als auch fast jede Woche einen vorwerbenden Vater oder selbst anklopfenden Sohn nach Sebaldsheim führte. Ihre Ablehnungen, anfangs höflich und beschränkt auf die Versicherung, sie hab' es daheim so gut, daß sie sich Besseres nicht zu wünschen wisse, wurden immer schärfer, zuletzt beinahe höhnisch, bis sie schließlich den Vater bat, ohne weitere Anfrage bei ihr jeden „Freier um Wallingen" allein abzufertigen.

So verfiel sie allmälig jener verbitterten Stimmung reicher Erbinnen, die in jedem sich nähernden jungen Mann lediglich einen Spekulanten auf ihren Besitz argwöhnen. Ein meistens begründetes, aber zuweilen auch ungerecht kränkendes Mißtrauen wird ihnen zur andern Natur und prägt ihnen dann einen abstoßenden Zug in's Gesicht. Weil sie nicht leicht in die Lage kommen, einen verlässigen Beweis zu erlangen für ungeheuchelte Liebe um ihrer selbst willen, halten sie sich um so eher für ungeeignet, wahre Neigung einzuflößen, je tüchtiger und tiefer sie angelegt und je freier sie deßhalb sind von selbstgefälliger Eitelkeit. So können sie zuletzt wirklich unliebenswürdig werden, weil sie es zu sein glauben.

Dieser Gefahr seit Jahren ausgesetzt, hatte Hildegard solchen Argwohn auch Ulrich gegenüber, gleich nach

dem Zusammentreffen in der Kirche, nicht unterdrücken gekonnt.

„Du hörtest, lieber Vater," sagte sie jetzt, „welche Auskunft der Kahnführer gab auf meine Erkundigung, ob man nicht von hier auf einem Fußpfade durch's Gebirg nach Stackelberg gelangen könne."

„Ja wohl. Ich war verwundert über Deine Frage. Nach unserem Reiseplan gedachten wir doch hier einen oder zwei Tage zu verweilen und dann nach Einsiedeln zu gehen, wo Du die Wallfahrtskirche mit dem berühmten alten Holzbilde der Muttergottes besuchen willst. Erst von dort hatten wir vor, über Schwyz, Brunnen, Altdorf, Bürglen, durch das Schächenthal und den Klausenpaß zu längerem Aufenthalt nach Stackelberg zu reisen."

„Eine Aenderung dieses Planes dünkte mir nur dann wünschenswerth, wenn eine gewisse Vermuthung eintreffen sollte. Leider hat sie sich bestätigt. Ich habe daher, Deine Zustimmung vorbehaltend, den alten Fischer eben zum Führer gedungen. Der Weg soll sehr lohnend, auch bei so schönem Wetter, wie es für mehrere Tage in Aussicht steht, ganz ungefährlich sein."

„Du fandest unsere Abendfahrt auf dem Klönsee so reizend, diese Gebirgslandschaft von melancholischer Schönheit so harmonirend mit unserer Stimmung und eines Aufenthaltes von etlichen Tagen sehr werth. Was ist Dir in den Kopf gefahren? Welche Vermuthung hat sich bestätigt? Weßhalb willst Du nun so hastig fort von hier?"

„Um nicht nochmals dem zweifelhaften Stammvetter zu begegnen. Was ich befürchtet, ist eingetroffen. Er ist uns nachgereist und wohnt unter uns."

„Warum just nachgereist? Kann er nicht aus ähnlichen Gründen wie wir diese vom Touristenzug noch verschonte und doch so lohnende Gegend von vorne herein für eine Erholungsreise gewählt haben? Sah'st Du es nicht, daß auch er den Trauerflor trägt, wie es am fünfzehnten Juli alljährlich meine Gewohnheit ist? Was hast Du gegen ihn? Er scheint ein wohlerzogener Mann zu sein."

„Mir haben seine versteckspielenden Antworten auf Deine Fragen nach seiner Person und Herkunft ganz und gar nicht gefallen. Ich argwöhne, daß er uns nicht erst hieher, sondern überhaupt in die Schweiz nachgereist ist, nachdem er uns wahrscheinlich in Sebaldsheim vergeblich aufgesucht. Was ihn in der Kirche zu Netstall mit uns zusammenführte, war schwerlich ein Zufall."

„Dein Mißtrauen verblendet Dich!"

„Macht mich scharfsichtig. Dir, aber nicht mir, ist der rasche Seitenblick entgangen, den er auf Dich richtete, indem er es mit selbstgewisser Ruhe hinnahm, daß Du ironisch lächelnd seiner angeblich bürgerlichen Herkunft eine Auslegung gabst, die nach der Heraldik durch einen schrägen Balken im Wappen bezeichnet wird. Er ist kein Bürgerlicher."

„Sondern?"

„Vermuthlich der nächstjüngere Bruder des unverschämten Rittmeisters."

„Den hab' ich freilich noch nie gesehen; aber so viel ich weiß, ist auch er Offizier, während die Erscheinung und Haltung dieses Herrn Ulrich Sebald entschieden an den Gelehrten erinnert. Doch gesetzt, Du hättest Recht — was wäre denn dabei so Schlimmes?"

„Je nun, ein Bruder jenes widerwärtigen Vetters wird in derselben Form schwerlich aus edlerem Metall gegossen sein. Doch auch der beste Mann wäre mir unausstehlich, wenn er mich bedrohte mit der Schwägerschaft des Rittmeisters. Ich wiederhole: Freier um — Wallingen sind mir verhaßt, wer sie auch seien."

„Deine verbitterte Schärfe will mir gar nicht gefallen. Ich schäme mich nun, ihr nur allzu bereitwillig nachgegeben zu haben mit unserer hastigen Flucht aus Netstall. Mußt Du's nicht nach Deinem Katechismus eine Sünde gegen das Gebot der Nächstenliebe nennen, wenn wir einen unverdächtigen Mitmenschen als bösen Feind betrachten und beleidigend meiden?"

„Aber dieser Namensvetter ist mir nicht unverdächtig. Doch gesetzt auch, ich irrte, — ich kann eine dunkle Angst vor ihm nicht los werden. Ein Vorgefühl sagt mir, daß uns Schlimmes bevorstehe, wenn wir weiter mit ihm verkehren."

„Kind, Kind, Du rufst Dir einen starken, aber schlimmen Bundesgenossen wieder wach, den ich mühsam eingeschläfert hatte; denselben, der mich verführte, dem würdigen Pfarrer zu Netstall die Einladung zum Abendessen mit uns mit erfundenem Vorwande wieder abzusagen und hieher auszureißen; meinen einzigen, aber durch so viele Erfahrungen unüberwindlich gewordenen Aberglauben an den Unglückstag unserer Familie, den fünfzehnten Juli, von dem wir heute noch zwei Stunden zu überstehen haben. Ich erröthe vor mir selbst, aber ich kann nicht widerstehen, wenn auch Du Dich so nachdrücklich bekennst zu der heimlichen Furcht vor den Folgen einer an diesem Tage gemachten Bekanntschaft. Also

meinetwegen morgen früh nach Stackelberg. Ich gebe nach, aber mit bösem Gewissen. Wie weiland Deiner Mutter und noch jetzt unserem Sebaldsheimer Kaplan, bin ich auch Dir ein bedenklich lauwarmer Katholik. Nicht von geheimnißvollen Himmelsmächten kommen uns nach meinem Glauben Lohn und Strafe. Was wir sind und wie wir danach handeln, das macht uns glücklich oder unglücklich. Darum sollten wir uns hüten, Schwächen einwurzeln zu lassen, wie meine Menschenscheu auf Grund eines Kalenderdatums, und so unholde Regungen, wie Deinen Argwohn gegen jeden Mann, dem allenfalls das Attentat einer Werbung zuzutrauen wäre. Wenn sie groß wuchern zu Herzensfehlern, bekommt man sie früher oder später zu büßen. So könnte sich gerade unser zweiter Fluchtbeschluß erweisen als die böse Bescherung dieses Tages. In diesem Sinn wünsch' ich verstanden zu sein, wenn ich Dir sage: nicht die Unterlassung des beschlossenen Besuchs, wohl aber unsere Beweggründe kann uns die Muttergottes von Einsiedeln schwer übel nehmen und als sündhaft bestrafen lassen."

Hildegard schwieg betroffen. Aus dem Munde des wenig kirchlichen Vaters eine Berufung auf die Muttergottes zu vernehmen war ihr so eindrucksvoll überraschend, daß die ohnehin ihrer naiven Gläubigkeit schwer faßliche Vorbemerkung, er meine das allegorisch, davon übertäubt wurde und gar nicht bis in ihr Bewußtsein gelangte. So war sie geneigt, seine Worte einer wunderbaren Eingebung zuzuschreiben, und sann bereits, wie sie, um einem solchen Himmelsbefehl zu gehorchen, ihren Verzicht auf die schon bewilligte Aenderung des Reiseplanes einleiten solle.

„Wenn Du meinst, lieber Vater ....“ begann sie.

Aber der Graf ließ sie nicht weiter sprechen.

„Jetzt ist es abgemacht!“ rief er. „Ich will nicht verantwortlich sein für ein Unheil, vor dem Dein Vorgefühl Dich warnt. Morgen nach Stackelberg. Jetzt gute Nacht!“

Am andern Morgen, noch etwas vor vier Uhr, traten die Beiden ihre Wanderung an; Hildegard heute nicht mehr in schwarzem, sondern in hellgrauem seidenem Reisekleide. Als Führer und Gepäckträger begleitete sie derselbe alte Fischer, welcher sie gestern über den Klönsee gerudert hatte.

Es mochte sechs Uhr sein, als Heiri mit den Kleidern und Stiefeln Ulrich's, die er draußen vor der Thür in Gesellschaft des ebenso beschäftigten Hausknechts gesäubert hatte, eilig in das Zimmer zurückkehrte.

Ulrich schlief noch, aber schwer athmend, die Arme über sich wie nach einem Halt ausstreckend, die Füße gegen das Bettende stemmend, daß es krachte. Von Heiri geweckt, sprang er erschrocken aus dem Bett, fuhr sich mit beiden Händen an die Schläfen und schaute verstört umher.

„Habe unruhig geträumt,“ sagte er, „weiß aber sonst nichts mehr davon, als daß ich zuletzt vergeblich bemüht war, herauszuklettern aus einer blauen Eiskluft, wie Du sie gestern geschildert hast. Was gibt es?“

„Herr, es weht schon lauwarm vom Glärnisch herunter, und in etlichen Stunden wird der Föhn aus vollen Backen blasen. Aber“ — und dabei wand er sich schon das Seil um den Leib — „aber ich muß nun doch hinauf, und wenn ich's recht errathen habe, wie Euch gestern zu Muthe war, werdet Ihr mit wollen.“

„Was gibt's denn?“ wiederholte Ulrich, obwohl er die Antwort schon ahnte und sich hastig anzukleiden begann.

„Vor zwei Stunden haben der Herr von gestern und die Jungfer den Pfad über's Gebirg angetreten. Sie wollen nach Stackelberg. Da müssen sie zwischen dem Bächi- und dem Griselstock allermindestens den letzten Zipfel eines Gletschers überschreiten. Wenn aber ihr Gepäckträger sich eine Stunde sparen will, gibt's da einen Nichtweg quer über die Hauptmasse des Eisdachs, das vom Bächistock in's Thal fällt. Bei gutem Wetter ist der ganz unbedenklich, und aussehen kann es nicht schöner als heute; denn bei noch mäßig warmem Südwind ist kein Wölkchen zu sehen am tiefblauen Himmel. Aber ich kenne die tückische Schönheit. Der alte Rieslacher, den sie zum Führer gedungen, scheint ihr zu trauen; hat nicht 'mal ein Gangseil mitgenommen. Ist zwar im Glärnisch erst Gaisbub, dann Senn gewesen, scheint aber jetzt, da er sich seit langen Jahren nur mit Fischen und Fergendienst abgibt, die Anzeichen des Föhn und seine Fährlichkeiten droben vergessen zu haben. So fürcht' ich, er wagt's, die Herrschaften just dort hinüber zu führen, wo ich vor zwei Jahren eingebrochen bin. Der Gang kann uns selbst in arge Noth bringen, aber wir müssen folgen, nun ist's Christenpflicht.“

Ulrich war eifrigst bereit, sogleich und ohne Frühstück aufzubrechen. Das aber litt Heiri nicht, sondern nöthigte ihn, der schon bestellten und im Wirthszimmer bereitstehenden Mahlzeit von Fleisch, Eiern, Käse, Brod und sogenanntem Veltliner über Appetit zuzusprechen, wie er denn auch sich selbst förmlich vollstopfte, um die

bevorstehenden Strapazen aushalten zu können. Mit den Resten füllte er sich und Sebald die Taschen, ließ sich auch seine geräumige, beflochtene Umhängflasche vorsorglich mit Kirschwasser füllen.

Nicht auf die Spitze des Mittelglärnisch zu schlugen sie dann einen oft schwindelig steilen Kletterpfad ein, den wohl außer Wildheuern und Gemsjägern selten Jemand betreten hatte. So hoffte Heiri den Grafen vielleicht noch einzuholen; denn den hatte Rieslacher erst oberhalb des Klönsees dem in diesen einmündenden Löntsch entlang geführt, um sich dann vermuthlich links empor zu wenden in der engen, südwärts aufsteigenden Schlucht, die zwischen den westlichen Ausläufern des Glärnisch und dem Pragelstock einer der drei Quellenbäche des Löntsch im Lauf der Jahrtausende ausgespült hat.

Nach mehr denn dreistündigem Steigen, das die fortwährend zunehmende Stärke und erschlaffende Wärme des Gegenwindes immer beschwerlicher machte, gelangten sie, endlich wieder bergab schreitend, an die Moräne des in den letzten dreißig Jahren weit zurückgegangenen Gletschers, welcher vom Mittelglärnisch zu Thal sinkt. Nachdem sie deren Geröll überklommen, durchschritten sie die Thalsohle eines flach ausgebreiteten, selten mehr als zolltiefen Gletscherbächleins. Hier erblickte Heiri im hellgrauen Löß, dem Felsenmehl, das die langsam rutschende Eismasse mit den durchgesunkenen Reibsteinen von ihrer Unterlage abgeschliffen und jenes Geriesel von Schmelzwasser ausgeschlemmt hatte, frische Fußspuren, voran die Eindrücke der dickbenagelten Schuhe des Führers, dicht dahinter die von städtischen Herren- und zierlichen Frauenstiefeln. Sie zeigten die Richtung nach dem quer vor

ihnen, jenseits einer ansehnlichen Steigung aufgewölbten Gletscher des Hinterglärnisch.

„Habe recht vermuthet," sagte Heiri. „Dort geht der Richtpfad hinüber nach Luchsing, von dem sich drüben ein Fußweg nach Stackelberg abzweigt. Da sind sie hinauf. Doch was seh' ich! Herr, Euer Glas! Dort am Rande des Eises bewegt sich ein schwarzer Punkt uns entgegen.

„Ja," fuhr er fort, indem er durch das Fernrohr schaute, „der Rieslacher ist's! Er hat uns gesehen und kommt herunter. Er streckt die Arme in die Höhe. Es hat schon ein Unglück gegeben. Flink, Herr, flink vorwärts."

„Gott sei gelobt, Heiri," sagte der alte Führer, als ihn die Beiden erreichten, „daß Du Dein Seil mit hast. Mit einem Krach wie 'n Kanonenschuß ist plötzlich dicht vor unseren Füßen das Eis auseinander geborsten, das Frauenzimmer hinein gerutscht. Steckt gewiß schon eine Stunde anderthalb Klafter tief im Gletscher. Wollte mir Stufen schneiden zum Hinunterklimmen, aber ohne Seil mich halten zu lassen, war's nicht möglich. Bin auch nicht mehr stark genug, ein so großes Weibsbild allein zu heben. Selbst klettern könnte sie doch nicht, ihre Beine sind eingeklemmt."

So berichtete er in abgerissenen Worten, während sie nach der Unglücksstätte eilten, in weit vorgebeugter Haltung schwer ankämpfend gegen den immer gewaltiger dahersausenden Föhn.

Sobald Hildegard nach dem betäubenden Sturz und Schreck zum Bewußtsein ihrer Lage gekommen, war ihr auch, nach der eingewurzelten Denkweise der Katholiken,

die Frage durch den Kopf geschossen, für welche Sünde das die Züchtigung sei; als unzweifelhafte Antwort zugleich die gestrige Warnung ihres Vaters. „Heilige Muttergottes von Einsiedeln," dachte sie, „nicht am Leben strafe mich für störrischen Eigensinn und falschen Argwohn! Sende mir Hülfe, ich gelobe Deiner Wallfahrtskirche reichlichen, goldenen Dank!"

Der Graf lag auf dem Eise, das Gesicht über dem Spalt. Jetzt vernahm er die hastigen Tritte der Nahenden und wandte sich um.

„Hildegard," rief er dann hinunter, „sei getrost, es kommt Rettung!"

„Wenn sie nicht bald kommt, wird es zu spät!" klang es, auch für Ulrich schon hörbar, ächzend und heiser herauf aus der Tiefe. „Die Beine sind mir schon fühllos erstarrt. Ich sehe Funken sprühen durch das blaue Eisgrab; kann kaum noch die Augen öffnen."

Heiri war schon im Begriff, sich den breiten Gurt mit eisernem Rückenhaken, an den das Seil angeschleift war, unter den Armen um die Brust zu schlingen, aber Ulrich ließ das nicht zu.

„Mich laßt hinunter," rief er, „ich bin sehr stark!"

Der Wildheuer fügte sich. Rasch bewaffnete er dem Grafen, sich selbst und dem Rieslacher die Absätze mit den mitgebrachten Stacheleisen, damit sie unter der schweren Last nicht ausglitten. Dann umgürtete er Ulrich. Bald schwebte dieser, ziemlich wagrecht hängend und von den drei Männern langsam hinabgelassen, in den Spalt hinunter. Nach der schwülen Föhnluft draußen machte ihn die Kälte drinnen erschaudern.

Den Unterkörper tiefer geneigt und festgezwängt in

der spitz zulaufenden Spalte, im Uebrigen in einer der seinigen entsprechenden Körperlage, sah er unter sich das schon halb erstarrte bleiche Mädchen, geisterhaft beleuchtet vom blauen Dämmerschein des Eises. Der Hut war ihr vom Kopfe gefallen, die braunen Haarflechten hingen halb aufgelöst hinunter. Sie athmete rasch und keuchend, beide Arme gegen die kalten Wände gestemmt, um nicht noch tiefer zu sinken. Ihre Augen waren halb geschlossen. „Heilige Jungfrau," hörte er sie nochmals leise stöhnen, „sende mir Hülfe!"

„Sie kommt schon!" rief er hinab, ihrem Gesicht bereits nahe mit dem seinigen.

Da riß sie die Augen weit auf.

„Lothar!" schrie sie, „kommst Du, mich Dir nachholen? Bin ich denn schon gestorben?"

„Nicht Lothar, einen lebenden Helfer, denselben, der Sie gestern erschreckte durch eine Aehnlichkeit mit dem Bruder, sendet Ihnen unser Heiland."

Dabei schlang er seine starken Arme um die Mitte ihres Leibes. Erst nachdem er hinter ihr die Finger wie mit stählerner Schraubenzwinge ineinander gekrampft, rief er:

„Jetzt halt' ich Sie sicher. Stemmen Sie jetzt nicht länger die Ellenbogen wider die Eiswände. Klammern Sie die Hände über meinem Nacken fest zusammen."

Sie that es. Ihr Gesicht berührte seines. So kalt er es fühlte mit seiner heißen Stirn, ein wonniges Empfinden durchzitterte ihn bis in's Herz. Trotz dem heiligen Ernst der Lage hatte er die ganze Strenge des ihm angeborenen und anerzogenen Pflichtgefühles aufzubieten, um dies an das seine gepreßte Antlitz nicht auch

zu küssen. Aber nicht enthalten konnte er sich, zu flüstern: „Armes, liebes, liebes Mädchen!“

Der innige Ton dieser Worte überwältigte ihre Seele. Er fühlte ihren Leib in seinen Armen erbeben. Ihr war, als würden ihre Augen von zwei hinterliegenden Eisstücken aus dem Kopfe gedrängt, so that es ihr weh, nicht schon jetzt einen Strom von Reuethränen weinen zu können über den unverzeihlichen Argwohn, den sie gehegt gegen diesen Abgesandten der Muttergottes von Einsiedeln.

Mit dem lauten Rufe: „Auf!“ hatte Ulrich inzwischen das Zeichen gegeben. Die drei Männer zogen an, die nun beinahe verdoppelte Last kräftig, aber behutsam hebend.

Bald darauf konnte Ulrich die Gerettete auf der oben ausgebreiteten Reisedecke niederlegen. Der jähe Temperaturwechsel hatte eine Ohnmacht zur Folge. Erst nachdem ihr Heiri vom Kirschwasser eingeflößt, schlug sie wieder die Augen auf. Ihr Versuch, sich zu erheben, mißlang; aus den Füßen war die Erstarrung noch nicht gewichen. So wurde sie in der Decke von den vier Männern nach einer dem Wildheuer bekannten Schutzhütte getragen, welche man unweit des Gletscherfaumes aus unbehauen über einander gelegten Steinen errichtet.

Hier verbrauchte ihr Vater den ganzen Inhalt der Korbflasche Heiri's zum Einreiben ihrer Füße und Waden und nöthigte sie, von dem Wein, den er selbst mitgenommen, ein beträchtliches Quantum zu trinken. Dann wurde sie zum Schwitzen mit dem Wechselanzug aus Ulrich's Reisetasche und den drei vorhandenen Decken eingewickelt und mit dem Seil fest umschnürt.

Bevor das auch mit ihren Armen geschehen, reichte

sie dem eifrigst mitbeschäftigten Ulrich die Hand, lautlos, aber zutraulich nickend und mit einem Blick ihrer jetzt weit offenen braunen Augen, der ihn beseligt hätte, wenn er im Stande gewesen wäre, die gleichzeitig in ihm aufspringende Gewissensangst zu unterdrücken.

Er mußte sich zusammennehmen, um nicht schon jetzt hinauszueilen, sondern ihre Einhüllung fortzusetzen. Damit fertig, deutete er auf Heiri und sagte:

„Weit mehr der klugen Voraussicht und hülfebereiten Entschlossenheit dieses jungen Mannes, als mir haben Sie Ihre Rettung zu danken. Ich war ja weiter nichts als die lebendige Zange an seinem Hebeseil."

Da leuchteten ihre Augen seltsam, während ihre Züge einen schwärmerischen Ausdruck annahmen, fast als habe die Erschütterung durch die schwere Lebensgefahr und vielleicht auch das ungewohnte Maß des ihr eingenöthigten starken Getränks ihre Zurechnungsfähigkeit etwas umschleiert. Den Kopf schüttelnd und mit belegter Stimme, nicht ohne Anstrengung flüsternd, versetzte sie:

„Ich weiß das besser. Die Muttergottes von Einsiedeln hat euch Beide herbefohlen, mich zu retten, und Sie, Herr Sebald, nicht bloß für heute."

Ulrich rannte wie erschrocken hinaus, und die eingewickelt Daliegende spähte bis zum Verlassen der Hütte vergebens umher nach ihrem Helfer.

Nach anderthalb Stunden fühlte sie sich ihrer Glieder mächtig genug, um den Rückweg anzutreten. Anfangs freilich konnte sie nur sehr langsam thalwärts schreiten, bald aber hatte sie, durch die Bewegung warm und gelenkig werdend, ihre ganze Rüstigkeit wiedergewonnen. Nur zu reden war sie weder geneigt noch fähig. Auf

des Vaters erste Frage deutete sie nach einer ablehnenden Handbewegung auf ihren Hals, und wanderte dann völlig stumm bald neben, bald hinter dem Grafen. Dabei sah sie sich recht oft nach Ulrich um, sichtlich verwundert, daß er sie geflissentlich zu meiden schien, und, fast immer allein gehend, eine beträchtliche Strecke hinter den beiden Anderen zurückblieb.

Erst am späten Abend erreichte man das Gasthaus am Klönsee.

Auf der Schwelle blieb Hildegard wartend stehen bis Ulrich ankam. Mit einer etwas linkischen Verbeugung und einem verlegen klingenden „Gute Nacht, Fräulein!" wollte er an ihr vorüber. Aber sie ergriff seine Hand, näherte ihren Mund weitmöglichst seinem Ohr, um sich verständlich zu machen, und sagte, nicht sowohl sprechend als tonlos hauchend:

„Bin stockheiser. Wann meine Stimme wiederkehrt hab' ich Ihnen eine Abbitte zu leisten. Fahren Sie morgen mit uns nach Einsiedeln. Gute Nacht!"

Sechstes Kapitel.

Harte Zumuthung.

Beruf und Pflichten
Erwäge bedächtig.
Die Lieb' ist mit nichten
Zum Glück allmächtig.

Am nächsten Morgen erschien der Graf im Zimmer Ulrich's.

„Verzeihen Sie, Herr Sebald," begann er, „wenn ich als Vater nicht umhin kann, innigem Dank sogleich ein sehr befremdliches Anliegen folgen zu lassen."

„Reden Sie ungescheut, Herr Graf. Sie sind mir um so willkommener, als ich eben im Begriffe stand, Sie um eine Abschiedsunterredung unter vier Augen ersuchen zu lassen."

„Sie wollen fort? Obgleich ich das auszulegen wage als ein Symptom unseres Einverständnisses in der Hauptsache, muß ich Sie dennoch bitten, einige Tage länger in unserer Gesellschaft auszuhalten."

„Zu welchem Zweck?"

„Erlauben Sie mir, meiner schwierigen Antwort Einiges zur Charakteristik meiner Tochter voranzuschicken. So lange mein Sohn Lothar als voraussichtlicher Erbe

unseres Majorats lebte und man für Hildegard nur eine mäßige Mitgift aus meinem Privatvermögen in Aussicht wußte, blieb sie ganz unumworben. Kaum aber hatte ich nach Lothar's Tode zu ihrer einstigen Versorgung die bedeutende Herrschaft Wallingen gekauft, so wurde sie auch förmlich umdrängt von Freiern. Bald sah sie, und nicht ganz mit Unrecht, in jedem anklopfenden jungen Mann nur einen Angler nach Besitz. Nach der Szene in der Kirche zu Netstall regte sich dies Mißtrauen auch gegen Sie. Ich widersprach und kleidete meinen Tadel ihres zu häßlicher Schärfe ausartenden Argwohns in eine auf ihre Gemüthsverfassung berechnete religiöse Warnungsformel, ohne zu ahnen, was ich dadurch mitverschulden sollte. Diese für sie nur allzu wirksame Mahnung; mehr Ihre Hülfe in Todesgefahr und die dabei bewiesene musterhafte Diskretion; zu allermeist aber Ihre, ich bekenn' es gern, auch mir sympathische Persönlichkeit, haben dies Mißtrauen in sein Gegentheil umschlagen lassen. Hildegard's Kehlkrampf ist gewichen, ihre Stimme wieder ziemlich frei. Aber sie befindet sich in fieberhafter Aufregung und hat während der Nacht mehrmals laut phantasirt. Da haben mir denn einzelne Worte und halbe Sätze in Verbindung mit dem oft wiederholten Namen Ulrich bestätigt, was ich schon gestern in der Schutzhütte wahrzunehmen glaubte und was dort auch Ihnen nicht entgangen sein wird.

„Eine andere Eigenthümlichkeit meiner Tochter läßt mich fürchten, daß diese plötzlich erwachte Zuneigung keine flüchtige sein werde. Sie hat von ihrer früh verstorbenen, leider bigott kirchlichen Mutter zwar nichts von deren intolerantem Uebereifer, wohl aber einen Glauben

von so kindlicher Naivität und unantastbarer Festigkeit ererbt und anerzogen bekommen, daß ihr sonst recht heller, als Rüstzeug zu praktischer Thätigkeit sogar ausgezeichneter Verstand niemals auch nur in Versuchung kommt, Einwendungen zu erheben gegen die Unbegreiflichkeiten der Kirchenlehre. Unangefochten von meiner entgegengesetzten Auffassung betrachtet sie die menschliche Einsicht lediglich als ein Erdeninstrument, das ebenso unbefähigt als unbefugt sei, die grundverschiedene zweite Welt des Glaubens zu fassen und zu beurtheilen.

„Wir beabsichtigten von hier aus erst die Wallfahrtskirche in Einsiedeln zu besuchen, um dann von dort nach Bad Stackelberg zu reisen. In ihrem unverständigen Verdacht gegen Sie bestand sie darauf, beim ersten Morgengrauen zu Fuß direkt nach Stackelberg aufzubrechen, um sich Ihrer ferneren Nachreise zu entziehen. Ich war so schwach, ihr nachzugeben, und, wie schon gesagt, so unvorsichtig, in der Sprache ihrer Denkweise, obgleich nach meiner Ueberzeugung nur allegorisch redend, zu bemerken, daß ihr die Muttergottes von Einsiedeln, wenn auch nicht die Unterlassung des Besuches, so doch den sie verschuldenden Herzensfehler sehr übel nehmen könne. Sobald sie im Gletscherspalt zur Besinnung gekommen, schlug ihr die Erinnerung an dies Wort in die Seele. Sie betrachtete ihren Sturz als eine von der Himmelskönigin verhängte Strafe. Als dann auf ihr Stoßgebet Sie erschienen, war ihr gläubiges Gemüth sofort überzeugt, daß ihr die Muttergottes von Einsiedeln im Retter zugleich den vom Himmel bestimmten Gatten gesendet habe. — Nein, unterbrechen Sie mich noch nicht; ich habe noch das Schwerste zu sagen.

„Ich lege wenig Werth auf Standestitel, desto mehr auf Herkunft. Da nun Ihr Gesicht bestens beurkundet, daß Sie unseres Stammes sind, und Ihr Betragen, daß die Erziehung, deren wir uns seit mehr denn einem halben Jahrtausend erfreuen, Ihnen fest im Blute sitzt, so würde mir in diesem Punkte nichts zu wünschen übrig bleiben, wenn auch eine gewisse Vermuthung . . .“

Hier unterbrach Ulrich dennoch:

„Udo, der Kreuzfahrer, mein Urahn', ist auch der Ihrige. Stammvater meiner Linie ist der Oldenburger Reformator Dietleib Sebald, der als erster Pastor der Sebalduskirche den Freiherrntitel ablegte. Von seinem zweitgeborenen Bruder Ludolf, dem er Sebaldsheim und den Titel cedirte, stammt Ihre jüngere, später in den Grafenstand erhobene Linie. Meine Herkunft ist eine durchweg nicht nur eheliche, sondern sogar adelige. Um ein gewisses eventuelles Erbrecht widerspruchsfrei zu erhalten, erfüllten meine Vorväter ohne Ausnahme die traditionelle Pflicht, Frauen von Adel zu heirathen, und was ich aus unserer Familienchronik weiß, läßt mich vermuthen, daß sie zugleich alle das Glück hatten, bei ihrer Wahl einer Herzensneigung folgen zu dürfen.“

„Was mir auch Ihre stattliche Erscheinung sehr glaublich macht!“ warf der Graf ein, indem er sich mit verbindlichem Lächeln vor Ulrich verbeugte.

„Ich führe das nur aus,“ fügte Sebald hinzu, „weil ich es vorgestern in Netstall leider versäumt habe, meine Ahnen von einem Verdacht zu reinigen, den ein spöttisches Zucken Ihrer Lippen sehr deutlich verrieth.“

„Bitte nachträglich um Vergebung. — Damit also

stünd' es ja allerbestens. Auch gilt die Zuversicht, mit der ich Ihnen Hartes ansinne, dem Edelmann, der Sie sind, ohne so zu heißen. Also zur Sache. — Auch als Bürgerlicher wären Sie mir ein durchaus erwünschter Eidam, wenn ich glauben könnte, daß Hildegard mit Ihnen, Sie mit ihr glücklich sein würden. Leider halt' ich das für mehr als nur unwahrscheinlich. Zum Glück gehört noch Anderes als befriedigte Liebesleidenschaft. Auch ohne diese bleibt es möglich, wie die Erfahrung lehrt. Unmöglich aber ist es auch bei heißester Liebe, wenn die Lebensberufe unvereinbar sind. Hildegard ist gewohnt, rastlos thätig zu sein als Hausregentin auf großem Landsitz. Selbst in Wald und Feld betheiligt sie sich mehr an der Leitung und Beaufsichtigung der Wirthschaft, als Frauen das zu thun pflegen. Ohne diese Lebensfüllung, im städtischen Gelehrtenhause, ihrem Element entrissen, würde sie verdrossen hinwelken. Sie aber glauben wohl ebensowenig noch umsatteln und Landjunker werden, als Befriedigung finden zu können, wenn Sie stadtfern bei den mitgebrachten Büchern säßen als Prinzgemahl einer hoch zu Roß kommandirenden Amazone."

„Genug, Herr Graf!" rief Ulrich, schon etwas ungeduldig. „Brückenbau ohne Weghinderniß nenn' ich müßige Verschwendung. Der Entschlossene bedarf keiner Ueberredung. Es ist mir mißlungen, zu verbergen, daß der Funke, der mir in's Herz schlug, als ich Ihre Tochter in der Kirche zu Retstall erblickte, gestern auf-loderte zu leidenschaftlichem Verlangen, sie für mich dem Eisspalt enthoben zu haben und sie lebenslänglich in meinen Armen behalten zu dürfen. Aber nicht minder deutlich erkennen mußten Sie's aus meinem Benehmen,

daß meine Mannesvernunft Gewalt behielt über diese Leidenschaft und Gehorsam fand für ihr Verbot jeglicher Hoffnung sowohl, als jedes Wortes, jeder Miene zur Ermuthigung einer Neigung, die ich mit schmerzlicher Freude und doch zugleich mit heftigem Schreck wahrgenommen. Ihre Tochter ist ja katholisch, und ich bin Protestant."

„Je nun," versetzte der Graf bemerkenswerth ruhig, „das wäre für mich und schließlich wohl auch für meine Tochter kein unübersteigliches Hinderniß."

„Aber für mich!" rief Sebald entschieden. „Die Umkehr zum katholischen Bekenntniß hat Ihre jüngere Linie von unserer älteren erst feindlich, dann zu gegenseitiger Entfremdung oder doch Nichtbeachtung geschieden. Mir, dem Nachkommen jenes Reformators, würde schon die Pietät gegen meine Väter eine katholische Gemahlin verbieten, auch wenn mein Amt eine solche Verbindung nicht unmöglich machte. Ich bin — was ich vorgestern zu verschweigen die schwer verzeihliche Schwäche hatte — lutherischer Pastor.

Erst nachdem er die Bewegung unwillkürlichen Aufspringens vom Stuhle halb ausgeführt, gehorchten die Glieder des Grafen dem Gegenbefehl. Dann klammerte er beide Hände unter den Sitz, als fühlte er sich ohne solche Verankerung nicht sicher vor der Wiederholung dieses Akts von undiplomatischer Lebhaftigkeit, und sagte mit erkünstelter, zur Schärfe des Wortes komisch unpassender Ruhe:

„Sie — ein Geistlicher? Meine Ueberraschung könnte kaum größer sein, wenn Sie sich als Kunstreiter oder Pfandleiher entpuppt hätten."

Ulrich stutzte, einen Augenblick sich und das Ziel dieses Gespräches vergessend. Daß der Graf in einem Athem mit dem Pfandleiherstande auch den des Kunstreiters mit mehr als geringschätzigem Ton angeführt, das zwang ihn, sich den Schreck auszumalen, mit dem dieser Aristokrat die Zumuthung aufnehmen würde, den Sohn einer Kunstreiterin als Enkel und Erben anzuerkennen. Schnell jedoch raffte er sich zurück in die Gegenwart und frug:

„So ungeeignet also scheine ich Ihnen für meinen Beruf?"

„So ungeeignet scheint mir dieser Beruf für einen Mann Ihres Schlages."

„Wollen Sie mir das erklären?"

„Ich darf es nur wagen in der Hoffnung, daß meine sehr hohe Meinung von Ihrer Person meinem desto geringschätzigeren Urtheil über Ihren Stand den kränkenden Stachel abstumpfen werde. Lassen Sie mich beginnen mit einem Bekenntniß. Sie sahen mich die Ceremonieen der Messe willig mitmachen. Das that ich nicht allein meiner Tochter zu Liebe, sondern auch um meiner selbst willen. Wie zu Netstall am dritten Jahrestage des Todes meines Lothar, ist es mir an Familien-Feier- und Gedenktagen immer auch eigenes Herzensbedürfniß gewesen, meine Empfindungen zu heiligen und zu beruhigen, indem ich auch meine und der Meinigen Erlebnisse zu erkennen bemüht bin als Fügungen der geheimnißvollen Weltenlenkung. Dabei fördert mich das kirchliche Ceremoniell, indem es mich mit seinem Schaugepränge, seiner Musik und seinem Weihrauchduft einwiegt in träumerisches Sinnen. Mir fehlt jedes Glau-

bensorgan für die Wunder und Mysterien, welche dies Ceremoniell nach der Kirchenlehre und den Worten der Priester versinnlichen soll. Vielleicht sogar Sie, der Protestant, werden mich verstockt nennen, wenn ich offen eingestehe, die Lehre, daß Gottes Zorn auf die sündigen Menschen nicht anders zu besänftigen gewesen sei, als durch den Opfertod seines schuldlosen Sohnes, ebensosehr mit seiner Gerechtigkeit als mit seiner Allgüte schlechterdings unverträglich zu finden. Vollends nur ablehnend verhalt' ich mich gegen das Dogma von der sogenannten Transsubstantiation. Um nicht mein frommes Empfinden in ein recht unheiliges und kirchenfeindliches umschlagen zu lassen, muß ich mir die Vorstellung, vom Leibe Christi zu essen und sein Blut getrunken zu sehn, so fern halten als irgend möglich. Aber der Gedanke, daß meine Vorfahren in allen ernsten Momenten ihres Lebens diese Feier begingen, macht dieselbe auch mir ehrwürdig. Auch überkommt mich wirkliche Andacht vermöge der unbestimmten Ahnung, daß alle diese seit mehr denn anderthalb Jahrtausenden gebräuchlichen Uebungen doch wohl aus einem verborgenen Gesetz allmälig erwachsen sein und eine sowohl mir selbst als den Theologen bisher unbekannte bessere Bedeutung haben mögen als die angebliche. Mir diese Bedeutung selbst auszugrübeln, hab' ich zu wenig gelernt und in meinem Beruf zu wenig Zeit gehabt. Ich beruhige mich dabei, was ihr Abendmahl nennt, wir Messe, zu betrachten als eine Feier der dankbaren Erinnerung an Jesu letzte Lebensstunden. Denn die Gottessohnschaft, an die ich nicht glauben kann, hab' ich auch gar nicht nöthig, um den Stifter unserer Religion als rein menschlichen Heilbringer hoch zu verehren. Kurz,

ich bin ein ungläubiger Thomas, bilde mir aber ein, dennoch auf meine Art fromm und kein ganz übler Christ zu sein."

„Ihretwegen," bemerkte Ulrich mit Selbstgefühl, „Ihretwegen, Herr Graf, bedauere ich, daß wir heut oder morgen für immer scheiden sollen. Nach dem, was Sie mir eben bekannt, bin ich der Mann, der für Sie einen Segensschatz in Verwahrung hat; — ja," setzte er nach einigem Zögern hinzu — „vielleicht noch einen zweiten. Jene andere, von Ihnen geahnte bessere Bedeutung ist schon gefunden, und Sie sind reif für die Erkenntniß der Erfüllung."

„Sieh' da! Regt sich im Edelmann doch wirklich etwas vom Pfäfflein?" sagte der Graf nicht ohne einige Ironie. „Sie wollen mich bekehren?"

„Nicht mehr nöthig. Sie sind schon bekehrt. — Aber nun, wenn ich bitten darf und Sie mir so viel Zeit noch gönnen wollen, Ihren Grund zur Mißachtung meines Standes."

„Ich frage zunächst: von wannen rekrutirt sich die Geistlichkeit? — In urkatholisch gebliebenen Ländern, wo es noch reiche Abteien und Fürstensitze für Bischöfe gibt, sind allerdings auch zweite Söhne alter Adelsfamilien Inhaber der besten Pfründen, und wenigstens die gesellschaftliche Bildung solcher geistlichen Herren will ich nicht bestreiten. Ueber ihre theologische Gelehrsamkeit hab' ich kein Urtheil. Aber auch unter diesen Bevorzugten kenn' ich sehr Wenige, denen nicht die widernatürliche Ehelosigkeit und der immer niederziehende Nothbehelf zum Ersatz der Gattin die anerzogene vornehme Haltung und selbst den angeborenen Adel der Erscheinung mehr

oder minder beeinträchtigt hatte. Dazu kommt dann die in ihrem abgeschlossenen Lebenskreise geflissentlich großgepflegte stolze Zuversicht, Inhaber und Spender der einzig heilvollen Wahrheit zu sein. Dieser Wahn besonders und die mit ihm fast unvermeidlich verbundene Geringschätzung aller wirklich die Würde und das Glück der Völker steigernden Kenntnisse prägen ihnen abstoßende Züge in Gestalt und Antlitz. So sind sie gekennzeichnet als verkommene Nachzügler, die sich bemühen, und leider noch immer nicht ganz vergeblich, unter hemmwüthigem Wehegeschrei die Menschheit rückwärts zu zerren von ihrer Siegesbahn. Der Stand, der weiland wirklich das Beste wußte und schaffend die Fahne der Kultur und Gesittung vorantrug, erhebt immer noch Anspruch auf die Ehren dieser Führerschaft. Er will nicht einsehen, was längst offenbar ist: daß er alle Eigenschaften dazu durch eigene Schuld verloren hat. So macht er sich nur lächerlich und verächtlich, wenn er als mumienhaft ausgetrocknetes Anhängsel die Rolle des Kopfes weiter zu spielen versucht.

„Was vollends soll ich sagen von der Heeresmasse unserer niederen Geistlichkeit? Seltener als weiße Raben und außer in der Schweiz fast nur noch in Frankreich zuweilen anzutreffen sind Ausnahmen, wie der schöne, mildherzige und wahrhaft gebildete greise Pfarrer, den Sie in der Kirche zu Netstall gesehen haben. Von wannen füllt man unsere Seminare? Ueberwiegend aus den untersten Ständen mit Knaben und Jünglingen, von denen kein Widerstand zu befürchten steht gegen die Einimpfung von Dogmen, die sich weder mit dem Naturgesetz noch mit dem Einmaleins vertragen.

„Steht es bei euch Protestanten besser damit?

Vielleicht noch schlimmer, wenigstens nach meinen Beobachtungen der Mehrzahl eurer Pfarrer, eurer hauslehrenden Kandidaten, eurer Theologiestudenten — denn auch ich habe meine vier Semester Humaniora absolvirt, wenn auch leider weit mehr auf dem Fechtboden und in der Korpskneipe, als in den Hörsälen. Bei uns kann der geringste Seminarist Bischof werden, ja, als Kardinal Fürstenwürde erlangen. Was habt ihr dem Ehrgeiz zu bieten, um begabte Menschen anzulocken? Eine Hofpredigerstelle wenn es hoch kommt. Wer mag denn noch Theologie studiren auf euern Universitäten? Fast nur die Söhne mittelloser Leute, die in der Gesellschaft tief genug stehen, um es als eine stolze Steigerung ihrer Familienwürde zu empfinden, wenn mittelst der vormals so zahlreich gestifteten theologischen Stipendien ihre Sprößlinge geistlich werden und die unterste Stufe der sogenannten Honoratiorenschaft erklimmen. Ich weiß, daß es sich ehedem anders verhielt und daß wir eine Reihe ausgezeichneter Männer euren Pfarrerfamilien verdanken. Aber Sie werden es schwerlich leugnen wollen, daß von der Jugend, wenigstens von derjenigen der gebildeten Stände, nur der mindestbegabte Ausschuß Ihrem Berufe sich zuwendet. Verirrt sich aber ja einmal ein Talent unter die Theologen, so kommt es entweder zu der Erkenntniß, den geforderten Kirchenglauben nicht heucheln zu dürfen, und sattelt um, oder es wagt den Versuch, aufgeklärt zu predigen, und wird, wenn überhaupt zur Kanzel zugelassen, von den herrschenden Zeloten bald aus der Kirche hinausgedrängt. Daß das mit Ihnen, bei der Denkweise, die ich Ihnen zutrauen muß, nicht schon längst geschehen ist, das ist's, was mir

noch jetzt unbegreiflich bleibt, auch nachdem Ihre Familiengeschichte mich errathen läßt, daß nicht Wahl, sondern Angeburt Sie behaftet mit einem Stande, für welchen Sie zwanzigfach zu schade sind."

„Leider," entgegnete Sebald, „muß ich Ihnen nur allzu weit Recht geben. Auch können Sie vielleicht bald erleben, daß mir geschieht, was zu Ihrer Verwunderung bisher noch unterblieben ist. Der Wunsch meiner Vorgesetzten, mich aus der Kirche zu drängen, ist längst unzweifelhaft, ihre Macht in stetem Wachsthum begriffen. Aber besuchen Sie mich in Odenburg. Nicht nur meinetwegen, um Ihnen zu beweisen, daß ich nicht bloß aus Erbgewohnheit festhalte an meinem Amt, auch Ihretwegen bitt' ich darum, und keineswegs als Proselytenmacher. Sie finden bei mir, was Ihnen fehlt, und vielleicht sogar in doppeltem Sinne. Es wird Sie nicht hindern, katholisch zu bleiben, so weit Sie es noch sind."

„Wenn Sie sich mir jetzt, wie ich hoffe, bewähren als ein echter Sebald, dann versprech' ich, zu kommen. Bevor ich aber mit meiner Forderung herausrücke, muß ich noch ein beschämendes Geständniß ablegen. Meine verständigen Gründe gegen eine Verbindung meiner Tochter mit Ihnen haben Sie gehört. Doch ich bekenne, daß deren Gewicht mir verdoppelt wird durch einen unverständigen, gleichwohl ununterdrückbaren. Ich bin entschieden zu kurz gekommen in Betreff meiner Anlagen zum Glauben. Aber die mir angeborene Nüchternheit hat nicht ausgereicht, mich zu befreien von einem Aberglauben, zu dessen widerwilligem Sklaven ich gepreßt worden bin durch schlimme Erlebnisse. Wenn ich auch gar nichts einzuwenden hätte gegen Ihre Eidamschaft,

— unbesiegbare Angst würde mir die Zustimmung verbieten, lediglich weil Sie uns begegnet sind am fünfzehnten Juli, den wir vorgestern hatten. Dieser Tag ist für mich schon so oft verhängnißvoll gewesen, daß ich alljährlich, wann er naht, mit dem Trauerflor um den Hut in entlegene Einsamkeit flüchte, um jede Begegnung zu vermeiden mit Leuten unserer Gesellschaftskreise, denen eine irgendwie bedeutsame Rolle in meinem und der Meinigen Schicksal zufallen könnte. Auch bekenn' ich, daß Sie deßhalb die Thür der Kirche zu Retstall hinter uns verschlossen gefunden hätten, wenn ich eine Ahnung gehabt von Ihrer Absicht, einzutreten. An einem fünfzehnten Juli erlag mein Sohn Lothar seiner Verwundung. An einem fünfzehnten Juli war lange zuvor sein jüngerer Bruder als fünfjähriger Knabe am Scharlachfieber gestorben. An einem fünfzehnten Juli hatte ich mich bei der ersten Begegnung leichtsinnig verlobt mit der berückend schönen Frau, die mir zwar treffliche Kinder schenken, mich aber sehr unglücklich machen sollte mit ihrer fanatischen, dem unbekehrbaren Gemahl gegenüber zuletzt bis zur Verachtung und giftigem Haß ausgearteten Bigotterie. Von einem fünfzehnten Juli endlich haftet in meinem Gedächtniß unauslöschlich die qualvollste meiner Erinnerungen. Nach zweijährigem Universitätsbesuch war ich, wie das in unserem Hause herkömmlich, in den österreichischen Heeresdienst eingetreten und machte als Unterlieutenant unter Haynau den Feldzug gegen Ungarn mit. Ein gefangener Honvedoffizier war standrechtlich zum Galgen verurtheilt, aber, wie man sich damals ausdrückte, zu Pulver und Blei begnadigt worden. Mich hatte das traurige Loos getroffen,

die Exekution zu kommandiren. Nur allzu oft seh' ich noch jetzt die Frau des Verurtheilten, meine Füße umklammernd, vor mir knieen und höre ihr Flehen um nur eine Stunde Aufschub, da man wisse, daß der Befehl schon unterwegs sei, mit den Hinrichtungen aufzuhören. Ich aber mußte natürlich dem Befehl des Generals unweigerlich gehorchen. O daß ich ihm auf Gefahr eines Jahres Festung getrotzt hätte! Noch war der Pulverdampf der Salve, die der Wink meines Taschentuchs gelöst, nicht völlig verschwebt, als in gestrecktem Galopp schon die Ordonnanz mit dem Gegenbefehl heransprengte. Nimmer los werden kann ich das Bild des angesichts des Begnadigungsboten auf dem blutigen Sandhaufen noch zuckenden armen Mojenyi."

„Mojenyi?" schrie Ulrich aufspringend.

„Hat denn der Name Bedeutung für Sie?" fragte der Graf, nicht minder betroffen.

Ulrich lief mehrmals mit sich kämpfend im Zimmer auf und nieder, bevor er antwortete:

„Verschieben Sie den mir versprochenen Besuch nicht allzu lange. Die Pflicht des Beichtgeheimnisses bindet mir jetzt noch die Zunge. Doch Ihnen gegenüber, Herr Graf, kann sie mir binnen Kurzem gelöst sein. Was ich eben gehört, steigert für Sie den Werth eines Schatzes, dessen Hüter ich bin. Mehr darf ich heute nicht sagen. Ich bitte deßhalb, nicht weiter zu forschen, sondern mir nun unverweilt Ihr schon angekündigtes Begehren mitzutheilen."

Der Graf gehorchte, wenn es ihm auch nicht ganz leicht wurde, seiner Neugier Schweigen zu gebieten.

„Zunächst," begann er nach einer längeren Pause,

„ersuche ich Sie dringend, Hildegard entweder gar nicht, oder, wenn Sie es unumgänglich finden sollten, doch erst ganz zuletzt, nach sorgsam schonender Vorbereitung, beim Abschied erfahren zu lassen, daß Sie lutherischer Pastor sind. Mit ihrem Glauben an eine unmittelbare Fügung Gottes und der heiligen Jungfrau ist das unvereinbar. Es würde wie ein Erdstoß das ganze Gebäude ihrer Ueberzeugungen umwerfen und von solcher Aufregung stünden die schlimmsten Folgen zu befürchten bei ihrem noch keineswegs unbedenklichen Zustande. Das zu verhüten sind Sie verpflichtet. Die kluge Vorsicht und Milde zur Lösung dieser schwierigen Aufgabe traue ich Ihnen zu, wenn ich auch ehrlich eingestehe, selbst nicht zu wissen, wie ich mich dabei anzustellen hätte. Ich sehe, mein sehr lieber und hochehrenwerther Herr Vetter, daß wir, wenn auch aus sehr verschiedenen Gründen, einig sind in Betreff des unerläßlichen Opfers. So wag' ich es denn, Ihnen, dem geistesstarken Manne, etwas beinahe Unerhörtes zuzumuthen."

„Und was?"

„Sich selbst das Opfer noch zu erschweren, um es meiner Tochter zu erleichtern. Die Flucht ergreifen dürfen Sie keinenfalls. Das wäre Mangel an Tapferkeit auf Gefahr meines Kindes. Sie würde das nur für die Eingebung allzu großer Bescheidenheit oder schwermüthiger Laune halten. Fest überzeugt von Ihrer Liebe, würde sie auch Ihrer Wiederkehr gewärtig bleiben. Ich kann es ihr kaum verdenken, daß sie vorgestern und gestern ein unzweifelhaftes Wunder unter Eingriff himmlischer Mächte erlebt zu haben meint. Ueberlief doch selbst mich bei der Szene in der Kirche ein geheimniß-

voller Schauer, als fühlt' ich eine unsichtbare Lenkerhand uns drei Marionetten wider einander würfeln. Ebenso abermals gestern auf dem Eise, als beinahe zugleich mit dem aus der Tiefe heraufklingenden Anruf der Muttergottes der erste Schall eurer Tritte an mein Ohr schlug. So hell und selbst nüchtern in allen weltlichen Dingen Hildegard's Verstand ist, ihre Phantasie ist von schwer zu zügelnder Flugkraft. In Dienst genommen vom Herzen, würde sie selbst eine Montblanckette von Hindernissen ihres Wunsches kühn überflattern. Mein Widerspruch, fürcht' ich, würde sie nur bestärken in der Hoffnung auf ein zweites Wunder, welches dem lutherischen Pastor die Mischehe, ihr, der ländlichen Amazone, sein enges Stadthaus genehm zu zaubern oder gar den gelehrten Theologen in einen so tüchtigen als zufriedenen Gutsherrn umzuwandeln im Stande sei. Ich schiene ihr das Band, in dem sich euere Herzen wie in einer Schlinge gefangen haben, gewaltsam zerreißen zu wollen und würde es dadurch für Hildegard nur noch fester knüpfen. Sie selbst nur können es glimpflich lösen. Das ist es, was ich verlange. Uebrigens muthe ich Ihnen keineswegs eine Komödie zu. Sie sollen sich nicht etwa anschwärzen, um sie abzukühlen durch erheuchelte Unliebenswürdigkeit. Bewahre! Ich fordere nicht einmal, daß Sie Ihre Neigung verhehlen. Nein, bleiben Sie ganz ehrlich. Um so besser werden Sie's meiner Tochter begreiflich machen können, daß zwischen euch Zweien nichts Anderes möglich ist, als vielleicht nach Jahren die brüderliche Freundschaft, zu der Ihre Aehnlichkeit mit Lothar Sie ohnehin prädestinirt hat.

„Heute bleiben wir noch hier. Hildegard muß auch

tagüber das Bett hüten, um sich völlig zu erholen. Für morgen laß ich zwei der landesüblichen Einspänner bestellen zur Fahrt bis Richisau, von wo wir auf Saumpferden oder zu Fuß nach Einsiedeln gelangen werden. Im ersten fahren Sie mit meiner Tochter, im zweiten ich mit Heiri. Keine Einwendungen! Sie sehen, ich setze unbegrenztes Vertrauen auf Ihre Seelengröße, Weisheit und Gewandtheit. Sie werden es rechtfertigen. Guten Morgen, lieber Freund und Vetter."

Siebentes Kapitel.

Waldabenteuer.

Ein großes Wunder trägt noch heute
Sich vielfach zu: daß kluge Leute
Die Gleichniß-Bilder und Gestalten
Der Wahrheit auch für wirklich halten.

Geraume Zeit, nachdem ihn der Graf mit wortabschneidender Hast verlassen, rannte Ulrich auf und nieder, erfolglos nachsinnend, wie er die unerhörte Aufgabe lösen solle, die ein erschreckendes Maß von Selbstverleugnung forderte. Auch von einem mehrstündigen Spaziergang am Ufer des Klönsees, von dem er erst zurückkehrte, als das Geträufel des dicht bewölkten Himmels in anhaltenden Regen überging, brachte er keine Entschließung mit.

Beinahe den ganzen Rest des Tages widmete er einem viele Bogen langen Brief an seinen Bruder Arnulf, der seit mehreren Jahren in Amerika weilte. Ihm berichtete er ausführlich die Erlebnisse dieser Tage und das heutige Gespräch mit dem Grafen.

Nur ein längeres Bruchstück dieses Briefes und sein Schluß brauchen hier angeführt zu werden. Das erstere lautete:

„Daß mir Hildegard unerinnerlich und dennoch auf den ersten Blick so urvertraut erschienen, glaubte ich auslegen zu sollen als ein oft von Dichtern erzähltes, nun selbst erlebtes Mysterium plötzlich erwachter Liebe. Als wir aber die halbdunkle Kirche verlassen hatten und über die sonnenhelle Straße schritten, machte ich eine Wahrnehmung, die mir bisher entgangen.

„Auf Hildegard's Stirn, dicht unter dem Beginn der Haare, schimmerten zwei röthliche Pünktchen, hirsekorngroß und etwa daumenbreit von einander entfernt. Wann ihr finsterer, beinahe feindlicher Blick mich streifte, schienen sie mir dunkler zu glühen, dagegen zu erblassen und fast zu verschwinden, wann sie die Augen dem Vater zuwandte und mit spöttischem Lächeln um die Lippen ihm etwas in's Ohr flüsterte. Hiebei schon überkam es mich, als müßte vor sehr, sehr langer Zeit ein Erlebniß mit einem wenigstens ähnlichen Anblick verbunden gewesen sein. Aber erst während der Wanderung von Netstall nach dem Klönsee gelang es mir, aus der untersten Tiefe des Gedächtnisses den Vorfall heraufzugrübeln, der, wenn er wirklich die Entstehung dieser Stirnpünktchen erklärte, zugleich bewies, daß die Zauberin Erinnerung mitgeholfen zu jenem Liebeswunder. Das Abenteuer auf dem Gletscher brachte Gewißheit. Zwar in der Eiskluft, obgleich dicht über ihr schwebend, hatte ich nichts von den Pünktchen wahrgenommen, sei es, daß ihr aufgelöstes Haar sie bedeckte, oder daß meine Aufregung mich blind machte. In der Schutzhütte jedoch, als ich Hildegard einwickeln half, sah ich die Zeichen aus nächster Nähe mit fast mikroskopischer Genauigkeit, jetzt aber nicht roth, sondern blutlos weiß. Es waren

feine Närbchen, und nicht zwei, sondern vier; denn bei jedem der beiden deutlicheren gewahrte ich, aber nur bei dichtestem Heranbücken, in etlichen Millimetern Abstand noch ein vollends winziges, — wie etwa in unserem Frauenhofer einen engstehenden, eben nur aufblinkenden Begleiter von zehnter Größe neben seinem Hauptstern.

„Nun wußt' ich, welche Waffe die kleinen Wunden geschlagen, von denen diese Närbchen herrührten. Nun schaute mich aus der aufgebrochenen Nebelhülle der Zeitenferne das Kindergesicht wieder an, auf dessen Stirn ich zwei Tröpfchen Blut diesen Wunden entquollen gesehen. Jetzt erst fand ich auch Aehnlichkeit genug zwischen jenem Kindergesicht und dem Antlitz der zur vollen Reife herangewachsenen Grafentochter, um nicht länger daran zu zweifeln, daß ich diese schon einmal gesehen als ungefähr achtjähriges Mädchen.

„Du warst dabei. Vielleicht genügt schon, was ich eben geschrieben von der Stellung der Närbchenpaare, um Dir den ganzen Auftritt vor die Anschauung herauf zu beschwören. Doch ich will für den Fall, daß er sich Dir nicht so unvergeßlich eingeprägt haben sollte, Deinem Gedächtniß zu Hülfe kommen mit einer Auffrischung alles Einzelnen. Das dünkt mir um so mehr gerathen, als ich selbst bekennen muß, daß es mir schwerlich gelungen wäre, diese versunkenen Bilder aus der Knabenzeit in der Farbenkraft jüngster Erlebnisse an die Oberfläche zu zwingen, wenn nicht die erschütternden Szenen dieser Tage und eine so plötzliche als starke Leidenschaft mein ganzes Wesen bis zur untersten Tiefe stürmisch aufgewühlt hätten.

„Wir waren Tertianer. Unser Privatlehrer in der

Naturgeschichte, Mottwitz, gegenwärtig mein Domsekretarius und Kirchenkassenrendant, damals noch Konservator des Museums, hatte uns während unserer Sommerferien mitgenommen auf eine seiner Fußreisen zur Käferjagd. Im Dorfe Schottenhausen, schon über drei Stunden von Odenburg, hatten wir übernachtet. Nun war unser Ziel ein Wald voll uralter, zum Theil schon abstehender Eichen.

„Als wir dem Saume desselben zuschritten über eine schmale Waldwiese zwischen ihm und einer eben durchwanderten Buchenschonung, erblickten wir in beträchtlicher Ferne quer vor dem nördlichen Ausgange der Lichtung auf steiler Höhe ein Schloß mit halbverfallenem Wartthurm und einer noch mit Zinnen versehenen Plattform über dem wohlerhaltenen Hauptbau. ‚Dort,' sagte Mottwitz, ‚seht ihr die Rückseite des mit der Nordfront auf den Strom hinunterschauenden Schlosses Sebaldsheim. Ihr werdet's wohl schon wissen, daß ihr von dort herstammt.'

„Das war uns aber völlig neu. Daß wir Nachkommen seien jenes Mitstifters der Sebalduskirche, dessen die Porphyrtafel unter dem Chorfenster gedenkt, war uns von den Eltern nicht vorenthalten worden, wohl aber strengstens jede Kunde von der Abtretung des Stammguts und unserem längst mehr als problematisch gewordenen Recht auf Rückfall, weil ein seit Generationen befolgtes Hausgesetz vorschrieb, die Söhne davon erst nach der Einsegnung zu unterrichten. So bestürmten wir denn Mottwitz mit neugierigen Fragen.

„Arglos anfangs und willigst gab er Antwort. Bald aber ward er stutzig und wie verlegen wortkarg.

‚Lassen wir das jetzt,‘ rief er scharf abschneidend, um dann völlig stumm eine Strecke vor uns einherzuschreiten. Indem er sich von unserer völligen Unwissenheit in Betreff dieses Theils unserer Familiengeschichte überzeugt, mochten die Ausrufe, die seine Mittheilungen uns entlockten, ihm auch klar gemacht haben, welche triftigen Gründe unsere Eltern bewogen, zu verschweigen, was unsere jungen Seelen mit kindischem Groll gegen einen Ahnen und mit müßigen Neidwünschen zu vergiften drohte. Denn unser Bedauern, unsern Aerger hatten wir sogleich in knabenhafter Derbheit ausgelassen. Wir waren einig, daß jener Dietleib eine unbegreifliche und unverzeihliche Dummheit begangen, als er Pastor geworden und das Familiengut fortgeschenkt. In eifrigem Geplauder malten wir es uns aus, welche wundervollen Spielplätze wir zu eigen haben könnten in dem alten Thurm dort, auf der Plattform mit Zinnen, in dem baumreichen Garten des Schloßberges, statt nun eingekäfigt zu sein in das alte Häuschen und uns daheim nur tummeln zu dürfen auf dem engen Pfarrwinkel hinter der Sebalduskirche.

„Schon waren wir unter solchem Gespräch in den Eichwald hineingelangt und hatten über dem Erbkummer fast vergessen, welche Jagd wir beabsichtigten, als mit einem Summton, dreimal so laut und so tief als ihn die größeste Hummel hervorbringt, ein dunkles Geschöpf, in der Größe einem Zaunkönig oder einer Meise zu vergleichen, über unsere Köpfe hinweg schwirrte.

„‚Das war schon einer!‘ sagte Mottwitz. ‚An's Werk! Dorthin, wo die halb zopftrockenen und hohlgefaulten Bäume stehen, nahm er seinen Flug. Folgen wir.‘

„Nun fahndeten wir eifrig und mit gutem Erfolg

nach Hirschkäfern. Schon waren mehrere Männchen und sogar eines der selteneren, weit schwerer zu entdeckenden Weibchen eingethan, als Mottwitz an einer gewiß schon ihre sieben bis acht Jahrhunderte alten Eiche stehen blieb, deren ausgehöhlten, schon thürbreit offenstehenden Riesenstamm sechs Männer schwerlich ganz umspannt hätten. Ungefähr zwei Klafter über dem Boden hatte er eine ganze Versammlung des von uns gesuchten Wildes entdeckt. Dicht unter dem Ausbug des einzigen, noch üppig belaubten über mannsdicken Astes war die Rinde des krankenden Baumes saftflüssig geworden. Ein bräunlicher Syrup bedeckte eine tellergroße Fläche, und an dem ätzten sich fünfzehn oder zwanzig Hirschkäfermännchen von verschiedener Größe. Sie waren bemüht, von der leckern Speise nicht nur einander neidisch wegzudrängen, sondern mit den geweihartigen Zangen auch eine Menge anderer lüsterner Insekten abzuwehren, große Waldameisen, metallisch glänzende Fliegen und mit zornigem Gesurr den Saftkuchen umschwirrende Hornissen.

„Mottwitz stellte sich an den Stamm und ließ mich auf seine Schultern steigen. Da ich mit der Hand noch immer nicht hinauflangen konnte, reichtest du mir deinen Schmetterlingskäscher. Doch nur zwei von den Käfern konnt' ich in dessen Beutel einrechen. Eine Ueberraschung bewog mich, den Kopf seitwärts zu wenden und mit dem Handnetz so ungeschickt zu zucken, daß alle anderen aufgescheucht mit lautem Flügelgebrause von dannen flogen.

„‚Mein Bruder!' schrie eine Kinderstimme. Ich sah linkshin ein junges Mädchen auf uns zugelaufen kommen.

„‚Was fällt Dir ein!' rief ein ältliches Frauenzimmer, dem Kinde nacheilend und es am Zipfel des

kurzen Kleides wenige Schritte von unserem Baum festhaltend. ‚Dein Bruder ist ja hundert Meilen von hier auf der Kriegsschule.‘

„Da stieß die Kleine einen gellenden Schrei aus. Mottwitz sprang unter mir fort und ich stürzte nieder auf den von Moos und Farnkraut überwucherten Holzmulm am Fuß der alten Eiche.

„Als ich mich aufgerafft, sah ich das Mädchen in halb liegender Stellung, das Hütchen im Nacken hängend, von der Bonne oder Gouvernante in den Armen gehalten. Auf der Stirn dicht unter den Haaren hingen zwei Blutstropfen. Einer der größesten Hirschkäfer war ihr in's Gesicht geflogen und hatte ihr mit den Vorderzinken der Geweihkiefer zwei Stichwunden, dicht dabei mit den Nebenzinken zwei feinere Kritze beigebracht. Den ihr von Mottwitz aus dem Haar gezogenen Schröter hattest Du eben aufgehoben, um ihn in Deine Botanisirkapsel zu stecken. Mottwitz sprach zu der Begleiterin etwas von der möglichen Schädlichkeit des Eichensaftes, den der Käfer vermuthlich kleben gehabt an seiner Zange, sog dann die Wunden aus und wusch sie mit Spiritus. Demnächst befahl er uns, an der Eiche auf ihn zu warten, und half der Gouvernante die Verletzte forttragen. Doch schien sich die Kleine von ihrem Schreck schnell zu erholen. Bald sahen wir sie wieder selbst zwischen den Beiden rüstig schreiten und nach dem nördlichen Saume des Waldes zu verschwinden. Nach einer Viertelstunde kehrte Mottwitz zurück. Die Verwundung, sagte er, habe nichts zu bedeuten; die Kleine sei wieder ganz wohl und lustig. Auf unsere Frage, wer sie sei, erwiederte er kurz und mürrisch, das wisse er selbst nicht,

vermuthlich das Töchterchen eines Pächters. ‚Wenn ihr mich lieb habt und auch künftig einmal mitgenommen sein wollt auf die Käferjagd' — das schärfte er uns ein, bevor wir zur weiteren Wanderung nach dem Gebirg aufbrachen — ‚dann erzählt zu Hause nichts von diesem Erlebniß und von unserem Gespräch auf der Waldwiese.'"

Der Schluß des umfangreichen Briefes lautete:

„So ist es mein Schicksal, nach verdienter Büßung des von Dir so klar durchschauten Jugendwahnes, zum ersten Mal wahrhaft zu lieben, aber nicht nur verzichten, sondern obendrein die erwiederte Neigung selbst auslöschen zu sollen. Den Willen dazu hab' ich gefunden während dieser vor Dir, geliebter Bruder, abgelegten Beichte, aber noch keine Ahnung, wie ich es angreifen soll, diese zwiefach grausame Pflicht zu erfüllen."

Heiter und herzlich wie einen alten Freund begrüßte ihn am folgenden Morgen die, wie es schien, völlig hergestellte, wenigstens wieder ganz klarstimmige Hildegard. Sie nahm seinen Arm für die wenigen Schritte von der Thür bis zum vordersten der bereitstehenden Einspänner, stieg behend hinein und winkte ihm, als er zögernd neben dem Wagen stehen blieb, den Platz an ihrer linken Seite einzunehmen, als verstände sich das ganz von selbst. Dann fuhren sie langsam westwärts auf der schmalen Straße am Klönsee, die bald so anhaltend und beträchtlich stieg, daß der Kutscher fast immer nebenher ging, um seinem Rößlein die Last zu erleichtern.

Auch Ulrich war bemüht, unbefangen zu erscheinen und nichts merken zu lassen von dem schwer auf ihm lastenden ernsten Vorsatz, aber nur mit halbem Erfolg.

„Sie strengen sich an," begann Hildegard, „ein freundliches Gesicht zu machen. Aber es will Ihnen nicht recht gelingen. Wie vorgestern, wo Sie mir geflissentlich auswichen, sobald Sie mich Ihrer großmüthig verzeihenden und eifrigen Hülfe nicht weiter benöthigt hielten, sind Sie auch heute noch verstimmt. Ich weiß, worüber. Ueber meine Unart in und vor der Kirche zu Netstall. Lassen Sie mich also die versprochene Abbitte leisten. Hören Sie, welcher Wahn meine mißtrauisch kalte, wohl gar spöttische Haltung verschuldete. Dann werden Sie mir's wohl vergeben, daß ich Ihre Unterstützung schroff ablehnte und den Arm des Führers beleidigend dem Ihrigen vorzog."

Ausführlicher, als es der Graf schon gethan, und lustig lachend erzählte sie, wie sich früher Niemand um sie gekümmert; zu welcher hochgrädigen Liebenswürdigkeit hingegen sie plötzlich magnetisirt worden sei durch den Ankauf des Gutes Wallingen. Sie schilderte, wie zuvor jener Vetter und Rittmeister in Gnaden geruht, bis zum zeitlich noch ungewissen Antritt des Majorats vorlieb nehmen zu wollen mit den Stipendien eines gräflichen Schwiegersohns; wie hernach binnen kurzer Frist ein halbes Dutzend Landjunker ihrer Begehrlichkeit Mäntelchen von albern romantischen Phrasen umzuhängen versucht. Einige von den Schlußauftritten mit diesen Herren wußte sie ganz dramatisch und mit ausgelassenem Lustspielhumor vorzutragen.

Ihren Zuhörer überkam ein Mischgefühl von Erbangen und Freude. Daß sie, zugleich sich selbst ironisirend, nach einer so kurzen Bekanntschaft diese Werbeszenen ihm vorzuscherzen wagte und ohne die geringste

Spur von Verlegenheit, das erlaubte nur eine Erklärung: sie mußte sich, wie das der Graf schon angedeutet, der Einigung mit ihm völlig sicher wähnen.

„So war ich denn," schloß sie, „vollgeimpft mit häßlichem Argwohn gegen jeden jungen Mann. Nach dem ersten gespenstischen Schreck über Ihre Aehnlichkeit mit Lothar erwachte dies Mißtrauen auch gegen Sie. Ich hielt Sie für einen jüngern Bruder jenes Rittmeisters und dachte, Sie seien uns etwa von Sebaldsheim in die Schweiz nachgereist, um hier bei scheinbar zufälliger Begegnung in irgend welcher hochromantischen Situation die einstige Erbin von Wallingen zu kapern. So verfiel ich der Sünde, die mir ein aufmerksamer Blick in Ihr ehrlich ernstes Gesicht hätte verbieten müssen: auch Den für einen schleichenden Spekulanten zu halten, von dem ich nun weiß, daß ihn mir schon in der Kirche zu Netstall eine geheimnißvolle Fügung des Himmels und zum zweiten Mal, als ich verzweifelnd im Eisgrabe hing, die Muttergottes von Einsiedeln zugeführt hat."

Der so lange schon umsonst gesuchte Weg zur Erfüllung seiner harten Pflicht dünkte Ulrich nun vollends unfindbar. Wie sollte er diese zuversichtliche Neigung fortsiegen ohne grausamste Verwundung?

„So reden Sie doch auch ein Wort!" sprach Hildegard weiter, als Ulrich immer noch verlegen schwieg. „Wozu dies trübselig ernsthafte Gesicht? Einander in die Arme gelegt von den himmlischen Mächten, wären wir Zwei doch wahrlich närrisch, wenn wir noch Komödie spielen wollten, als müßten wir uns erst vorsichtig suchend zusammentasten. Ich verlange keine Liebeserklärung. Die ist zwischen uns überflüssig. Wie ich Sie

mein einfältig Herz und mein ganzes Wesen mit seinen Fehlern und Dummheiten gern durch und durch schauen und als Ihnen gehörig erkennen lasse, so weiß auch ich seit dem Gletscher ganz genau, was in Ihnen vorging, da Sie bei meinem Anblick in der Kirchenbank zurücktaumelten. Und wenn Sie eine noch dreimal so schwermüthige Miene aufsetzten als jetzt, ja, es mir in's Gesicht rund zu leugnen versuchten —: ich würde Sie nur auslachen, so sicher blieb' ich dessen, daß Sie mich doch lieb haben und nimmer lassen können."

„Wie sollt' ich leugnen wollen, was nun einmal gegen meinen Willen so offenbar geworden ist?" antwortete Ulrich, schwer aufathmend. „Sind wir aber schon im Hafen, Fräulein Hildegard, weil unsere Wünsche zusammentreffen?"

„Wären es nur unsere Wünsche, so würde das auch ich vielleicht noch fragen. Wo ich höherem Befehl zu gehorchen habe, und von Herzen gern, dünkt mir das mehr als müßig."

„Sie wissen ja noch gar nicht, wer und — was ich bin."

„Sie sind von der besten Art unseres Stammes. Nicht bloß von Angesicht gleichen Sie meinem theuern verewigten Bruder. Wie Sie sind, das hab' ich zu voller Genüge erfahren. Was Sie sind, will ich jetzt noch gar nicht wissen, weil Sie auf das Wort einen so sonderbaren Ton legen, der mir bange macht. Eine Allerverläßlichste, die heilige Jungfrau, weiß es und hat kein Hinderniß darin gefunden. Das ist meine Zuversicht. — Jetzt nur noch eine Frage. Als ich Sie im Gletscherspalt über mir schwebend gewahr ward und

wieder wähnte, Lothar zu erblicken, der mich in den Himmel hinauf holen komme, da fiel ein frommes Wort von Ihren Lippen, das mich wie mit einem Sonnenaufgang von Heil durchstrahlte und Ihnen zu eigen machte. ‚Einen lebenden Helfer,‘ sagten Sie, ‚sendet Ihnen unser Heiland.‘ Hundertmal seitdem, wachend und im Fiebertraum, hab' ich mir das wiederholt. Es war der unverzügliche Bescheid auf mein Gebet zur Muttergottes von Einsiedeln. Aber — sehen Sie — so gewiß ich mich dessen fühlte und so ganz in der Ordnung ich es finden mußte, daß die heilige Jungfrau meinen Hülferuf ihrem Sohn, unserm Herrgott, zur Erfüllung empfohlen, — ich konnte doch die grübelnde Frage nicht unterdrücken: weßwegen wohl nicht die von mir Angerufene *selbst* Ihnen den Befehl ertheilt, mir zu Hülfe zu eilen? Nun sagen Sie mir, lieber Ulrich, wo, wie und in welcher Gestalt war Ihnen der Herr erschienen?“

Ulrich schaute sie an mit einem Blick, in dem sie bei anderer Stimmung wohl etwas wie Zweifel an ihrem Ernst oder gar an der Gesundheit ihres Verstandes gelesen hätte. Ihre Wangen zeigten allerdings etwas tiefer geröthete Flecke in der Mitte, wie er sie bisher nicht wahrgenommen, und ihre Augen glänzten von einer Erregung, an der immerhin auch eine körperliche Nachwirkung der heftigen Erkältung einigen Antheil haben mochte.

Wie manchen Beweis er auch schon erlebt, daß durch die religiöse Erziehung während vieler Generationen die Allegorieen des Dogmas und die Gestalten der heiligen Sage für Millionen von Köpfen zu handgreiflichen, in einem Jenseits über den Wolken waltenden

und von dort zuweilen herunterſteigenden Exiſtenzen geronnen ſind: — beinah' unfaßlich dünkte ihm gleichwohl dieſe hochgrädig naive Gläubigkeit einer klugen, praktiſchen und geſellſchaftlich wenigſtens fein gebildeten Dame.

Aber auch unter dem ſcharfen Verhör ſeiner forſchenden Augen blieb ſie ruhig, der Ausdruck ihrer Züge ſo ſchlicht und treuherzig, als habe ſie die allernatürlichſte Frage gethan und wundere ſich nur über ſeine Verwunderung. Er konnte nicht zweifeln, ſie hatte aus voller Ueberzeugung geredet. Ueber ihr am Seil hängend, in einer Aufregung, die jede bedächtige Wortwahl ausſchloß, mochte ihn vorgeſtern zu jener dem Prediger naheliegenden Wendung theils bewogen haben die Erinnerung an Heiri's Aufforderung, der Föhngefahr zum Trotz „aus Chriſtenpflicht" nach dem Glärniſch zu wandern, theils auch Hildegard's Ohnmachtsphantaſie, daß ein ſeliger Geiſt ſie abholen komme nach dem Jenſeits. Nun hatte ſie ſeine Worte ſtreng buchſtäblich ausgelegt. Ja, ſie meinte wirklich, auf ihr Stoßgebet habe droben Maria mit Jeſu geſprochen und dieſer ſei alsbald zur Erde niedergefahren, um ihr den Retter zu ſchicken. So erwartete ſie nun mit kindlicher Zuverſicht Ulrich's Schilderung, wie Jeſus Chriſtus ihm leibhaft erſchienen ſei und befohlen habe, ihr zu Hülfe zu eilen.

Sollte er ſie jäh herausſchrecken aus dieſem Glauben? „Ich dürfte das vielleicht," dachte er, „wenn ich die erforderlichen Wochen und ſelbſt Monate des Verkehrs vor mir ſähe, um ihr den Raub geläutert und vermehrt aus meinem Glauben zu erſetzen. Aber heut oder morgen ſollen wir ja ſcheiden für immer. Niederreißen ohne Muße zum Neubau, Zerſtörung der Glaubensburg

über den Wolken, in der sie Gottvater und Sohn sammt der Himmelskönigin von Engeln und Heiligenschaaren umringt leibhaftig thronen und lenkend heruntergreifen sieht, ohne die Möglichkeit, ihr den Wahrgehalt dieser Allegorieen der Kindersprache auf Erden erfüllt oder doch erfüllbar zu zeigen: — wäre das nicht unbarmherziger Frevel?"

War denn aber, was ihr Vater verlangte und sein eigenes Gewissen befahl, je zu leisten ohne Beleuchtung der tiefen, zwischen ihm und ihr gähnenden Kluft?

Mit dieser Erwägung begann ihm in der bisher weglos erschienenen Finsterniß ein vielleicht zum Ziele führender Pfad aufzudämmern.

Klafften nicht ähnliche Abgründe auch zwischen seinen Ueberzeugungen und dem Glauben der großen Mehrheit seiner andächtigen Zuhörer in der Sebalduskirche? Waren diese nicht dennoch auf der von ihm geschlagenen Brücke willig hinübergeschritten auf seine Seite, um sich tief ergriffen und wahrhaft erbaut zu zeigen von der kulturgeschichtlichen oder sittlichen Wahrheit, welche er herausgeläutert aus der Allegorie des Kirchendogmas oder Wunderberichtes? Wodurch war ihm das gelungen? Dadurch, daß er es nicht verschmäht, mit geistigen Kindern erst in der Kindersprache zu reden, um ganz allmälig deren Uebersetzung in die Mannessprache der gereiften Erkenntniß anzuflechten. Dadurch, daß er es sich zum Gesetz gemacht, das Glaubensmysterium unangetastet zu lassen, um mit der durchweg streng richtigen Wendung, daß unserem Verstande von seiner ganzen Bedeutung trotz aller unserer Wissenschaft noch Vieles räthselhaft sei und noch lange bleiben werde, überzugehen

zu dem Nachweis, wie es zugleich eine schon jetzt wohl faßliche Heilswahrheit ausdrücke, deren Erkenntniß und Beherzigung reichen Segen fruchte.

Nach derselben Methode, das war ihm nun klar, mußte er seine Antwort modeln auf die Frage Hildegard's. Zugleich verbot ihm sein zärtliches Empfinden, ihrer so schlicht als unwiderstehlich bekannten Liebe alle Hoffnung jäh abzuschneiden. Gerathener dünkte seinem Vertrauen auf die heilende Kraft der Zeit die fromme Täuschung, diese Hoffnung nur zu vertagen und ihre Erfüllung in der Ferne möglich erscheinen zu lassen wenn auch erst nach Eintritt eines ihr gewiß glaubhaften Wunders. War er doch selbst längst zu der Ueberzeugung gelangt, daß dieses Wunder, die Wiedervereinigung der Katholiken und Protestanten, sich einst ereignen werde und müsse, freilich erst weit, sehr weit jenseits der eigenen Lebensfrist.

In wenigen Momenten war er fertig mit dieser Ueberlegung und seinem Entschluß. Einmal angelangt auf dem vertrauten Gebiet seines Berufs, sah er freie Bahn vor sich und fühlte sich fußbeschwingt wie der Schlittschuhläufer, wann er nach einer mühsam überklommenen Strecke von Ackerschollen und Brucheis wieder hingleitet auf spiegelblanker Krystallfläche.

Achtes Kapitel.

Lichtwurf in den Abgrund.

Zum ersten Male
Die heilige Schale
Entfernet zu schauen
Und erfüllt als Ereigniß
Das größeste Gleichniß —
Ist Wonne und Grauen.

„Werden Sie nicht ungeduldig," begann er, „wenn ich für meine Antwort überweit aushole mit einer Gegenfrage. Sie wissen, daß nach dem apostolischen Glaubensbekenntniß die Wiederkunft Christi zu erwarten steht ..."

„Freilich. ‚Aufgefahren gen Himmel ...., und wird wiederkommen mit Herrlichkeit, zu richten die Lebendigen und die Todten'."

„Kennen Sie auch einige von den Gemälden, welche diese Wiederkehr und das jüngste Gericht veranschaulichen?"

„In Italien, auch in deutschen Kirchen hab' ich deren mehrere gesehen."

„In den Hauptzügen treffen sie alle zusammen. Auf einem der berühmtesten, einem Altarbilde mit zwei beweglichen Seitenflügeln, sieht man im obersten Hintergrunde der mittelsten Haupttafel den Heiland schweben

in einer flammenscheinigen Wolkenlücke, umgeben von himmlischen Heerschaaren, etwas tiefer vor ihm auf Posaunen blasende Engel. Im Vordergrunde steht der Erzengel Michael, nach dem beobachteten Maßstabe thurmgroß erscheinend, in stählernem Ritterharnisch, in der Rechten ein Schwert, in der Linken eine Wage haltend. Dem ringsum aufspaltenden Erdboden entwinden sich, Regenwürmern vergleichbar, die Verstorbenen und Begrabenen, nicht viel größer als etwa der Zeigefinger des riesigen Erzengels, nicht als Gerippe, sondern als voll befleischte, nackte Leiber. Sie drängen sich nach der Wagschale, um gewogen zu werden. Die vollwichtig Bewährten wandern verklärt nach rechts. Auf der Seitentafel zur Linken des Beschauers sieht man sie am Fuß einer teppichbelegten Treppe von dienenden Heiligen schöne Kleider empfangen und mit diesen angethan die Stufen emporsteigen zum hoch oben weit offenen, aber vom Schlüsselhalter Petrus bewachten Eingang eines festlich beleuchteten Banketsaales, der die Wohnung der Seligen bedeutet. Die zu leicht Befundenen werden nach links gejagt, und die Seitentafel zur Rechten des Beschauers zeigt den Höllenabgrund, in welchen sie, von gräßlichen Teufelsfratzen gepackt und mit rothglühenden Zangen gezwickt, mit verzweiflungsvollen Gesichtern hinunterstürzen.

„Was beweisen diese Gemälde? Daß die menschliche Phantasie eine kindisch beschränkte Patriotin der Erde und für alles Ueberirdische unheilbar blindgeboren ist. Wie das Kaleidoskop immer nur dieselben hineingelegten Flittern und farbigen Glasscherbchen durch Umschütteln und Spiegelvervielfältigung zu unzählbar wechselnden Sternfiguren und Arabesken unordnet, so vermag auch

unsere Einbildungskraft nichts Anderes zu zeigen, als Gruppirungen des Bildervorraths, den unser schauendes Auge hineingelegt hat in unsere Erinnerung. Es ist ein sehr durchsichtiger und dennoch von Millionen verdachtlos hingenommener Selbstbetrug, wenn wir mit diesen von der Erdoberfläche zusammengelesenen Anschauungen auch die Himmelsräume und die Unterwelt ausstatten. Mit der Anmaßung, Uebersinnliches dennoch darzustellen, unternehmen wir etwas gerade so schlechterdings Versagtes, als wenn wir etwa die Zunge nach dem Nebel im Orion ausstrecken wollten, um zu erfahren, ob er süß oder bitter schmecke.

„Einen dürftigen Trugschein des Gelingens vermag die Kunst diesem Versuch nur dadurch zu erheucheln, daß sie theilweise verzichtet auf die Führung der wachen Vernunft und in der Darstellung der angewandten Erdenbilder die Maße und die Ordnung des hienieden waltenden Naturgesetzes aufhebt, um zu verfahren wie der Traum, der uns ebenfalls nur Erlebtes und Erinnertes vorführt, aber in unverständiger Verwirrung.

„Aber nicht nur unvorstellbar, auch unbegreiflich ist uns die Wiederkunft Christi."

„Weil überhaupt unser Verstand bis zum Glauben ebensowenig hinaufreicht, als, nach Ihrem Vergleich, unser Geschmack bis zu den Sternen!" bemerkte Hildegard in etwas verschüchtertem Ton. Sie hatte nichts einzuwenden gewußt gegen diese Kritik von Gemälden, welche sie bisher nur mit ererbter und anerzogener Ehrfurcht betrachtet hatte, ohne jemals nachzudenken über die Möglichkeit der dargestellten Szenen; aber ihr war dabei bange geworden.

„Ebensowenig?“ entgegnete Ulrich. „Dem kann ich doch nicht zustimmen. Nur die Wiederkunft Christi find' ich unbegreiflich, keineswegs aber unsern Glauben an dieselbe. Wie ohne Ausnahme jeder Glaubenssatz, hat auch dieser neben dem uns zur Zeit noch und vielleicht immerdar undurchdringlichen Mysterium eine zweite, unserer Einsicht sehr wohl faßliche Bedeutung, und diese zweite ist für uns die weitaus wichtigste. Sie versichert uns einer auch erweislichen Thatsache. Ist nicht unvergleichlich werthvoller für uns, als die Wiederkunft des Herrn, die am Ende der Tage und des Erdsterns erfolgen soll, die erlangbare Gewißheit, daß er in der Wiederkehr längst begriffen ist, ja, daß er bereits in täglich wachsender Herrscher- und Segensmacht in lebendiger Gegenwart vor unseren Augen waltet?“

„Reden Sie im Ernst?“ frug Hildegard, ihn erschrocken anstarrend.

„In vollem, heiligem Ernst. Hören Sie mir aufmerksam zu. Nehmen Sie jetzt Ihre ganze Geisteskraft zusammen für einen Jahrtausende weit vorleuchtenden Ausspruch eines der gewaltigsten Religionsgenies. Erst jetzt, nachdem etwa sechsundfünfzig Menschengeschlechter über die Erde gegangen sind, seit er gethan wurde, ist dieser Ausspruch verständlich und aus der griechischen Sprache richtig übersetzbar geworden. Nur dadurch ist er es geworden, daß er sich inzwischen weit genug erfüllt hat, um die ganze Erfüllung, die er meint, fordert und verheißt, wenigstens ahnen zu können. Er steht zu lesen im vierten Kapitel des Briefes an die Epheser. Da bezeichnet es der Apostel Paulus als den Beruf aller Bekenner, aber insbesondere der geistlichen Diener

des neuen Glaubens, ihre Arbeit zu widmen dem Aufbau des Leibes Christi. Dieser Aufbau soll dadurch zu Stande kommen, daß einst die Einigung aller Menschen im Glauben und in der Erkenntniß des Gottessohnes den vollkommenen Menschen — wir würden sagen das Menschheitsideal — dermaßen verwirklicht, daß die ganze Wesensfülle Christi gestaltet vorhanden ist.

„Bald neunzehn Jahrhunderte dauert die Arbeit an diesem Aufbau. Immer noch sind wir weit, sehr weit entfernt von seiner Vollendung. Noch kein Sechstel des Menschengeschlechts hat sich geeinigt zum christlichen Glauben. Dieser Bruchtheil, die Christenheit, hat von der Wesensfülle seines Vorbildes, von den Gotteseigenschaften Christi, wiederum erst Bruchtheile in bescheidener Annäherung verwirklicht.

„Aber diese Verwirklichung hat sich in unserem Jahrhundert so staunenswerth gesteigert und beschleunigt und die christlichen Völker, wenn wir ihren heutigen Zustand mit dem früheren vergleichen, auf ihrem Wege nach dem schwindelfernen Endziel, dem Erwerb der göttlichen Allgüte, der göttlichen Allwissenheit, der göttlichen Allmacht, um eine so bedeutende Strecke vorwärts gebracht, daß wir blind sein müßten, um zu verkennen, wie sich in der gigantischen Sammelgestalt, welche die Herrschaft über den Erdball antritt, ihr göttliches Vorbild immer mehr verleiblicht, wie sich also in ihr eine sehr faßliche Wiederkunft Christi schon vollzogen hat und immer weiter vollzieht.

„In einem Reisegespräch kann ich das unermeßlich reiche Thema nicht zum hundertsten Theil erschöpfen.

Auch ist ja die beste Leistung unserer Religion, die im Reiche der Christenheit unvergleichlich höher als irgendwo außerhalb veredelte Gesittung, zugleich so sehr die alleroffenbarste und mindest bestrittene, daß es nicht erst meines Nachweises bedarf, bis zu welcher merklichen Näherung zum Ideal göttlicher Allgüte jener Aufbau des Leibes Christi und seine allmälige Wiederkunft in uns gediehen ist. Nur etliche Leuchtfunken will ich daher auswerfen, um Sie gerade dort Früchte des Christenglaubens erblicken zu lassen, wo die meisten seiner Berufsdiener nicht nur keine Spur seines Wirkens gewahren wollen, sondern sogar den Teufel sündiger Weltlust, den leibhaftigen Antichrist, zeternd anklagen als arbeitend an der Zerstörung des Reiches Gottes.

„Der Elektriker, wenn er in seinem Experimentirzimmer das Telephon verbessert und immer geeigneter macht, unsere Stimme wohlerkennbar hunderte von Kilometern durchklingen zu lassen, oder wenn er uns Sonnenschein in die Hand gibt, um auch bei Nacht Wachsthum und Fruchtbildung der Pflanzen zu fördern; der Ingenieur, wenn er von zwei Seiten her auf den Zoll zusammentreffend ein Gebirg durchbohren lehrt mit einem Weg für den adlerschnellen Feuerwagen; der Himmelschemiker, wenn er mit dem Spektralrohr ein bisher unbekanntes Element erstmalig in der Sonne entdeckt und dasselbe Element den Erdenchemiker dort suchen und finden lehrt, wo unser Planet die letzten spärlichen Zeichen ausathmet, einst eine kleine Sonne gewesen und in seinem Innern noch jetzt zu sein, in den Dampfniederschlägen des Vesuv: — alle diese erfindsam forschenden Männer des Gewerbfleißes und der Wissenschaft, obwohl sie

meistens selbst keine Ahnung davon haben und nicht selten sogar wähnen, die Jünger einer neuen, feindlichen Lehre zu sein und sich damit wunderlich brüsten, — alle diese Männer, sag' ich Ihnen, sind gleichwohl treuere Mitarbeiter am Aufbau des Leibes Christi und erfolgreichere Thatapostel des Christenthums, als die große Mehrzahl seiner berufenen Prediger. Sie sind das bahnbrechende Geniekorps, die Avantgarde der welterobernden Christenheit, während Ihr Herr Vater nicht ganz Unrecht hat, die Geistlichen als hinterste Nachzügler und Marodeure anzuklagen.

„Ich frage: Halten Sie es für einen Zufall, daß durchaus nur die Christenheit den Besitz einer allumfassenden Wissenschaft erarbeitet hat, deren Kenntnißfülle, ein unabsehbares Wachsthum verbürgend, schon jetzt erheblich genug ist, um mit ihr verglichen die früheren Vorstellungen von der Allwissenheit der Götter mehr als nur kindlich zu finden? Halten Sie es für einen Zufall, daß mit dieser Wissenschaft wieder durchaus nur die Christenheit sich eine Herrschaft über die Erde und ihre Natur erobert hat, deren Schranken und ungeheure Lücken wir zwar zu wohl kennen, um sie schon für Allmacht auszugeben, die aber immerhin diesen zu stolzen Namen unvergleichlich mehr verdienen würde, als die Allmacht, welche Homer seinem Zeus, der Dichter des Hiob seinem Jehovah zuschrieb? Halten Sie es für Zufall, daß nur die Christenheit das Dampfschiff, die Eisenbahn, den Telegraphen erfunden hat? Den Beweis, daß den Erwerb dieser Wissenschaft und Macht nur das Christenthum ermöglichen konnte, macht das Zeugniß der Geschichte eigentlich überflüssig. Aber ich hab' ihn in Schriften auch

öffentlich geführt und gezeigt, wie und warum eben nur wir aus unwissenden und ohnmächtigen Sklaven der Natur zu erkennenden Beherrschern derselben, zu mächtigen und wissensreichen Gottessöhnen erwachsen konnten, indem wir in unserer Gemeinschaft unser Vorbild, den Gottessohn, arbeitend zu verwirklichen trachteten und aus unserem Glauben die Zuversicht schöpften, es auch zu vermögen. Wir haben bewundernswürdiges Wissen, bewundernswürdige Macht erarbeitet, weil uns von unserer Religion die Aufgabe gestellt war, den allwissenden und allmächtigen Wunderthäter Christus nachahmend zu verleiblichen.

„Wenn jetzt, von der andern Seite der Erde, herbeigewinkt vom Blitz, den wir gezähmt zum zeitlosen Botenläufer, ganze Flotten herangerauscht kommen und Lastzüge mit Brodfrucht füllen für ein von Mißwachs heimgesuchtes Land, um da Millionen zu sättigen, die vormals einer Hungerpest verfallen wären, wie das außerhalb der Christenheit noch oft und schrecklich genug geschieht, dann finden wir diese Leistung von erhabener Großartigkeit beinahe selbstverständlich und kaum staunenswerth, bis wir erwägen, welches Aufgebot von tausenderlei Kräften in ihr zusammenspielt und welche unabsehbare Reihe von Bedingungen erfüllt sein mußte, um sie möglich zu machen. Aber ich frage, ist nicht in dieser Leistung der arbeitenden Christenheit so schlicht als faßlich nachgethan die unfaßliche Wunderthat ihres Vorbildes die Speisung der Tausende mit einigen Broden?

„Draußen wird immer noch fortgepfuscht mit Gezauber und Mittelchen, die zum kleinsten Theil die Erfahrung, zum größesten ein unwissender Aberglaube an

die Kraft herkömmlicher Medikamente vorschreibt. Bei uns ist die Erziehung der Gesundheit, ihre Erhaltung und Herstellung die Aufgabe eines Heeres unermüdlicher Forscher und Künstler geworden, die den Geheimnissen des Lebens und seiner Schädiger immer weiter auf die Spur kommen. Sie wissen selbst am besten, daß sie kaum die Schwelle vom verschütteten Tempel der Hygiäa überschritten und bis zum Sanktuarium noch weite Gänge zu schürfen haben. Aber glorreiche, vor Kurzem noch unglaubliche Siege haben sie schon jetzt erstritten. Oeffentliche Musterungen ihres gesammten Arsenals von Waffen, Vertheidigungs- und Rettungsanstalten gebieten ein solches Maß andächtiger Ehrfurcht vor der zum Besten des leiblichen Heils gerüsteten Nächstenliebe, daß die Christenheit getrost behaupten darf, auch vom wunderthätigen Krankenheiler Christus die Wiederkunft in ansehnlicher Näherung erarbeitet zu haben.

„Nicht ohne den Glauben an unsern Beruf und unsere Befähigung, die göttliche Allgegenwart zu erstreben, hätten wir das Stück wenigstens irdischer Allgegenwart erreicht, welches wir bethätigen, wann wir unsere schwache Stimme zwanzigmal weiter tönen lassen, als den stärksten Kanonendonner, oder unsere Worte unter Weltmeeren hindurch den Antipoden zublitzen. Es ist mehr als ein frommer Witz, es ist ein unerschütterlicher Lehrsatz der Kulturgeschichte, daß im eisernen Riesenschiff, von den gebändigten Giganten Wasser und Feuer mit stählernen Armen gerudert, als Beherrscher der Elemente gegen den Sturm das Meer zu durchfliegen nur diejenige Menschengemeinschaft lernen konnte, deren Vorbild auf dem See Genezareth nur den Finger zu heben brauchte, um dem

Winde Schweigen, der drohenden Woge Glättung zu gebieten."

„Halten Sie ein!" rief Hildegard. „Mir wirbelt's im Kopfe. Mir ist wieder zu Muth wie im Eisspalt, als müßt' ich meine Glieder krampfhaft ausstrecken, um nicht hinunter zu stürzen in's Bodenlose. Ich fühl's, es ist Undank. Verzeihen Sie meiner kindischen Schwäche. Vorgestern, als wir aufstiegen nach dem Hinterglärnisch, befanden wir uns eine halbe Stunde lang mitten in einer Wolke, so dicht eingeschleiert, daß uns von der Erde nichts wahrnehmbar blieb, als etliche Schritte weit der Boden, den wir traten. Da sprang ein Wind auf. Eine Riesenhand schien im Nu in den Wolkenvorhang eine Lücke zu reißen vom äußersten West- bis zum äußersten Ostrande des Horizonts. Sonnenbestrahlt zu meinen Füßen lag die entzückende Landschaft mit ihren glänzenden Schneehäuptern und fernen Alpenseen. Aehnliches haben Sie mir eben bewirkt. Sie thaten mir Weitblicke auf bis tief hinein in eine neue Wunderwelt. Aber ich thörichtes Geschöpf bin erschrocken statt entzückt, betäubt statt erbaut. Ich höre Bewundernswürdiges und bewundere doch nur den Mann, der es vorträgt. Mein enger Frauengeist ist zu voll vom Lehrer, um die Lehre zu fassen. Das freibleibende Restchen Verstand aber trübt mir der Verdruß, daß der Apostel über der Predigt, wie sich selbst, auch mich ganz vergessen hat. Das mag groß sein, aber es thut mir weh. Obendrein erfüllt mich das Wenige, was ich dennoch einigermaßen zu begreifen meine, mit einer dunkeln Angst. Ich fürchte, Ihre Auslegung der Wunder versteckt einen Hintergedanken. Den verschweigen Sie aus Schonung, um mir das Noth-

werden zu ersparen. Deßwegen antworten Sie mir mit keiner Silbe auf meine Frage. Ich soll nicht merken, daß mein Glaube an den Befehl, den ich zu vernehmen meinte von der Muttergottes, Ihnen kindlich, wohl gar kindisch dünkte. Fast wünsch' ich daher, Ihr stummes Hinwegschlüpfen über mein Bekenntniß bewiese, daß Sie es völlig vergessen oder gar nicht gehört haben; so sehr schäm' ich mich nun meiner unüberlegten Offenheit."

„Nein," versetzte Ulrich, ihre Hand ergreifend, „dazu haben Sie wahrlich keine Ursache. Seien Sie nicht kleinmüthig und überbescheiden bei so reicher Begabung. Zwar vermuthen Sie richtig, daß ich weder von der Himmelskönigin noch unmittelbar von ihrem Sohn einen Befehl vernommen zu haben meinte, als ich Ihnen nacheilte. Der mich Ihnen zu Hülfe trieb und dem Sie in Wahrheit Ihre Rettung verdanken, während ich an seinem Seil nur als lebendiges Werkzeug diente, war mein junger Führer, der schlichte Wildheuer von Mollis. Eben erst hatte er mir anschaulich geschildert, mit welcher Lebensgefahr der Föhn auf den Glärnischgletschern drohe, und mir vorgestellt, daß es frevelhaft sein würde, die beabsichtigte Wanderung dennoch zu unternehmen. Aber sobald er gehört, Sie seien dorthin aufgebrochen, rief er auch: ‚Nun ist's Christenpflicht.' — So darf ich Ihre Frage nur dahin beantworten, daß mir der Herr erschienen in Heiri's bescheidener Gestalt, um mir den Befehl meines Herzens auch noch mit lebendigen Lippen in's Ohr zu rufen. Gleichwohl bin ich auch jetzt noch des unerschütterlichen Glaubens, daß eine heilige Fügung uns zusammengeführt hat. Ja, mein Rückblick auf unsere Familiengeschichte läßt mir sogar ein Ahnen aufdämmern,

was diese Fügung schon vorbereitete, als unsere Urälterväter noch nicht geboren waren. Ebenso tief bin ich davon durchdrungen, daß diese Fügung auf Bedeutendes in der Zukunft absieht, wir also im Dienst einer gemeinsamen Bestimmung wieder zusammentreffen und irgendwie dauernd zusammengehören werden, wenn wir auch heut oder morgen für geraume Zeit von einander scheiden müssen. Und nun mache ich Gebrauch von der Erlaubniß Ihres Vaters, auch vor Ihnen zu wiederholen, was ich ihm gestanden, nachdem er es nur allzu leicht schon errathen hatte. Ja, Hildegard, als ich, am Seile schwebend, Brust an Brust und Antlitz an Antlitz Sie, theures Mädchen, fest umklammert hielt, da wußte ich, daß Liebe sich meiner bemächtigt hatte, als ich in der Kirchenbank vor Ihnen erschrocken zurückgetaumelt. Da war ich nichts als eine Verkörperung des Wunsches, Sie für mich der Eiskluft zu entreißen und nie mehr loszulassen aus meinen Armen. Da gab sich mir dieser leidenschaftliche Wunsch mit unwiderstehlicher Täuschungskraft aus für den Zuruf der Stimme Gottes: ‚Ich habe Dir in diesem Weibe die Gemahlin an's Herz gelegt'."

Leise und schüchtern, aber doch freudige Ueberraschung, hergestellte Hoffnung und eine wonnige Erwartung verrathend, frug Hildegard:

„Das mir zu sagen, hat Ihnen mein Vater erlaubt? Dann ist ja..."

„Alles gut," wollte sie schon hinzufügen. Doch Ulrich schnitt ihr das Wort ab.

„Er hat es mir erlaubt, aber erst nachdem er sich überzeugt, daß ich zur Besinnung gekommen, die Hindernisse meines Wunsches erkannt und mir nicht länger die

Stimme der Leidenschaft zu einem Himmelsbefehl heilig löge. Er hat es erlaubt, aber nur in der Absicht, mir dadurch die Erfüllung seiner Forderung zu erleichtern."

„Welcher Forderung?"

„Sie zu überzeugen, daß unsere Verbindung Ihrem und meinem Lebensglück nur hinderlich sein würde."

Möglichst mit des Grafen eigenen Worten erwähnte nun Ulrich dessen Befürchtungen.

Sie wurde nachdenklich. Ihr offener Sinn für das praktische Leben konnte das Gewicht dieser Gründe nicht verkennen.

„Mein Vater," sagte sie etwas kleinlaut, „ist ein Mann von erprobter Lebensklugheit. Auch mir liegt es fern, zu schwören auf den romantischen Spruch vom Liebesglück in der ärmsten Hütte. Etwas nach meinen Gewohnheiten zu arbeiten haben müßt' ich freilich. Daß ich zufrieden sein könnte in einer büchergefüllten Dachkammerwohnung darf ich Ihnen nicht vorschwärmen. Aber ein vermittelndes Entgegenkommen bleibt mir auch bei kühlster Ueberlegung wohl denkbar. Was Sie mir heute zu kosten gegeben, erlaubt mir schon die Versicherung, daß ich zwar nicht gern auf alle meine Wirthschaftsgänge, Arbeiten und Ausritte, aber mit Freuden auf die Hälfte verzichten würde, um mich statt dessen auf den Flügeln Ihres Geistes durch alle Reiche Ihrer Ideenwelt tragen zu lassen. Ihnen aber würde eine Beimischung von Landleben zum Gelehrtenberuf ganz gut bekommen, auch die Gewöhnung an etwas Mitarbeiten und Mitreiten mit der Frau Amazone um so leichter werden, als das schon im Sebaldischen Blute liegt. Zum ersten Mal bin ich unvermischt froh, eine sogenannte gute

Partie zu sein. Mit ausreichendem Besitz und festem Willen werden wir uns zum Glücke schon die Bahn brechen durch das Hindergebirg, das mein Vater für unübersteiglich hält. Wir sind ja Beide nicht blind für die Steile und Härte der paßsperrenden Felsen. Aber was schadet's, wenn der Wegbau Anstrengung kostet? Nach einem sorgenfreien und mühelosen Paradiese schon auf Erden steht Ihr Sinn wohl ebensowenig als der meinige. Wahrscheinlich werden wir zuweilen auch scharf zusammenstoßen, daß die Funken sprühen; denn mir scheint, wir sind nicht Luftziegel von weichem Thon, deren der Maurer zwei beliebige aus dem Tausend glatt passend verklebt, sondern Granitstücke, welche ihre rauhen Bruchkanten erst aneinander völlig blank schleifen müssen, dann aber auch desto unlösbarer gefugt liegen als Fundamente des neuen Hauses. Wenn Sie mich — und nur Ihre Predigt ließ mich einen Augenblick daran zweifeln — wenn Sie mich also wirklich lieb haben . . ."

„O, wie schwer," fiel Ulrich ein, „wie schmerzhaft schwer machen Sie mir mit dieser heitern Zuversicht den Entschluß zur ehrlichen Antwort! Nicht Ihres Vaters Befürchtungen, deren Widerlegung durch die That auch ich uns zutraue, mein eigenes Gewissen gebietet mir, alle Hoffnung zu vertagen bis zum Eintritt eines Wunders, das ich erwarte, an dessen Vorbereitung ich arbeite, das aber mindestens noch Jahre des Heranreifens zum Ereigniß verbrauchen wird. Ich bin Protestant und dem Wesen meiner Kirche gleich sehr aus Gehorsam gegen unser Familiengesetz, als aus Ueberzeugung unerschütterlich treu. Aber die Scheidewand zwischen ihr und der Ihrigen muß und wird einst fallen, ja, sie ist längst im

Fallen begriffen. Der Tag wenigstens scheint mir nicht mehr fern, an welchem die Intoleranz und Pfaffenherrschsucht aufhören muß, die Mischehe fast gleichbedeutend zu machen mit einer Selbstverurtheilung zu unvermeidlichem Unfrieden und Unsegen. Vielleicht ist sogar der näher als wir denken, von dem ab eine Frau, wenn sie übertritt zum Bekenntniß eines Mannes, dem wie mir die Mischehe schlechterdings verboten ist, in der andern Kirche nicht mehr vermißt, was ihrem Gemüth zur Andacht unentbehrlich geworden ist. Nur Eines davon sei erwähnt, als vermuthlich das Wichtigste für Sie, theuere Hildegard. Ich bin dahin gelangt, mit jener unverbrüchlichen Treue sehr wohl vereinbar zu finden die alleraufrichtigste Zustimmung zu dem Dichterspruch:

‚Die Muttergottes d'raus vertreiben
Das hieß das Christenthum entweiben.'

„Wann einst..."

„Still, still!" unterbrach Hildegard. „Sagen Sie jetzt weiter nichts. Lassen Sie mich eine Weile ganz ungestört nachdenken."

Sie legte sich zurück in ihre Ecke des Wagens, schloß die Augen und bedeckte sich das Gesicht noch mit der Hand, als fühle sie das Bedürfniß, auch den schwächsten Schimmer der Außenwelt fortzuschirmen und ganz mit sich allein zu sein. So saß sie wohl eine Viertelstunde. Dann setzte sie sich wieder aufrecht, schaute dem Gefährten fest und ernst in's Antlitz und sagte:

„Mein Weg liegt noch in undurchdringlicher Finsterniß. Aber ich seh' am Horizont einen Leitstern aufgehen. In Ihrem Dichterspruch, der in dem einen unerhörten Schluß-

wort eine weltgeschichtliche Wahrheit zu siegesgewaltiger Offenbarung zusammensonnt, hab' ich zugleich einen Rath für mich gefunden. Ich werde reden mit der Muttergottes von Einsiedeln und dann wissen, was ich zu thun habe. Sie müssen dabei sein. Jetzt lassen Sie halten. Setzen Sie sich in den zweiten Wagen. Meinen Vater schicken Sie zu mir. Vorläufig keine Mittheilung unseres Gesprächs. Auch mich soll er nicht danach fragen. Auf Wiedersehen in Einsiedeln!"

Neuntes Kapitel.

Ablaß.

Ich richte mild, wo falsche Pfade
Man für den rechten Weg zum Heil hält,
Doch zornig streng, wo Gottes Gnade
Als Waare Priesterhabsucht feil hält.

Die Wagen hielten. Ulrich stieg aus und hatte seitab vom Wege ein kurzes Gespräch mit dem Grafen.

Erst nachdem er dann eine Weile, neben Heiri sitzend, die Fahrt fortgesetzt, ward er der eigenen Erregung weit genug Herr, um zu bemerken, daß das Gesicht seines Gefährten hochroth glühte.

„Was ist Dir, Heiri?“ frug er. „Du strahlst ja von Freude.“

„Seht, Herr,“ erwiederte der Wildhener und hielt ihm die zitternde, mit Goldstücken gefüllte Hand hin. „Weiß noch gar nicht, wie ich's meinem alten Mütterle beibringen soll, ohne sie krank zu machen mit dem Freudenschreck über solchen Reichthum. Davon, mein' ich, können wir unser Zinshäuschen mit Garten und Kuhweide kaufen und behalten noch was übrig. Solch' ein Geschenk, wo ich schon dachte, der Herr würde mich an-

schnauzen und aus dem Wagen werfen! Denn ich hatt' ihm just eine scharfe Predigt gehalten."

„Ei, worüber denn?"

„Daß er ein wunderlicher Vater sei, auch Ihnen schlecht lohne für die Rettung der Tochter. Wo er doch wisse, daß nichts d'raus werden kann. Sie Beide so in Versuchung zu führen! Eigentlich, Herr, war ich auch auf Euch falsch und knurrig. Vorgestern und gestern spürt' ich mehrmals, wie mir die Augen übergehen wollten. Dachte mir, Der ist mehr als ein ganzer Kerl, wenigstens anderthalbe. Sein Gewissen kommandirt rechts um. Herzenswund, aber gehorsam marschirt er stramm hinein in's Gefecht mit scharfen Schmerzen. Heut aber sperrt sich der luther'sche Pastor wie in engem Ofen zusammen mit der päpstischen Jungfer, die so lichterloh brennt, daß ich blind sein müßte, um es nicht zu merken. Doch euch vornehmes Volk versteht unsereins nimmer ganz. Mit 'nem Gesicht, so ernsthaft wie Charfreitag, könnt Ihr zugleich lächeln. Ganz schlimm scheint's doch nicht ausgefallen zu sein."

„In Dir steckt etwas, mein lieber Heiri," entgegnete Ulrich. „Eines Tages wird's Dir zu eng werden zwischen den Glarner Bergen. Wenn Du dann draußen Rath und Hülfe brauchst, dann komm' zu mir nach Odenburg. Sollst in mir einen treuen Freund finden."

„Akkurat so hat schon der Graf zu mir gesprochen."

„Dann werd' ich vielleicht auch den Vorwurf, den Dein rechtschaffener Sinn gegen mich und den Grafen erhob, entkräften und Dir's erklären können, worüber der luther'sche Pastor lächelt mit einem Charfreitagsgesicht.

Daß Du's richtig so nennst, glaub' ich Dir ohne Spiegel. Jetzt aber kein Wort mehr. Ich bin todmüde von meines Lebens schwerster Passionsarbeit."

Im Luftkurort Richisau, wo der fahrbare Weg aufhört, waren nur zwei Saumpferde zu erlangen. Mit Heiri zu Fuß folgend, hätte Ulrich ohne besondere Anstrengung mit den beiden Reisenden Schritt halten können; doch absichtlich ließ er sie einen erheblichen Vorsprung gewinnen und uneingeholt spät Nachmittags eine Viertelstunde früher in Einsiedeln ankommen.

Der Ort machte ihm den erwarteten Eindruck eines Marktes für Andachtwaaren. In den Läden sah er fast nur Gegenstände feilgehalten und zur Schau gestellt, die zum Wallfahrtskult in Beziehung stehen: religiöse Schriften, Gebetbücher, Madonnen- und Heiligenbilder in Oeldruck, Kupferstich, Lithographie und Holzschnitt, illustrirte Geschichten des Klosters; Kruzifixe in allen Größen, von den theuersten aus Elfenbein gemeißelten bis zu den billigsten und schlichtesten in Holz geschnitzten oder von Gyps geformten; Rosenkränze; Miniaturnachahmungen von Armen, Beinen, Händen und Füßen, bestimmt, von Wallfahrern mit Gliedergebresten am Gitter der Gnadenkapelle aufgehängt zu werden; besonders aber Statuen und Statuetten der Himmelskönigin von fast lebensgroßen an bis zu kaum fingerlangen, unter den ersteren einige recht wohlgestaltige von lebenswarm kolorirter Thonmasse, die den Beweis lieferten, daß in der That Skulptur und Malerei mit bemerkenswerthem Erfolge zusammenwirken können.

Die Sonne war nicht mehr weit vom Horizont, als Hildegard am Arm ihres Vaters und neben ihr

Ulrich aus dem Gasthofe zum Pfauen die sanft ansteigende, gepflasterte Berglehne zum berühmten Kloster emporschritten. Oben, rechts überragt von einem Gebirgszuge, sahen sie es vor sich liegen mit einer Front von zwei je dreizehnfensterigen, vierstöckigen, beiderseits um einen Halbstock zu Pavillons mit Dachreitern erhöhten Flügelgebäuden, welche den vorspringenden Mittelbau, die Wallfahrtskirche mit ihren zwei Flankenthürmen einschließen.

Um einen kleinen Säulentempel mit einem Steinbilde der Jungfrau und dem vielstrahligen Marienbrunnen sahen sie mehrere Pilgerinnen die Runde machen und von jedem Strahl einige Tropfen schlürfen. Ihm vorüber gelangten sie in einen halbkreisförmigen Vorplatz, den wie zwei zum Empfang weit geöffnete Arme zwei nach innen zwölffach gepfortete Bogengänge umrahmen mit Kaufgewölben für Andenken an Einsiedeln und allerlei Wallfahrerbedarf. Dann erreichten sie über eine vielstufige Freitreppe die geräumige Plattform vor dem geschlossenen Hauptportal der Kirche, das nur an besonders hohen Festtagen oder für Besucher allerhöchsten Ranges geöffnet wird.

Eine Weile schon hatte Ulrich, als ob er etwas Erwartetes vermisse, emporgespäht nach der breiten Friesleiste, die unter einem vorspringenden Gesims die Front sowohl der beiden Thürme als der Kirche umläuft. Als er jetzt den Feldstecher aus dem Umhängefutteral zog und ihn eben dahin richtete, fragte der Graf:

„Wonach schauen Sie wie vergeblich suchend?"

„Nach einer Inschrift. Nicht nur nach älteren Beschreibungen und Abbildungen aus dem vorigen und

vorvorigen Jahrhundert, sondern auch nach dem Buch eines sonst ziemlich zuverlässigen Touristen, das vor etwa dreißig Jahren gedruckt wurde, las man dort oben in großen Goldbuchstaben, was hier zu haben sei."

„Wissen Sie, wie die Inschrift lautete?"

„‚Hic est plena remissio peccatorum a poena et a culpa.' Das bedeutet" — erklärte er für Hildegard, „daß hier die Sünder vollen Erlaß fänden der Strafe und der Schuld. Sehen Sie," fügte er hinzu, „dort, wo die Friesleiste an der Vorderseite des linken Thurmes beginnt, zeigt die Steinfläche etwas bleichere Querstreifen, als hätten da bedeckende Buchstaben die Dunkelung durch das Wetter vermindert. Auch will es mir scheinen, als ob da die schon halb verschwundene Spur das Wort HIC noch errathen lasse."

„Man wird also," meinte der Graf, „die Inschrift beseitigt haben als nicht mehr zeitgemäß und in der überwiegend protestantischen Schweiz anstößig. Unter den Benediktinern, denen das Kloster gehört, gibt es wissenschaftlich hoch gebildete Männer. Ich weiß von einem früheren Besuch, daß die Bibliothek wohl ausgestattet, auch für die Unterrichtsanstalten des Klosters ein Naturalienkabinet und eine Sammlung vorzüglicher physikalischer und astronomischer Instrumente vorhanden ist. Die Reformation hat doch auch in der katholischen Kirche einen bedeutenden Umschwung bewirkt."

Durch das Seitenportal rechts traten sie ein. Ein Röllchen Gold aus der Tasche ziehend, wollte Hildegard auf den eisernen Opferstock zuschreiten, den sie an einer Binnenwand aufgestellt sah. Doch ihr Vater bedeutete sie, zu warten, und wandte sich fragend an einen Kirchen-

diener. Dieser führte die Beiden nach einer der kapellenartigen Abtheilungen, die im Seitenschiff rechts mit einander in Verbindung stehen, nach dem Hauptschiff aber durch Gitter geschlossen sind. In derselben lag in ebenfalls vergitterter Langnische über dem Altar das prächtig bekleidete Skelet eines Märtyrers. Auf der Estrade vor dem Altar stand ein Geistlicher in stummem Gebet. Auf leises Anklopfen des Sakristans wandte er sich um, trat vor und deutete auf ein breites, einem flachen Löffel nicht unähnliches Blech, das auf der Innenseite des Gitters unter einer Oeffnung zum Durchstecken der Hand angebracht war. Auf dies legte Hildegard ihr Opfer. Der Geistliche nahm es mit dankender Verneigung in Empfang und frug, mit welchem Namen er die Spenderin so reicher Gabe vorschriftsmäßig einzutragen habe.

„Ich hätte gewünscht, ungenannt zu bleiben," flüsterte sie. „Wenn das aber gebotener Brauch ist, so bitt' ich zu schreiben: ‚Der Muttergottes von Einsiedeln angelobter Dank für augenblickliche Erhörung des Gebets um Rettung aus Todesgefahr, dargebracht von Hildegard, Tochter des Grafen Udo von Sebaldsheim'."

Der Priester verneigte sich abermals und noch tiefer, trat an ein kleines Pulpet links vom Altar, that die Rolle in eine darüber angebrachte Truhe und öffnete ein mit vergoldeten Klaspen geschlossenes Foliobuch, um das Geschenk einzutragen. Dann kehrte er auf die Estrade des Altares zurück und sprach mit segnender Geste eine lateinische Danksagung.

Unterdeß hatte Ulrich, in einiger Entfernung zurückgeblieben, Zeit gehabt, das imposante, wenn auch mehr prunkvolle als kunstschöne, mehr Staunen über seine

verschwenderische Pracht als Andacht weckende Gotteshaus musternd zu beschauen und die kaum übersehbare Menge der Altar- und Freskengemälde zu bewundern, von denen so manche von berühmten Meistern ersten Ranges herrühren. Doch die schmerzliche Spannung, mit welcher er dem nahen Abschied von Hildegard entgegensah, ließ ihm wenig Empfänglichkeit für den Formen- und Farbenreichthum der ihn umgebenden Gebilde. Ihre Wirkung beeinträchtigte ein fertig mitgebrachtes feindliches Empfinden gegen die „Ablaßkirche", das er etwas mildern zu sollen fast bedauert hatte, als er draußen jene herausfordernde, für den Protestanten empörende Inschrift nicht mehr vorgefunden.

Ein gewaltiger, unter der mittelsten Kuppel hängender Kronleuchter von vergoldetem Kupfer, dessen Gewicht auf dritthalbtausend Pfund angegeben wird, fesselte seine Aufmerksamkeit. Den hatte Kaiser Napoleon III sechs Jahre vor seinem furchtbaren Sturz als Weihgeschenk hieher gestiftet. Auf dem zweiten Hauptreif liest man in Lettern von glänzendem Email: „Ich wünsche mich und meine Kinder unter den Schutz der seligsten Jungfrau zu stellen." Ulrich wunderte sich, diese Legende hier geduldet zu sehen. Wirkte sie nicht schreiend als tragische Ironie? That das so rasch auf diesen Spruch des fatalistischen Usurpators gefolgte zerschmetternde Schicksal nicht laut Einspruch gegen die mystische Heilsmacht der Wallfahrtskirche und ihrer Patronin?

Ulrich stand sonst keineswegs unversöhnlich gegenüber dem durch die Sinne um Andacht werbenden Kultus. Trug er sich doch mit der Absicht, seiner Kirche

wieder zu gewinnen, was sie im Uebereifer der nothwendigen Läuterung davon auch Heilsames verworfen hatte. Hier aber und heute sah er in den mit Diamanten gepflasterten Monstranzen und Altargefäßen, in den mit massig gediegenen und kunstreichen Silberarbeiten bedeckten Tabernakeln, in dem Goldprunk, mit dem er namentlich den Chor aufdringlich überladen fand, nur eine Verkörperung eben der verderblichen Lehre, mit deren Verdammung die Reformatoren ihr Werk begonnen. Waren diese stupenden Reichthümer nicht greifbare Zeugnisse, wie schwunghaft und ergiebig man fast vier Jahrhunderte über den schamlosen Tetzel hinaus die Ausbeutung des Aberglaubens, den Ablaßhandel, fortgesetzt hatte? Dies von millionenwerthigem Schmuck strotzende Gotteshaus erschien ihm als ein Arsenal von gleißenden Trug-instrumenten, nur allzu meisterlich erfunden, um damit hinwegzuoperiren aus dem Hirn der Menschheit die seit Luther und Zwingli wieder aufgedämmerte oberste Heilswahrheit: daß die Seligkeit nur zu gewinnen ist durch einen Glauben, der ein rastloses Trachten nach Gottähnlichkeit fruchtet und daß Lebensglück nur die fleißig arbeitende eigene Hand der also Glaubenden ermühen kann.

Er entsann sich der Geschichte dieser Klosterkirche. Als vor einem Jahrtausend eine Kapelle für das wunderthätige Marienbild gebaut und der Bischof von Konstanz erschienen war, um sie zu weihen, da hatte man ihn empfangen mit der Meldung, das sei nicht mehr nöthig; Engelstimmen hätten verkündet, daß inmitten der himmlischen Heerschaaren der Heiland selbst erschienen sei und die Weihe vollzogen habe. Die Bestätigung dieses

Wunders als eines unzweifelhaften durch einen Papst von sehr zweifelhaftem Recht auf den heiligen Stuhl hatten die Mönche als vollgültig in der Christenheit verbreitet und darauf hin auch die lockende Versicherung jener Inschrift ihrem Bau an die Stirn geschrieben. Bald waren die Pilger und — Zahler in hellen Haufen herbeigezogen, und zuletzt Hunderttausende alljährlich.

So hatte denn die unschöne schwarzbraune Holzpuppe wirklich ein großes Wunder vollbracht: die Häufung unermeßlicher Schätze ohne ernste Arbeit und inmitten einer unfruchtbaren Gebirgseinöde die Gründung dieses üppigen Kloster- und Kirchenpalastes.

Welche schwer widerstehliche Verführung zu dem Wahn, daß einer mystischen Macht von so augenscheinlich großer Wirksamkeit die Erhörung des Gebets um eine Wohlthat für den einzelnen Pilger ein leichtes Spiel sein müsse!

Traute man doch der zarten Heilandsmutter laut mancher Danksagung auf eingemauerten Marmorplättchen nicht nur die Löschung von Feuersbrünsten und die rettende Beschwichtigung schrecklicher Meeresstürme zu, sondern sogar den Willen und die Kraft, Kriegshülfe zu leisten; wie das zum Beispiel einige schwedische Bomben beweisen sollten, die man hier aufgehängt als von ihr verhindert am Platzen und Schadenthun in der belagerten Stadt Ueberlingen.

Auch bezeugten zahllose Votivtäfelchen, oft verbunden mit plastischen Nachbildungen verkrüppelt oder krank gewesener Glieder, und als hier entbehrlich gewordene aufgehängte Krücken mit Aufschriften den Dank für wunderbare Heilungen schwerer Leibesschäden. Den

protestantischen Pastor aber erinnerten sie an die Erzählung Heiri's vom wächsernen Bein, das seine Großmutter vergeblich hieher geopfert. Den tausend oder zweitausend Wallfahrern, die nach Aussage dieser Denkzeichen geglaubt hatten, erhört und geheilt worden zu sein, sah er anklagend gegenübertreten die Millionen von Kranken und Krüppeln, die im Lauf der Jahrhunderte ihre sauer verdienten Sparpfennige, statt sie zu verwenden zu vernünftiger Kur, hergetragen zur Mehrung dieses blendenden Mammons, um ebenso bitter getäuscht zu werden in ihrer Hoffnung auf Genesung, wie jene gelähmte Frau eines armen Wildheuers.

Zu wenig vielleicht gab er heute Raum der ihm sonst nicht ungeläufigen milderen Auslegung: daß mittelst des unzweifelhaft starken Einflusses, den die Phantasie des Menschen auch auf seine eigene Leiblichkeit ausüben kann, hier wohl so Manchem sein Glaube geholfen und die hergestellte Gemüthsruhe, die Zuversicht, begangener oder vermeintlicher Sünden ledig geworden und von aller Angst vor Strafe erlöst zu sein, die Genesung wirklich gefördert habe. Was ihn hinriß zu unversöhnlich harter Verurtheilung, war der Zuruf, in den sich diese Zeugnisse des Aberglaubens und das stolze Gepränge seiner Schöpfungen übersetzten: Hier siehst Du's vor Augen, wie hoffnungslos breit und tief der Abgrund gähnt zwischen Dir und Hildegard; denn ihr ist alles das heilig, was Du verurtheilst.

In solcher Stimmung befand er sich, als Hildegard mit ihrem Vater unter Vorantritt des Geistlichen in seine Nähe zurückkehrte.

„Kommen Sie mit in die Gnadenkapelle," flüsterte

sie ihm leise zu; „Sie haben versprochen, mir nahe zu sein, wann ich zur Gottesmutter bete.“

Die Kirche war fast leer geworden. Vor dem Frontgitter der mit schwarzem Marmor bekleideten Gnadenkapelle knieten nur noch zwei oder drei bleiche Frauen, in streng eintönigem Wimmerlaut Gebete hersagend.

Der Geistliche öffnete das Seitengitter. Im Begriff, dem Eingetretenen zu folgen, wandte sich Hildegard halb links zu Ulrich mit bittendem Blick und Wink.

„Thun Sie's!“ flüsterte der Graf dem noch Zögernden zu, verabschiedete sich von ihm mit einem Händedruck und verließ die Kirche raschen Schrittes.

Ulrich war es, als stiege der Schatte seines Ahnen, des Mitreformators Dietleib, aus der Schwelle, um ihm den Weg zu wehren. Doch er besiegte für Hildegard das Widerstreben seines Gewissens und ging mit hinein.

Vor sich im Hintergrunde der Kapelle sah er den Altar von weißem karrarischem Marmor, in dessen Fuß ein Relief von vergoldeter Bronze, die Engelweihe vorstellend; über ihm in einer gewölbten Nische, beleuchtet von vielen Wachskerzen und dreien Tag und Nacht ununterbrochen brennenden silbernen Lampen, umgeben von Strahlen und zackigen Blitzen aus Edelmetall, in einem grell glänzenden Kranz von vergoldeten Wolken stehend, das weltberühmte Marienbild, in der Rechten das aus einem Strauß goldener Rosen aufragende Szepter, im linken Arm das Jesusknäbchen. Mit Edelsteinen besetzte gediegene Goldkronen funkeln auf dem Haupte der Mutter wie des Kindes. Sowohl der Schleiermantel, der hinter der Jungfrau, befestigt unter der Krone, ebenso weit

herab fällt als der breite Fransensaum des Kleides, als auch ihr Leibgewand ohne Gürtel und Einbiegung in der Schlänke sind von einem reich mit großen Arabesken gemusterten Stoff. Vielleicht nur wegen der blendenden Fülle des Lichtes ist das Auge geneigt, diesen Stoff nicht für gewebten Brokat, sondern für geschmiedetes pures Gold zu halten; womit man denn auch die faltenlose, ungefällig starre Kegelform des ganzen Anzuges etwas entschuldigt. Steifer noch, fast wie ein Kerzenauslöscher, erscheint das gleichstoffige Kragenkleidchen, aus dem das Jesuskind durch einen Schlitz die Linke mit der kreuzgeschmückten goldenen Weltkugel hervorstreckt. Aeußerst seltsam kontrastiren gegen diese helle Goldpracht die unverhältnißmäßig kleinen, blank schimmernden, beinahe kohlschwarzen Gesichter. Nach den zum Theil vortrefflichen anderen Marienbildern der Kirche, namentlich nach dem entzückend schönen über dem hinteren Chorgewölbe, wirkten sie auf Ulrich abstoßend. Das angeblich anderthalb Jahrtausende übersteigende Alter der Puppe vermochte sein beleidigtes Schönheitsgefühl nicht zur Ehrfurcht zu versöhnen.

Oft schon hatte er gesonnen, wie sich wohl mit Bild und Lehre in einem annehmbaren Marienkult auch seiner Kirche ein Ideal des Ewigweiblichen zurückretten ließe. Hier aber fühlte er sich nicht gefördert in diesem Vorsatze, sondern irre gemacht, ja fast zurückgeschreckt. Er warf sich selbst ungerechte Härte vor und puritanische Verkennung eines unausrottbaren Triebes im Menschengemüth. Er versuchte sich milder zu stimmen mit der Erwägung, daß von den zahllosen silbernen und goldenen Herzen, die er als Weihgeschenke ringsum an den

Wänden der Kapelle aufgehängt sah, doch sicherlich so manches nicht als Kaufschilling für Gewährung eines Anliegens hergestiftet sei, sondern als frommer Dank eines Pilgers, dem hier sein eigenes Herz ein Empfinden des Ewigen mit der heiligen Rührung echter Andacht durchzittert und es vielleicht bekehrt und gestärkt hatte zu gottgefälligem Lebenswandel. Doch ununterdrückbar blieb in ihm ein Groll auf diese mit sinnbetäubender Prachtverschwendung geschmacklos überladene Holzfigur. Sie war ihm nur der Fetisch eines verderblichen Aberglaubens. Daß sie doch auch der eben in stummem Gebet vor ihr knieenden Hildegard nur gelte für ein Symbol ehrwürdiger, wenn auch kindlicher Vorstellungen, das vergaß er gänzlich. Statt dieser Vorstellungen klagte er das Marienbild an, schuld zu sein an der Hoffnungslosigkeit seiner innig erwiederten Liebe und an der ihm auferlegten qualvollen Pflicht, sie noch in dieser Stunde der Theuern selbst aus dem Herzen reißen zu helfen.

Nur bestärkt fühlte er sich in dieser begreiflichen, aber ungerechten Auflehnung durch den erst befremdeten, dann zornigen Blick, den ihm der Geistliche zuwarf, als er dessen wiederholten Wink, doch auch niederzuknieen, unbeachtet ließ.. Stolz und mit hartem Ernst im Gesicht reckte er sich noch etwas höher empor.

Ohne aufzustehen, wendete jetzt Hildegard den Kopf rückwärts. Ihr geröthetes Antlitz wurde bleich, als sie Ulrich kerzengerade stehen sah und erschrocken den harten, beinahe häßlichen Zug von Strenge in seinem Gesicht wahrnahm. Nochmals faltete sie darauf die Hände und beugte sich vor, bis sie mit der Stirn die unterste Stufe

des Altars berührte. Er hörte sie tief Athem holen und leise schluchzen.

Endlich erhob sie sich. Mit einem vorwurfsvollen Frageblick richtete sie auf ihn ihre nassen Augen. Ohne eine Silbe zu sprechen nahm sie dann seinen Arm und verließ mit ihm die Kirche.

Auch unterwegs wagten Beide kein Wort.

Im Gasthofe, vor der Thür zu den Zimmern des Grafen, ließ Ulrich ihren Arm los.

„Wollen Sie nicht mit eintreten?“ flüsterte sie betroffen.

„Nein, theure Hildegard,“ gab er zur Antwort, „hier müssen wir scheiden, und vielleicht auf lange Zeit. In Ihren Zügen und feuchten Augen hab' ich den Bescheid gelesen, den Ihnen vor dem Marienbilde Ihr eigenes Gemüth gegeben hat. Ich las auch auf Ihren Lippen die vorwurfsvolle Frage, warum ich hinter Ihnen aufrecht stehen geblieben sei. Ich fühlte, nicht knieen zu dürfen in der katholischen Ablaßkirche. Daß ich Protestant bin, wissen Sie schon. Aber Sie wissen noch nicht, was ich zu Retstall aus verwerflicher Schwäche gegen eine aufflammende Leidenschaft, vorvorgestern und heut in besserer, wenn auch vielleicht irriger Absicht und zugleich auf den Wunsch Ihres Vaters verschwiegen habe. Ich bin lutherischer Pastor. Leben Sie wohl — auf Wiedersehen — aber Gott weiß, wann. Mit dem Liede, dessen Melodie ich aus Ihrem Munde über den Klönsee durch die Abendstille klingen hörte, haben Sie unserer Liebe den Schicksalsspruch gesungen:

‚Es waren zwei Königskinder,
Die hatten einander so lieb . . . .‘“

Schon den Thürdrücker zu fassen im Begriff, reichte sie ihm die heftig zitternde Hand und flüsterte mit thränenerstickter Stimme:

„Sie konnten zusammen nicht kommen,
Das Wasser war viel zu tief."

Er drückte die Lippen auf ihre Hand und eilte dann hastig die Treppe hinunter.

Zehntes Kapitel.

Das Haus in der Judengasse.

Er wähnt mit Kasteien und Fasten
Nach Eden die Pfade zu finden,
Und betend mit Riemen und Quasten
Sich Gott zu Dank zu verbinden,
Und quält zelotisch die Seinen,
Gerade so thöricht zu — scheinen.

Dicht hinter der Hauptsynagoge zu Odenburg beginnt eine Gasse von durchweg drei Stock hohen alten Fachwerkhäusern. Jeder Stock überkragt den tieferen um eine Elle. Der Abstand der beiderseits nochmals weit vorspringenden Dächer beträgt wenig mehr, als die Hälfte der Pflastersohle. So bleibt nur ein schmaler Streifen Himmel sichtbar und selbst Mittags schreitet man unten in einem dämmerhaften Zwielicht.

Noch im fünften Jahrzehnt unseres Jahrhunderts sah man aus den Ecken der beiden Häuser am Eingang der Gasse je einen kurzen, in eine Oese auslaufenden Eisenstab hervorragen, bestimmt zum Einhaken der Kette, mit welcher weiland diese Straße allabendlich abgesperrt wurde.

Das dreistöckige Eckhaus links, obwohl nach seiner

Bauart auch auf ein Alter von mindestens dritthalb Jahrhunderten zu schätzen, ist das am saubersten und im besten Zustand gehaltene. Jedes Geschoß blickt aus vier schmalen und niedrigen Fenstern nach dem Synagogenplatze und aus eben so vielen nach der Gasse. Die Scheiben sind altmodisch klein, aber klar durchsichtig. Durch die fein gemusterten Tüllgardinen sieht man dunkelfarbige Vorhänge von schwerem Seidenstoff schimmern.

Bis vor etwa zwei Jahren hatte dies Haus noch ebenso vernachlässigt und baufällig ausgesehen, wie alle übrigen in dieser Straße. Vorhänge an den Fenstern würde man keine wahrgenommen haben, auch wenn die niemals gewaschenen, alterblind irisirenden Glasscheiben den Durchblick noch gestattet hätten. Die tagüber offenen Fenster des Erdgeschoßes und die tiefe Nische der ohne Gassenschwelle aufsteigenden Eingangstreppe von hohl ausgetretenen steinernen Stufen waren damals dicht besetzt mit Pflockgestellen voll getragener Kleidungsstücke und alter Stiefel.

Da sah man eines Tages den Althändler, der das Haus als Miether Jahrzehnte innegehabt, mit seinem Trödel ausziehen. Zimmerleute, Maurer und Weißbinder kamen und waren monatelang beschäftigt, die alte Baracke wohnlich und zu einigermaßen anständigem Aussehen herzustellen. Der Glaser ersetzte die blinden Fensterscheiben mit neuen, wenn auch eben so kleinen, der Steinmetz die ausgebauchten Sandsteinstufen der Treppe mit wagerechten von schwarzem Marmor. Auf der untersten errichtete ein Kunstschlosser zum Vorverschluß des Hauseingangs eine mit zierlich getriebenem Laub- und Blumengewinde geschmückte Gitterthür von Schmied-

eisen, deren Kosten auf mehrere tausend Mark geschätzt wurden.

So sehr dieser befremdliche Aufwand für ein häßliches Haus in einer unwohnlichen, von wohlhabenden Familien längst gemiedenen Gasse das darüber umgehende Gerücht zu bestätigen schien, — noch immer wollte man es nicht recht glauben, daß Herr Mendez, der über Millionen gebietende Bankier, seine fürstliche, auch wirklich einem Fürsten abgekaufte Gartenvilla jenseits des Stroms zu verlassen beabsichtige, um sich einzupferchen in die engen und niedrigen Stuben, in welchen sein Urgroßvater erst als Trödler, dann als Makler mit den erworbenen ersten hunderttausend Gulden den Grund gelegt hatte zum Reichthum der Familie.

Doch die Zweifel mußten aufhören, als nach Vollendung der äußeren Reparaturen und der inneren Einrichtung an einem 22. März, dem Tage der Frühlingsnachtgleiche, ein Viertel vor sechs Uhr Morgens die bekannte stattliche Kutsche des reichen Bankherrn vor der kostbaren Gitterthür hielt und erst der Oberrabbiner der altgläubigen Judengemeinde in seinem Ornat, dann Herr Mendez selbst ausstiegen, dieser in einem langen, sehr weitärmeligen Kaftan von schwarzer Seide.

Außer einem Bäckerburschen, der den thüröffnenden Mägden Frühstücksbrödchen ablieferte, und dem Milchmann mit seinem von Hunden gezogenen Wägelchen voll Blechkannen, ließ sich in der dämmerdunkeln Gasse noch Niemand sehen. Nur in einigen der gegenüberliegenden Häuser fanden die beiden Ankömmlinge und ihr auffälliges Treiben in der Treppennische neugierige Zuschauer, die

das Gerassel der Kutsche in ihren Nachtkleidern aus den Betten an die Fenster gelockt hatte.

Während der Hausherr mit einem winzigen Schlüssel die Gitterthür federnd aufspringen ließ, nahm der Rabbiner aus dem Wagen ein in graue Leinwand geschnürtes Paket, zwei größere und einen winzigen Beutel von gelbem Handschuhleder, ein aufgepapptes, hebräisch bedrucktes Folioblatt, ein Fläschchen mit schwarzem Firniß, eine Holzschachtel und ein kleines Hämmerchen, dessen Stahlkopf das Haupt eines Widders vorstellte. Er legte diese Gegenstände auf die oberste Marmorstufe und sah nach seiner Uhr. Dann öffnete er das Leinenbündel und entfaltete für sich die große, für Mendez die kleine Thallith.

Erstere war ein himmelblaues, rechteckiges Tuch von Lammwolle, doppelt so lang als breit, in der Mitte übernäht mit einem perlengestickten Quadrat von Goldgewebe, der sogenannten Atharah (Krone), in den vier Ecken mit kleineren Nachbildungen dieses Schmuckes. Aus einem Löchlein in der Mitte jedes Eckbesatzes hing, auf der Rückseite befestigt, eine Schnur, gedreht aus einer genau bestimmten Anzahl Fäden Lammwolle, in Abständen von einer Spanne fünfmal geknotet und am Ende eine Quaste tragend, für deren Büschel nicht nur die Anzahl der einzelnen Fränschen, sondern auch ihre verschiedenen Längen auf das Minutiöseste vorgeschrieben sind. Viele Druckseiten füllen würde die vollständige Anweisung, von wem und wie zu dieser Thallith und ihren Schnüren, den Tzizis, die Wolle zu gewinnen, unter Gebet zu spinnen und weben, wie vielfach die Fäden zu verzwirnen, wie die Doppelknoten zu schürzen,

die Einzelfransen der Quaste zu bemessen seien. Denn wie die fünf Knoten in jeder Schnur gemahnen sollen an die fünf Bücher Mosis, so soll auch die Zahl der Fäden und Fransen ein göttliches Geheimniß kabbalistisch anzeigen. Jeder Buchstabe des hebräischen Alphabets dient nämlich zugleich als Ziffer und jene Zahlen sind so gewählt, daß sie, in ihrer Reihenfolge mit Buchstaben hingeschrieben, auch Wortbedeutung erlangen; zum Beispiel Jehovah echad, d. i. Jehovah der Eine.

Diese Thallith that er sich so um, daß die Atharah auf dem Hute zu liegen kam, während er die vier Ecken mit den Tzizis über der Brust zusammenfaßte.

Die kleine Thallith war eine Art gedoppelten Brust- und Rückenschurzes aus weißer Wolle mit einem Ausschnitt zum Durchstecken des Kopfes. An den vier Eckzipfeln hingen eben solche, nur etwas kürzere, fünfmal geknotete Tzizis mit Quasten wie an der großen. Heut ließ er Herrn Mendez nach Ablegung des Kaftans dies heilige Kleidungsstück über der Weste umthun, bemerkte aber, daß er es künftig Tag und Nacht über dem Hemde oder auch auf bloßem Leibe tragen dürfe.

Demnächst entnahm er den zwei großen Beuteln vier lange Riemen mit je einem in der Mitte aufgeschleiften viereckigen Lederstück. Aus diesem ragte an zweien ein würfelförmiges, vierfach gerieftes Futterälchen, an den beiden anderen ein ungerieftes Kästchen in Form einer abgestumpften vierseitigen Pyramide.

„Diese beiden Tphillin für Sie," sagte er, „eine, schel rôsch, für den Kopf, die andere, schel jâd, für die Hand, sind genau nach Muster der meinigen aus Leder von reinem Thier nach unserem heiligen Gesetz

unter den üblichen Gebeten verfertigt. Die vier verordneten Paraschen aus der Thora auf den eingelegten Pergamentblättchen hat ein rechtgläubiger Sophêr mit siebenmal gewaschener Hand, nie zuvor gebrauchter Taubenfeder und neu bereiteter Galläpfeltinte in gekrönten Zierbuchstaben unter strengster Beobachtung der dafür bestehenden Regeln geschrieben. Nach einem ehrerbietigen Kuß legen Sie dieselben jetzt an, wie ich es Ihnen vormache mit den meinigen."

Er entblößte seinen linken Arm, wand den Riemen vom Ellenbogen an sechsmal herum und mit der siebenten Windung so um die linke Hand, daß das Lederquadrat mit dem Pyramidchen über der Mitte der Innenfläche zu stehen kam.

Es gelang Herrn Mendez, das tadellos nachzumachen. Nicht so mit der Kopftphillah, bei deren Anlegung der Rabbiner sein Beispiel noch mit vieler Nachhülfe unterstützen mußte. Denn da galt es erstens, das vierzellige Kästchen dicht unter den Haaren genau in der Mittellinie der Stirn anzubringen; zweitens den Knoten im Berührungspunkt des Hinterkopfes und Nackens derart zu schürzen, daß die von ihm ausgehenden Riemenfortsätze ein verkehrt und ein richtig stehendes Daleth (⌐ ¬) vorstellten; drittens die über die Schultern vorgelegten Riemenenden nicht mehr und nicht weniger als drei Spannen lang über die Brust hinunterhängen zu lassen. Die nöthigen Korrekturen besorgte er mit so wichtigthuender Miene und erklärte sie in so ernst besorgtem Ton, als ob Lebens- und Seelengefahr zu befürchten sei, wenn Knotenschlingung und Riemenfall um ein Härchen von der Vorschrift abwichen.

Nach richtiger Befestigung auch der Kopftphillah hatte er dem gefügigen Glaubensgenossen eben die hebräisch bedruckte Papptafel eingehändigt, als die Thurmuhr des Rathhauses mit dem ersten Schlage der sechsten Stunde den heutigen Augenblick des Sonnenaufganges anzeigte. Beide wendeten das Antlitz ostwärts und sprachen unter häufigen Bücklingen ein mehrere Minuten dauerndes Gebet, Mendez lesend, der Oberrabbiner aus dem Gedächtniß.

„So," sagte darauf der Letztere; „das Haus Ihrer frommen Vorfahren war trephêh (unrein) geworden durch die Vermiethung an Gojim, mit welcher so reiche Nachkommen bedenklich sündigten. Nun ist es wieder tophêl durch die Weihe nach dem Gesetz, vollzogen am Tage der Tekuphah (Nachtgleiche) des Frühlings. Nun heften Sie noch mit eigener Hand die Mesusah an die Pfosten der Hauptpforte wie der Binnenthüren."

Er übergab Herrn Mendez das Hämmerchen, den kleinen Lederbeutel mit feinen Kupferstiften und die geöffnete hölzerne Schachtel. In dieser lag eine Anzahl etwa fingerlanger, aus Holz gedrechselter Cylinder. Jeder hatte eine mit Glas verkleidete ovale Oeffnung unweit des linken Endes und über diesem wie unter dem rechten Ende ein gelochtes Anschlagblättchen.

Während Mendez, ein ihm wortweise vorgesagtes hebräisches Gebet nachsprechend, einen jener Cylinder oben am Rahmen der Hausthür festnietete, wo dafür im Sandstein zwei Pflöckchen Holz in schräger Richtung eingegypst waren, zog der Rabbiner eine Art Brieftasche von alterbraunem Leder. Aus ihr nahm er ein Blättchen Pergament, drückte es, einen Spruch murmelnd, an die

Lippen, rollte es zu passender Dicke für die Holzröhre, mit der dicht und fein beschriebenen Seite nach inwendig, so zusammen, daß das einzige auf der Rückseite groß geschriebene Wort Schaddai durch das Glas der ovalen Oeffnung sichtbar werden mußte, und schob es sorgsam in das Gehäuse.

„Sie selbst," sagte er dabei, „und jedes Mitglied Ihrer Familie muß beim Ausgang wie bei der Heimkehr mit dem Zeigefinger der rechten Hand erst das Glas über dem sichtbaren Wort berühren, dann über beide Augen streichen und dabei beten: Schaddai jischmereni, Schaddai jazzileni, Schaddai jaasreni, d. i. der Allmächtige bewahre, errette mich, helfe mir. Solche Segnung sichert für den ganzen Tag vor allem Unglück."

Dann traten Beide in's Haus, um auch an den inneren Hauptthüren je eine Mesusah anzubringen, welche die Pfosten der Heimstätte „vor Erschütterung" bewahren und sie mit dem Namen des Allmächtigen unzugänglich machen soll für den Teufel, alle bösen Geister und Pestilenzen.

Im kleinen Flur jedoch war noch ein anderes Geschäft zu besorgen. Da hatte man eine Stelle der Wand, auf die der Blick des Eintretenden oder Ausgehenden unvermeidlich fallen mußte, untapezirt, unbemörtelt und ungetüncht gelassen. Auf diesen Fleck pinselte der Rabbiner mit schwarzem Firniß aus dem mitgebrachten Fläschchen in großen hebräischen Buchstaben die Worte Sechôr lechorbân, d. i. zum Gedächtniß der Zerstörung. Denn der Eroberung Jerusalems und der Vernichtung des Tempels soll der gläubige Israelit auch in der Freude zu gedenken niemals aufhören.

Etwa drei Viertelstunden später kehrten die Beiden zum Ausgange zurück, und hier, auf der obersten Stufe, hielt der Rabbiner, bevor er sich verabschiedete, noch eine längere Rede:

„Die großen Hauptgebote zur Segnung des Hauses und Heiligung des Lebens in seinen Räumen," sagte er, „sind erfüllt. Wer beim Gebet am Haupt und an der linken, auf das Herz zu legenden Hand die Tphillin, an seinem Kleide die Tzizis, an seiner Thür die Mesusah hat, der kann gewiß versichert sein, daß er nicht sündiget. Denn im Koheleth (Prediger Salomonis) heißt es: ‚Eine dreifache Schnur reißet nicht'. Wer aber diesen drei Satzungen zu gehorchen unterlässet und selbige hochmüthig verachtet, dem wird geschehen nach den Worten Hiobs: daß die Zipfel der Erde gefasset und die Gottlosen herausgeschüttelt werden. Nur dem treulich Gehorsamen ist es fest verheißen, dereinst die Schechina (die Herrlichkeit Gottes) zu schauen. — Ich werde Sie täglich zwei Stunden in den Lebensvorschriften des Talmud und unserer anderen ehrwürdigen Schriften unterrichten kommen, auch, so oft es angeht, zwei hochgelehrte Amtsbrüder aus den frommen Gemeinden unserer Nachbarstädte mitbringen. Für Ihre Morgenandacht hab' ich Ihnen schon sieben fromme Männer zu Gebetshelfern ausgesucht und geworben, die täglich punkt acht Uhr erscheinen sollen. Wohl Ihnen, daß Sie in sich gegangen sind. Gott hat Sie gestraft für ungehorsam heidnisches Leben im üppigen, aber unreinen Fürstenpalast, gestraft mit schwerer, monatelanger Krankheit. Pfundweise verschwendeten Sie Gold an fernher verschriebene Aerzte und wurden doch schon hoffnungslos aufgegeben, bis es

mir gelang, Ihr Herz zu rühren, Ihre Seele auf den rechten Pfad und damit auch Ihren Leib auf den Weg zur Genesung zu führen. Gott hat Sie gestraft für Ihre schwächliche Nachsicht gegen ein schönes, aber eigenwilliges und im Glauben lässiges Weib aus England, und Ihnen diese allzu geliebte Gattin plötzlich entrissen. Gott hat Sie am härtesten gestraft an Ihrem Erstgeborenen, weil Sie meine Warnung in den Wind schlugen. Ich erinnerte Sie, daß nach einem Gebot aus der Urzeit, weit älter noch als die Gesetze, die Moses vom Sinai herunter brachte, alles Männliche, das den Schooß der Mutter erstmalig aufbricht, dem Herrn zu eigen gehört und ihm geopfert oder von seinen Priestern gelöst werden muß. Sie aber wiesen mich höhnisch ab, als ich die nachträgliche Lösung Ihres Begôr mit fünf Goldstücken fordern kam. Nachdem Ihnen der Ungelöste Hunderttausende verschwendet mit Hazardspiel und Pferdewetten und schließlich einmal mehr an der Börse verspekulirt hatte, als Sie zahlen wollten, schoß er sich eine Kugel durch das Herz. Sie sehen, dem Schlechten ergeht es schlecht, denn die That seiner Hände wird ihm vergolten. Jetzt aber, endlich gerettet zum Gehorsam, werden Sie im geheiligten Hause Ihrer Väter auch erleben, wie Recht der Prophet hat, wenn er schreibt: ‚Sagt vom Gerechten, daß er glücklich sei, denn die Frucht seiner Thaten wird ihm vergolten.‘ — Jetzt geh' ich an das schwerste Stück Arbeit: Ihre Tochter aus dem Heidenhause hieher holen. Sie mit diesem Umzuge zu versöhnen, wird mir schwerlich gelingen. Ich weiß, ich bin ihr verhaßt, weil sie nur allzu sehr ihrer englischen Mutter nachgeartet ist. Ihr können Sie echte

Vaterliebe nur mit unnachsichtlicher Strenge beweisen, um ihr verhärtetes Gemüth endlich doch vielleicht zu erweichen."

Da Mendez diese Rede mit niedergeschlagenen Augen demüthig hingenommen und selbst bei dem scharfen Ausfall gegen seine Tochter nur leise geseufzt hatte, legte ihm der Rabbiner noch die Hände auf sein etwas gelocktes, dunkelblondes, nur an den Schläfen ein wenig mit Grau untermischtes Haar und sprach einen hebräischen Segen. Darauf stieg er in den Wagen und rollte von dannen.

Seitdem waren über zwei Jahre vergangen. Von seinen Andachten, Unterrichtsstunden, Konferenzen mit den Rabbinern, besonders aber von den zahllosen, auf Grund dieser Studien fortwährend zunehmenden Observanzen, erübrigte Herr Mendez kaum noch eine Stunde täglich für das Bankgeschäft. Selbst während dieser betrieb er die Arbeiten, die ihm als einem der Chefs oblagen, oft nur zerstreut und lässig. So lag denn bei der streng eingehaltenen Tradition seines Hauses, keinem Nichtmitgliede der Familie Prokura zu ertheilen, die Last der Leitung und der vielen hunderte täglicher Accepte und Unterschriften bald fast ausschließlich auf den Schultern seines jüngeren Bruders. Mißhelligkeiten mit diesem konnten nicht ausbleiben. Die Entfremdung wuchs allmälig zur Erbitterung, als Alphons Mendez in gleichem Maße sich lossagte und frei machte von den Satzungen der altgläubigen Israelitengemeinde, je mehr Fernando, der ältere, die ihn einschnürenden Fesseln des Rituals immer enger zog und mit weiteren, aus rabbinischen Schriften emsig hervorgeklaubten Regelketten vervollständigte. Die Mahnungen des Letzteren

zu minder lauer Frömmigkeit und treuerem Gehorsam gegen das Gesetz erwiederte Alphons mit Vorwürfen der Nachlässigkeit und Trägheit und zuletzt mit scharfen Spöttereien über des Bruders abergläubische Selbstquälerei. Jüngst war es von erbittertem Wortwechsel zu einer heftigen Szene mit beiderseitigem Wuthausbruch und gänzlicher Entzweiung gekommen. Die Verfeindung der beiden Brüder und die an's Komische streifenden Anordnungen, die sie getroffen hatten, um ihr oft unerläßliches Einverständniß durch Vermittelung Dritter oder schriftlich zu erwirken und so selbst im Geschäftslokal jede Begegnung zu vermeiden, lieferten seit etlichen Wochen ein Hauptthema für das Odenburger Stadtgespräch.

Eines Vormittags schritt im engen Flur des alten Hauses am Eingang der Judengasse einer der meistbeschäftigten Photographen der Stadt, Herr Pfungstätter, ungeduldig wartend auf und nieder.

„Unverantwortlich!" murmelte er zwischen den Zähnen. „Mich warten zu lassen, wo sich's handeln kann um Leben und Tod seines Kindes!"

Zuweilen blieb er stehen vor dem häßlichen Rohfleck der Mauer und beschaute die grob aufgepinselte Inschrift, die er sich zwar nothdürftig zusammen zu buchstabiren, aber nicht zu übersetzen wußte, obgleich nach dem Schnitt seines Gesichts auch er offenbar ein Israelit war.

„Was die zwei Worte wohl bedeuten mögen?" dachte er bei sich. „‚Thu' deine Vaterpflicht!' sicherlich nicht!" Trotz der Versicherung, daß er sehr Ernstes und Dringliches mitzutheilen habe, hatte der Diener achselzuckend erklärt, ihn jetzt durchaus noch nicht melden zu dürfen. Herr Mendez sei mit seinen sieben Betbrüdern bei der

Morgenandacht und die werde wohl noch eine halbe Stunde dauern.

Der Photograph nahm schon einen Anlauf nach der Treppe zum ersten Stock, um ungemeldet einzudringen. Aber der vierschrötige Lakai vertrat ihm den Weg in drohender Haltung, als ob es ihm erwünscht sein würde, seinen Diensteifer und seine Kraft in thätlicher Abwehr zu beweisen.

Endlich kamen die Sieben die Treppe herunter getrampelt, alle in sehr grobstoffiger, offenbar fertig gekaufter und schlecht sitzender Kleidung. In ihren derben Gesichtern mischte sich seltsam ein Rest des oben angelegten frommen Ernstes mit einem ironischen Lächeln über den wunderlichen Eifer ihres Verdienstgebers, und einem Grinsen der Zufriedenheit, die verdiente Mark täglichen Betlohns jetzt fruchtend verwenden zu dürfen in weltlichen Geschäften.

Nun wurde Pfungstätter gemeldet und vorgelassen.

Mendez, ein Mann von weniger als Mittelgröße, sitzend, aber fast hochgestaltig aussehend, weil sein Untergestell unverhältnißmäßig zurückgeblieben gegen den wohlentwickelten Oberkörper, richtete das nicht unedel geschnittene, aber frauenhaft weiche und blasse, nur am Kinn von einer Spur des glattrasirten Bartes umschimmerte Gesicht langsam auf von einem dicken Quartbande. Wie müde hoben sich die Lider von den schwärmerisch blickenden wasserblauen Augen. Er musterte den Gast mit einer Duldermiene. Eine Andeutung, daß ihm diese Störung sehr unwillkommen sei und er die Audienz möglichst kurz wünsche, war eben so sichtbar in seinen Zügen als hörbar im Ton seiner Frage:

„Was ist Ihr Anliegen, Herr — Herr Ungsteiner?"

„Pfungstätter, Photograph," berichtigte der Eingetretene herb und mürrisch. „Habe kein Anliegen. Weiß, wie Sie überlaufen werden mit Bettelei'n. Versichere daher, kein Attentat auf Ihren Beutel im Schilde zu führen. Fühle mich aber verpflichtet, sehr Ernstes zu melden von Ihrer Tochter."

Mendez zuckte ängstlich auf.

„So reden Sie," sagte er; „aber kurz, wenn ich bitten darf."

„Ja, ganz kurz weiß ich's nicht zu machen, bediene mich daher auch ohne Ihre Einladung dieses Stuhles. Zehn Minuten werde ich Ihre fromme Beschäftigung wohl unterbrechen müssen mit einer — Nebensache, was ja die Sorge für Ihre Kinder Ihnen zu sein scheint. Haben Sie Ihre Tochter während der letzten fünf oder sechs Wochen beobachtet? Ist sie nicht oft verstimmt und schwermüthig?"

„Ja, etwas verstört ist sie mir zuweilen vorgekommen. Ihr bestimmter Bräutigam, Herr Rosenberger, will ihr noch nicht recht gefallen. Aber das wird sich schon geben."

„Rosenberger?" frug der Photograph erschrocken; „dann begreife ich Alles."

„Was veranlaßt Sie zu Ihrer Frage?"

„So hören Sie mich an. Daß ich Ihre Tochter mehrmals photographirt habe, werden Sie wissen. Dort im Nebenzimmer auf dem Spiegeltisch sehe ich ja eines meiner Bilder in einem Bronzerahmen stehen. Daher kenn' ich sie. — Als ich vor einiger Zeit — es mögen reichlich fünf Wochen seitdem verflossen sein — einige Chemikalien einkaufte, zog mich Herr Faltin, der Droguist,

auf die Seite und frug, ob es wahr sei, daß Fräulein Mendez bei mir Unterricht nehme im Photographiren. Ich mußte das bejahen; denn seit etlichen Tagen war sie wirklich meine, wie es schien, sehr eifrige, auch ziemlich anstellige Schülerin."

„Davon hat sie mir kein Wort gesagt."

„Sie werden bald begreifen, warum nicht. — Ich frug natürlich, was ihn zu dieser Erkundigung bewöge. So vernahm ich denn, daß das Fräulein etwa drei oder vier Tage, bevor sie mich ersucht, ihr Stunden zu geben, in Faltin's Laden erschienen sei und einige zum Photographiren erforderliche Ingredienzien verlangt habe. Obwohl ihm etwas Scheues in ihrem Blick aufgefallen und ihm namentlich das Mißverhältniß der geforderten Stoffe verdächtig erschienen sei, da sie auf die Frage: ‚Wie viel von jedem?' offenbar nur auf Gerathewohl und mit völliger Unkenntniß des praktischen Bedarfes Bescheid gegeben, so habe er ihr doch von den ungefährlichen Präparaten einige ausgehändigt. Als sie dann aber mit unsicher bebender Stimme noch Cyankali verlangt, habe er ihr das rund verweigert unter Berufung auf das gesetzliche Verbot, dies furchtbare Gift ohne Vorweisung einer polizeilichen Berufs- und Befugnißbescheinigung auszuliefern."

„Weiter, weiter!"

„Da das Fräulein inzwischen die täglichen Lektionen bei mir in der That angetreten hatte und sehr ernst zu nehmen schien, hielt ich Faltin's Argwohn für grundlos. — Daß sie am ersten Tage der zweiten Woche zur festgesetzten Stunde nicht erschienen war und seitdem überhaupt fortblieb, fiel mir zwar auf, doch erklärte ich

mir's schließlich als von mir selbst verschuldet; denn zu einer plötzlichen Reise nach Leipzig genöthigt, hatte ich die letzte Lektion, an einem Sonntags Vormittag, ohne Absage versäumt und meinen Gehülfen angewiesen, mich zu vertreten. Auch war sie, wie ich von meinen Lehrlingen erfuhr, nach kaum einer Viertelstunde mit einer verdrießlichen Bemerkung über meine Unzuverlässigkeit fortgegangen und nicht mehr wiedergekommen. Kurz vor meiner Rückkehr war mein Gehülfe nach Mecklenburg abgereist, um dort etliche zwanzig Adelsschlösser aufzunehmen, deren Photographieen in Folio mein Atelier auf Subskription zu liefern übernommen hat."

„Spannen Sie mich doch nicht auf die Folter mit dieser überflüssigen Weitläufigkeit."

„Bin sogleich fertig. Heute, vor kaum einer Stunde, ist mein Gehülfe wiedergekehrt. Von ihm weiß ich nun, was Ihre Tochter gewollt hat und daß Faltin's Argwohn dennoch nicht grundlos gewesen ist."

„Reden Sie, reden Sie!" rief Mendez aufspringend, als Pfungstätter einen Augenblick schwieg. „Was, was hat sie gewollt?"

„Was ihr Faltin verweigert. Mein Gehülfe hat es belauscht, wie sie in der Dunkelkammer, sich unbemerkt wähnend, aus der Phiole mit Cyankali ein geschliffenes Fläschchen gefüllt und in die Tasche gesteckt. Da er wußte, daß sie mir jede Unterrichtsstunde mit einem Goldstück bezahlte, hatte er nur ihr Heimlichthun verwunderlich, aber die unbedeutende Entwendung einer unverkäuflichen Flüssigkeit weder tadelnswerth noch für die eifrige Photographin befremdlich gefunden."

„Sie martern mich! Heraus damit! Was denken

Sie Schreckliches?" winselte Mendez, auf seinen Stuhl zurücksinkend.

„Ich erinnere mich, daß Ihr ältester Sohn sich erschossen hat, und halte es deswegen für meine Schuldigkeit, Ihnen zu sagen, daß Ihre Tochter seit Wochen ein Gift in der Tasche trägt, das blitzschnell tödtet. Einzusehen, womit Sie Ihren Kindern das Leben verleiden, ist Ihre Sache, Ihre Sache auch, zu erwägen, wie Sie das Fräulein vom Selbstmordgedanken, mit dem sie sich trägt, noch zur Vernunft bringen können, wenn es nicht schon zu spät ist. So! Was ich zu sagen hatte und eine vielleicht verhängnißvolle halbe Stunde zu lange für mich behalten mußte, weil Sie mit sieben widerwärtigen Heuchlern hebräisch zanzelten und der rüde Schlagetodt von Lakai mich hinauszuwerfen drohte, als ich ungemeldet eindringen wollte — jetzt wissen Sie's. Nicht für's Zehnfache Ihrer Millionen möchte ich in Ihrer Haut stecken. Guten Morgen, Herr Mendez!"

Während Pfungstätter die Thür so heftig hinter sich zuwarf, daß die Pfosten in der dünnen Fachmauer mörtelumstäubt schütterten und die angeheftete Mesusah herunterfiel, hatte Mendez, kreidebleich aufspringend, den Tisch beinahe umgestoßen und dabei den Quartband nebst einigen anderen Büchern auf die Erde geworfen. Jetzt riß er an einem Schellenzuge. Auf das gellende Geklirr der Glocke hastete eine Zofe vom zweiten Stock herunter. Doch Mendez hatte nicht die Geduld, unten auf sie zu warten. Immer drei Stufen auf einen Satz nehmend, traf er in der Mitte der Treppe mit ihr zusammen.

„Wo ist meine Tochter?"

„Ausgegangen.“

„Hat sie den Hund mitgenommen?“

„Nein, Prank liegt unter ihrem Schreibtisch.“

„Gottlob; der kann uns vielleicht helfen, sie zu finden. Hinauf!“

Der Umblick im Wohnzimmer seiner Tochter, dem lichtesten des Hauses, da die Fenster nach dem Synagogenplatze schauten, wirkte beruhigend auf den verängstigten Vater. Unweit des einen Fensters stand ein mannshoher Stickrahmen, daneben auf einer Staffelei ein loser Kupferstich, eine Orgelspielerin vorstellend, und eine reichlich dreimal so große Nachbildung desselben, auf einer von schwarzen Linien in kleine Quadrätchen eingetheilten Tafel von Cäcilie selbst in Wasserfarben ausgeführt, um als Muster für die genau ebenso große, ungefähr halb vollendete Stickerei zu dienen. Auf einem Tischchen lagen lange Strähne feiner Wolle und Floretseide, auf das Sauberste nach den Farben geordnet. Ein dünn gespaltener bläulicher Seidenfaden hing, erst halb vernäht, aus dem eben angefangenen Auge der Orgelspielerin, mit der feinen Nadel etwas unterhalb bei Unterbrechung der Arbeit festgesteckt.

Diese, wie er alsbald vernahm, noch heute früh emsig geförderte Stickerei, von der Cäcilie nur aufgestanden sein sollte, um eine fehlende Farbennüance Wolle oder Seide einkaufen zu gehen, beschwichtigte seinen Schreck. Solche Beschäftigung dünkte ihm unvereinbar mit einem Entschluß der Verzweiflung.

Er sah sich weiter um. Begleitet und vertraulich umschnuppert von Prank, einem bärenhaft zottigen Leonberger, der sich, wie verwundert über den seltenen Besuch,

von der Pelzdecke unter dem Schreibtisch erhoben, trat er zunächst an das offen stehende Harmonium. Auf dem Notenhalter lag ein Buch in klein Querfolio aufgeschlagen. Er las auf dem Lederdeckel in großen Goldbuchstaben „Choralbuch," auf dem Titelblatt dasselbe Wort mit dem Zusatz: „für die lutherische Kirche."

Noch vor einer Viertelstunde würde diese Entdeckung einen Wuthausbruch, die Konfiskation und sofortige Verbrennung des Buches zur Folge gehabt haben. Jetzt begnügte sich Mendez damit, nach einigem Kopfschütteln tief aufzuseufzen und sich eine Weile die Hand vor die Augen zu halten. Beim Beschauen des Deckels und des Titels hatte er vorsorglich einen Finger zwischen die aufgeschlagenen Seiten gesteckt. Nun legte er das Buch ebenso wieder hin und las die Ueberschrift des Chorals: „Befiehl du deine Wege." Seine Notenkunde reichte hin, ihn die Musik erkennen zu lassen, die er unten in seinem Zimmer durch die Decke deutlich gehört, als eben die Betbrüder eingetreten waren. Sie hatte ihm so gut gefallen, daß er den Sieben gewinkt, geräuschlos niederzusitzen, um in gerührter Stimmung lauschend keinen Ton zu verlieren. Jetzt regte sich in ihm zwar etwas wie ein Gewissensvorwurf, sich verirrt zu haben zu einem Andachtsgefühl christlichen Ursprungs. Aber das Notenbuch fort zu nehmen konnte er sich doch nicht entschließen. Die dazu schon ausgestreckte Hand an der Thallith, die er noch um hatte, reibend, als wolle er sie mit dem heiligen Gewebe von einer Verunreinigung säubern, und die Troddeln der vier Tzizis vor sich zusammenfassend, wandte er sich ab.

Nun fiel ihm der Schreibtisch und auf diesem die

mit verschlungenem C. M. in Gold bestickte Mappe von rothem Maroquin in die Augen. In der Erwartung, in dieser vielleicht eine Aufzeichnung zu finden, die ihm Cäciliens Gemüthszustand verrathe, trat er schnell hin und wollte sie aufschlagen. Aber Prank richtete sich heraufspringend auf und legte laut knurrend die Vorderpfoten auf die Mappe.

„Er weiß," erklärte die Zofe verlegen und ängstlich, „daß das Fräulein Niemand erlaubt, ihre Schreibereien anzurühren."

„Mir, dem Vater, muß es heute gestattet sein. Ruhig, Prank!"

Obwohl der Hund sein Geknurr leise fortsetzte, bemächtigte sich Mendez der Mappe. Sie war verschlossen. Er brach das zierliche schwache Schlößchen auf und begann die einliegenden Papiere zu durchblättern.

„Doch wieder neue Auszüge aus dem ‚Nathan,' sogar aus dem verwünschten ‚Soll und Haben' unseres boshaften Gegners Freytag!" rief er aufgebracht. „Hab' ihr die Bücher doch weggenommen und wieder anzuschaffen strengstens verboten. Da stecken Sie gewiß dahinter, Mamsell Recha!"

Die Zofe begann eine Ausrede zu stammeln, ward aber der Fortsetzung schnell überhoben.

„Ha, was ist das! Ein schwarz gesiegelter Brief an mich!" stöhnte Mendez und sank in den Schreibstuhl.

Er bedurfte einiger Zeit zu dem Entschluß, den Umschlag mit zitternden Händen aufzureißen. Die Buchstaben flossen ihm durcheinander und drei-, viermal mußte er sich die überquellenden Augen trocken wischen, bevor es ihm gelang, sich der wenigen Sätze zu versichern.

Ohne zu achten auf das weit über einen Monat alte Datum las er:

„Lieber Vater, wann Du diesen Brief auf Deinem Tische findest, werde ich aufgehört haben zu athmen. Schwer erträglich fühle ich das mir auferlegte Leben schon längst, unerträglich eine Fortsetzung solchen Daseins mit Rosenberger. Versuche den Abschied auf ewig zu verzeihen Deiner unglücklichen Tochter Cäcilie."

Gell aufschreiend ließ er den Brief fallen. Zusammengeknickt, das Kinn auf der Brust, saß er im Schreibstuhl, schluchzend und winselnd wie ein hülfloses Kind.

Dann raffte er das Blatt wieder auf und las abermals. „Wann ich ihn auf meinem Tisch finde," rief er aufathmend. „So kann sie ja noch leben."

Nun sah er auch das Datum.

„Komm', Prank!" schrie er aufspringend. „Komm', such' verloren — such' Zile!"

Das verstand der Hund, schien auch den Ernst der Lage zu ahnen. In seinem Löwenbaß dreimal wild aufbellend, sprang er an die Thür, richtete sich auf, drückte mit der starken Tatze auf den Schloßgriff und öffnete. In wenigen Sätzen beide Stiegen hinunterstürmend hielt er, ungeduldig heulend, vor der verschlossenen Hausthür.

Mendez folgte so schnell er konnte, warf unten die Thallith sehr unehrerbietig ab und auf die Diele, fuhr in den Ausgehrock, schloß auf und wäre barhaupt hinausgeeilt, wenn ihm nicht der Lakai den Hut aufgedrückt hätte.

Erst nachdem er eine Strecke weit gerannt, ward er sich erschrocken bewußt, heute zum ersten Mal beim Ausgang die Berührung der Hausthür-Mesusah und das Bestreichen der Augen mit dem Schaddai-Zauber versäumt

zu haben. „Die eine, von Pfingstätter abgeschmetterte, liegen gelassen," dachte er, „der andern mißachtend vorbeigelaufen! Nun ist mir ein Tag des Unheils gewiß!" Aber zum Umkehren war es zu spät, wenn er den Hund nicht aus den Augen verlieren wollte.

Die witternden Nüstern dicht am Pflaster jagte Prank voran über den Synagogenplatz, dann rechts um die Ecke und hinein in eine der breiteren Hauptstraßen. Schon keuchte Mendez erschöpft, als er den vierbeinigen Wegweiser wartend kauern sah auf der Ladenschwelle eines Stickereigeschäfts in einem der sogenannten Durchhäuser.

Sonst jedes Aufsehen ängstlich vermeidend, trug er jetzt kein Bedenken, mit glühendem Gesicht, schweißtriefend und den kolossalen Hund an der Seite, einzutreten und sich bei den verwundert gaffenden Ladenmädchen athemschnappend zu erkundigen, ob seine Tochter hier gewesen. Seine Hoffnung wuchs, als er vernahm, sie habe vor gut anderthalb Stunden farbige Wolle gekauft, dann aber den Laden durch die Hinterthür verlassen, um durch das Wagenthor des Hofes in die enge Rosengasse und so auf dem nächsten Wege in den Bischofsgaden zu gelangen, wo sich die mit feinen Sticknadeln bestassortirte Handlung befinde, die man ihr empfohlen. Fast erlöst von seiner Angst, nahm er sich noch Zeit, eine starke Seidenschnur zu kaufen, die sich der verständige Prank willig in den Ring des Halsbandes knüpfen ließ. Fast noch mehr erstaunt als über sein verstörtes Aussehen war die Verkäuferin, als er die beträchtliche Herausgabe auf das hingeworfene Goldstück mit ablehnender Handbewegung zurückwies; denn eben so stadtbekannt als seine

Freigebigkeit im Wohlthun war die Genauigkeit, mit der er bei Einkäufen darauf hielt, um keinen Pfennig übertheuert zu werden.

Auch er verließ den Laden durch die Hinterthür, an der Schnur ungeduldig vorwärts gezogen von dem Leonberger Rüden, der gleich jenseits der Schwelle freudig anschlagend bezeugte, daß er wieder Witterung gewonnen von der Spur seiner Herrin.

Als Mendez im Bischofsgaden nach der Thür des Nadlerladens einbiegen wollte, knurrte Prank ingrimmig. Da er dennoch auf die kleine Steintreppe trat, riß er ihm die Schnur aus der Hand. Die Nase dicht am Boden, galoppirte er weiter. Erst im Mauerpförtchen zum Pfarrwinkel machte er wartend Halt und streckte, auf den Hinterbeinen sitzend, den Kopf rechts gewendet vor. „Komm'," schien er dem weit zurückgebliebenen Herrn sagen zu wollen, „komm' nur, du Zweibein ohne Nasenverstand, hier bin ich recht!"

Elftes Kapitel.

Der Blaps.

Aus unbedeutendem Gebrest
Erbrütet sich die Herzenspest,
Den Grimm verletzter Eitelkeit,
Den Haß, die Rachsucht und den Neid.
Wer nicht mit Gleichmuth und Geduld
Verstummen macht die bösen Zungen.
Zuletzt verfällt er, wuthbezwungen,
Dem Untergang durch schwere Schuld.

Im Pfarrhause an der Sebaldskirche liest man auf der Thür zur rechten Seite des Hausflurs die Aufschrift: „Kirchenbuchführung". Eingetreten befindet man sich in einem nicht viel über sieben Fuß hohen und etwa zehn Fuß breiten Gemach. Es ist eigentlich nur halbfensterig, da man die offenbar später eingeschaltete Wand, die es vom anstoßenden Zimmer scheidet, so gezogen hat, daß sie die steinerne Mittelrippe des gothischen Doppelfensters fortsetzt. Noch mehr verengt ist es durch Schränke, welche an der Scheidewand bis zur Decke hinaufreichen. Nur der schmalste derselben, ein die Zwischenthür um etliche Zoll überragender von Eisen, bestimmt für die ältesten, früher in einem Thurmgemach bewahrten Urkunden und für die Geheimakten, ist verschlossen, und nicht nur das innere Riegelwerk mit gesperrtem Schlüssel-

loch, sondern obendrein ein altmodisches, plumpes Vorhängeschloß macht ihn hoffnungslos unzugänglich für jeden Unbefugten. In den offenen Brettfächern der übrigen reihen sich Folianten in braunem Lederbande, die Register der Geburten, Todesfälle, Heirathen, Einsegnungen und Beichtgänge während mehr als viertehalb Jahrhunderten. Auf dem Rücken oben sind die älteren lateinisch, die jüngeren seit etwa fünfzig Jahren deutsch nach ihrem Inhalt, unten mit den Zahlen der enthaltenen Jahrgänge bezeichnet. Von den ältesten, kaum zwei Finger starken nehmen sie mit der Annäherung an die Gegenwart an Dicke stetig zu bis zum vorletzten Jahrzehnt, während die in ihnen beurkundeten Zeiträume immer kürzer werden. Seitdem haben dies Wachsthum und diese Verkürzung nur die Tauf- und besonders die Konfirmandenregister fortgesetzt. Die anderen sind sich theils gleich geblieben, theils schlanker und doch zugleich längere Epochen umfassend geworden, wie namentlich das Kommunionsbuch.

Unweit des Fensters steht ein Schreibpult mit einem Reitstuhl davor.

Das anstoßende, dreimal so breite und anderthalbfensterige Gemach, von dem man einen Theil durch die ausgehobene Thür überschaut, war ehedem ausreichend gewesen, die mäßige Zahl der alljährlich einzusegnenden Kinder während des Winters darin zu unterrichten. Davon hieß es noch immer die Konfirmandenstube. Seitdem man aber zu diesem Zweck einen geräumigen Saal in der Nachbarschaft gemiethet, hatte man die Bänke hinausgeschafft und es theils für die sonstige Kirchenregistratur, theils mit einem Sopha und etlichen Stühlen zum Wartezimmer eingerichtet.

Am Pult des vorderen Zimmers ist Herr Spitzer, der Küster, beschäftigt, anscheinend mit Auszügen aus einem noch ziemlich neu aussehenden Kirchenbuch, in Wahrheit mit Entzifferung und Abschreiben sehr fein und eng mit Bleistift bekritzelter Sedezblättchen. Immer nur eines derselben hat er liegen in dem aufgeschlagenen Folianten. Um es zu verbergen, braucht er nur eine Seite umzuwenden. Ebenso hält er die zu beschreibenden Quartblätter versteckbereit in dem liniirten, ungebundenen Folioheft, in dem er die Eintragungen des Kirchenbuchs zu kopiren vorgibt, ab und zu auch wirklich kopirt, um erforderlichen Falles doch einigen Fortschritt seiner Arbeit vorweisen zu können. Wann er mit einem Sedezblättchen Bleischrift fertig ist und jedesmal mehrere Quartblätter mit dem Inhalt gefüllt hat, thut er es fort in die rechte Brusttasche und zieht ein anderes aus der linken.

An der Wand über seinem Pult hängt ein altes, verblecktes Daguerreotyp. Die darauf eben noch erkennbare Andeutung eines Porträts genügt gerade, mit dem Schein, einer Erinnerung zu dienen, die eigentliche Bestimmung der spiegelnden Metallplatte zu maskiren. Sie erlaubt dem Küster, sich mit einem Aufblick vom Papier zu versichern, daß ihn aus der offenen Thür und dem durch sie übersehbaren Theil der Konfirmandenstube kein Späher von rückwärts her beobachte. Auch schreibt er keine zwei Zeilen, ohne diesen Aufblick zu wiederholen; denn so sehr er sich auch verlassen darf auf die erstaunliche Feinheit eines anderen Organs, seiner Ohren, denen sich der behutsamste Leisetreter, und wenn er auf Sammetsohlen schliche, unfehlbar schon auf zehn Schritte hinter ihm verrathen würde —: die Verstärkung ihrer Wache

durch die der Augen scheint ihm keine überflüssige Vorsicht. Seine Arbeit nimmt das Gedächtniß stark in Anspruch, noch mehr seine nur mäßige Uebung im deutschen Stil. Nicht ganz ungerechtfertigt ist also die Besorgniß, daß ihm bei dieser geistigen Anspannung ein Warnlaut doch entgehen könne.

Eben hat er eines der Sedezblättchen halb übersetzt, als er auf eine Schwierigkeit der Entzifferung stößt. Bei der schnellen Aufzeichnung sind da etliche Worte ausgelassen worden. Nachdem er sich eine Weile vergebens bemüht, das Fehlende aus der Erinnerung zu ergänzen, schiebt er, des weiteren Nachsinnens müde, die Bleischrift beiseite, schlägt ein Blatt des Registers um und schickt sich an, zur Abwechslung und Erholung die Kopie des Taufregisters fortzusetzen.

Doch schon beim ersten oberflächlichen Hinschauen auf die jetzt an die Reihe kommende Eintragung fällt ihm ein grober Widerspruch in die Augen. In der Kolumne für die Angabe des Geschlechts liest er „Tochter"; auch ist das Kind in der Zählspalte der weiblichen Geburten des Jahres numerirt. In der breitesten Rubrik dagegen, der für die Taufnamen, steht, von derselben Hand, wenn auch mit anderer Feder und, dem Taufdatum nach, über ein halbes Jahr später geschrieben, der Mannsname Lothar.

Ueber der Freude, eine unverzeihlich grobe Nachlässigkeit des ihm vorgezogenen Domsekretärs beweisen zu können, gönnt er sich keine Zeit, den sonstigen Inhalt dieser Eintragung zu beachten, geschweige denn die nächstfolgende zu lesen. Ja, in der Hast seines hämischen Vergnügens wird er es nicht einmal gewahr, daß ihm

das letzte Bleistiftblättchen aus dem Folianten heraus und in den schmalen Raum zwischen Pult und Fensterwand hinuntergeglitten ist. Eiligst verschließt er die fertigen Quartblätter und geht mit dem aufgeschlagenen Kirchenbuch schadenfroh triumphirend in die Konfirmandenstube.

Bevor wir ihn dahin begleiten, mögen einige Striche zur Zeichnung seiner Person und seines Charakters die kleine, aber nicht unwichtige Rolle dieses Mannes verständlich machen.

Wie dem Spechte der hammerstarke Bohrschnabel und die Kletterfüße sein Waldamt unausweichlich vorbestimmen; wie die Eigenart der meisten Thiere beruht auf der Bildung eines Gliedes oder Gliedtheiles, das auf Kosten der anderen bevorzugt ist mit Ueberwuchs: so hatte der Charakter Spitzer's die Ausprägung, sein Lebenslauf die unabwendliche Richtung empfangen von einem seiner Organe. Er trug sein führendes Schicksal am Kopf in seinen übermäßig großen und wunderlich gebildeten Ohren. Weit eigentlicher als andere verdienten sie die Benennung Muscheln. Das Läppchen fehlte ganz, beinahe ganz, wenigstens oben der umgefalzte Saumwulst. Scharfkantig auslaufend wie Messerschneiden, vom Gehörgang bis zum Rande flach gewölbt, fast ohne Andeutung der Spiralfurchen, sahen sie in der That zwei länglichen Flußmuschelhälften sehr ähnlich. Noch vollständiger machte die Vergleichbarkeit ein fettiges Blinken der straffgespannten röthlichen Innenhaut, indem es an Perlmutterglanz wenigstens erinnerte. Henkelartig abstehend, gaben sie seinem Kopf mit dem breiten Gesicht etwas widerwärtig Thierisches.

Für die erstmalige Wahrnehmung geradezu schreckhaft, dann aber lächerlich verstärkt wurde dieser Eindruck durch ihre Beweglichkeit. Denn erheblichen Spieles fähig geblieben waren unter der Kopfhaut Spitzer's jene Muskeln, welche zwar noch jetzt jeder Mensch von seinen Vorfahren ererbt, aber meistens nur als nutzlose Rudimente, weil ihr Gebrauch verlernt ward und zuletzt verloren ging, seit im Kulturstaat Nachtwächter, Gensdarm und Schutzmann den Sicherheitsdienst übernommen, den weiland in der Wildniß zur Erhaltung des Daseins durch Warnung vor Gefahr die eigenen Sinne des Einzelnen besorgen mußten. Er vermochte die Ohrmuscheln sowohl anziehend etwas flacher zu stellen, als tiefer gewölbt vorzubiegen. Dann hörten sie, dem Eigner ohnehin ihre Häßlichkeit mit bewundernswürdig feiner Lauschkraft vergütend, noch etwas schärfer. Leider aber war es ihm auch so gut wie unmöglich, das zu unterlassen, sobald irgend etwas ihn erregte, Erwartung, Neugier oder ein überraschender Sinneseindruck, auch wenn derselbe mit dem Gehör gar nichts zu schaffen hatte. Davon hatte sich einst in Gegenwart des Pastor Sebald dessen Arzt, Doktor Mannheimer, experimentirend überzeugt, indem er ihm unvermuthet den scharfen Duft seines Riechfläschchens in die Nase strömen ließ, worauf sofort ein kräftiges Zucken der Lauscher eingetreten war.

Seit seiner Kindheit hatte ihm deren instinktive Selbständigkeit häufigen Aerger bereitet und so sehr wesentlich beigetragen, ihn zum boshaften Heimtücker auszubilden. Mehr und mehr hatte er sich zurückgezogen in ein mürrisches Einsiedlerleben, weil schon seine Schulkameraden und später seine Bierhausgenossen sich oft den

verabredeten Spaß gemacht, ihn unversehens zu erzürnen oder zu erschrecken, um dann in ein wieherndes Gelächter auszubrechen über sein unfehlbares „Löffelspiel“. Witze darüber machten ihn wüthend, bis er allmälig seinen Ingrimm verbeißen lernte, um sich bei geduldig abgewarteter und ausgespürter Gelegenheit desto empfindlicher zu rächen durch eine hinterlistige Schädigung des Beleidigers.

Selbst den Schiffbruch, den er auf seiner Lebensfahrt erlitten und aus dem er sich mühsam gerettet auf das wenig ehrenvolle und beim Gedanken an die weiland gehoffte Herrenstellung täglich verwünschte Küsteramt, verschuldete der auf ihm ruhende Schicksalsfluch dieser unfreiwilligen Ohrenkomik.

Er war ein verunglückter Theolog. Sein Vater und Vorgänger im Küsteramt hatte ihn das Gymnasium besuchen lassen. Schon wegen seines Vornamens Nepomuk, dessen Wahl er seinen Eltern nie verzeihen gekonnt, ward er da das Stichblatt seiner Mitschüler. Erst beim zweiten Versuch gelang es ihm, das Abiturientenexamen nothdürftig zu bestehen. Sowohl den ersten Durchfall als die endlich erlangte geringe Censur „ziemlich genügend“ schrieb der überaus fleißige, aber sehr mittelmäßig begabte junge Mann der feindlichen Gesinnung der Lehrer zu, dies Mißwollen aber wieder seinen Ohren, womit er nicht ganz Unrecht hatte. Denn wie seinen Mitschülern war er auch den Lehrern als eine heimtückische Natur verhaßt geworden, und einen wesentlichen Antheil wenigstens an der Entwicklung seiner Tücke hatten unfraglich seine allverhöhnten Kopfhenkel.

Er bezog nicht die Odenburger, sondern eine der

kleinsten Universitäten in beträchtlicher Entfernung von der Vaterstadt, weil er da wohlfeiler zu studiren, vor Allem aber keinen seiner Schulkameraden zu treffen und so vor der Fortsetzung ihres Spottes gesichert zu sein hoffte. Aber auch dort ward er bald die Zielscheibe desselben erbosenden Gehänsels. Schon im zweiten Semester ereilte ihn sein Verhängniß.

Auf einem Kommers erlaubte sich ein stark angeheiterter Studiengenosse einen schnöden Scherz zur Erklärung der beweglichen und riesigen Ohren des Kommilitonen Nepomuk Spitzer: aus einer Meßmenagerie sei eine Hyäne ausgebrochen, und an der habe seine Mutter sich versehen. Kreidebleich vor Wuth griff Spitzer schon nach seinem Taschenmesser. Doch seine Feigheit hielt seinem Ingrimm die Wage und rieth ihm, lieber auf eine Gelegenheit zu gründlichster Rache zu lauern. Eine Stunde später sah er, vermuthlich selbst nicht mehr völlig nüchtern, den Beleidiger in einem Nebenzimmer, der sogenannten Todtenkammer, bewußtlos trunken mit herunterhängendem Kopf auf einer Bank liegen. Flugs nahm er die Kerze vom Tisch und sengte dem Schnarchenden beinahe den ganzen Kopf kahl von den lang niederwallenden Haaren, bis der an mehreren Stellen der Schädelhaut gefährlich Verbrannte aufwachte und auf sein Schmerzgebrüll andere Studenten hereinstürmten. Von diesen auf der That ertappt, ward Spitzer so lahm geprügelt hinausgeworfen, daß er Noth hatte, sich nach Hause zu schleppen. Sein geschändetes Opfer schwebte wochenlang in Lebensgefahr durch eine Hirnentzündung. Ihn aber traf dreimonatliche verschärfte Carcerstrafe und infamirende Relegation unter Mittheilung des Urtheils

und seiner Gründe an sämmtliche deutsche Universitäten, womit ihm die Wiedererlangung des akademischen Bürgerrechtes überall und für immer abgeschnitten war.

Er mußte zurückkehren in's Elternhaus. Als Abschreiber und später, nachdem er stenographiren gelernt, als Lokalreporter der Zeitungen über Gerichtsverhandlungen und öffentliche Versammlungen erwarb er einigen Zuschuß zu den Kosten des Haushalts, half auch Sonntags die Bälge treten und, als nach einer Reihe von Jahren sein Vater fußschwach geworden war, mit dem Klingsäckel die Gottespfennige einsammeln. Durch Fleiß und vorwurfsfreie Aufführung, namentlich durch die musterhafte Nüchternheit, die seit dem verhängnißvollen Kommers sein unverbrüchliches Gesetz geworden, war es ihm allmälig gelungen, jene Schandthat so ziemlich in Vergessenheit zu bringen. Dennoch hatten ihm nur die unermüdlichen Bittgänge seiner Mutter, und nicht ohne Schwierigkeit, die Nachfolge im Küsteramt auszuwirken vermocht, als sein Vater gestorben war.

Schon gegen Ulrich's Vater, in dessen letzten Amtsjahren er seinen Dienst angetreten, hatte ihn die wiederholte, aber vergebliche Ermahnung, sich das lächerliche, in der Kirche störende Ohrenzucken abzugewöhnen, tief erbittert. Vollends verhaßt war ihm der Sohn, der ihm den Spitznamen „Klingbeutelhase" angehängt, weil er beim Einsammeln der Gottespfennige aus dem Fallton Metall und Größe der Münze zu erhorchen trachtete und dabei mit aller Willenskraft nicht im Stande war, seine Ohren still zu halten. Solche Anspielungen hatte Ulrich wiederholt auch seit er seines Vaters Nachfolger geworden, und sie erst vermieden, seit ihn der Küster mit wildem

Wuthausbruch und nicht ganz ohne Grund beschuldigt, das schon erwähnte und bei seinem Gelingen mit empörendem Lachduett begrüßte Experiment des Arztes veranlaßt zu haben. Er that, als ob er die Gehörtriller gar nicht mehr bemerke, aber nur um sie desto schärfer zu beobachten als untrügliches Zeichen der Stimmung des verschmitzten Spürers, dessen feindliche Gesinnung ihm längst unzweifelhaft geworden war.

Vollends unbezähmbar wurde des Küsters Erbitterung, als der vorige Domsekretarius und Kirchenkassenrendant einen Posten im Standesamt annahm und Spitzer sich um die erledigte Stelle bewarb, die zwar etwas weniger eintrug als jetzt die Küsterei, ihm aber ehrenvoller dünkte. Doch Ulrich weigerte sich, seine Bewerbung zu befürworten. Er solle bleiben was er sei, aber eigentlich nicht hätte werden dürfen. Mit einem Beförderungsgesuch würde sich der Küster nur einen Bescheid für den einst relegirten Studenten erzwingen. So war denn das bequemere und ansehnlichere Amt dem bisherigen Konservator und Kassirer des naturhistorischen Museums, Herrn Mottwitz, zugefallen, und nach Spitzer's Ueberzeugung lediglich zum Lohne dafür, daß dieser namhafte Entomolog den gegenwärtigen Pfarrer und seinen Bruder Arnulf während ihrer Schulzeit in der Naturgeschichte unterrichtet und oft auf seine Sammelexkursionen mitgenommen hatte.

Seitdem hatte sich Spitzer's Groll und Neid auf den weit jüngeren Hauptpastor, statt dessen, ohne die Tücke des ihn verfolgenden Schicksals, vielleicht er selbst auf der Kanzel stehen könnte, zu schadenbrütendem und bis zur Selbstvergessenheit leidenschaftlichem Haß gesteigert. Mehr

als die Hälfte seiner Einnahmen verdankte er der durch Ulrich's Beliebtheit gegen früher mehr als verdoppelten Zahl der Taufen, Trauungen und Konfirmationen, zumal der allsonntäglichen Ueberfüllung der Sebaldskirche, welche ihm für reservirte Sitze ansehnliche Geschenke abwarf. Aber ob ihn nun seine Rachsucht oder ein vorgespiegelter Ersatz blind machte — er sann längst auf Mittel, den Pastor womöglich um sein Amt zu bringen. Ein solches hatte er frühzeitig gewittert und vorbereitet, aber erst jüngst, aus der Ermuthigung seitens eines Andern, einige Zuversicht geschöpft, daß und wie es sich werde in Anwendung bringen lassen, nachdem all' sein Lauern auf irgend eine arge Standeswidrigkeit im Leben seines Vorgesetzten bisher fruchtlos geblieben war.

In der Nebenstube, in der Nähe des Fensters an großem eichenem Schreibtisch, fand er auch Herrn Mottwitz beschäftigt mit einer seinem Amt völlig fremden Arbeit, ihn aber ohne Hehl und Erheuchelung einer wenigstens daneben betriebenen Berufsthätigkeit.

Aus einem weithalsigen Fläschchen mit Spiritus hob er, bald mit feiner Pinzette, bald mit einem Pinsel, Käfer behutsam heraus, meistens recht winzige. Auf einem Blatt weißen Fließpapieres ließ er sie trocken dunsten und legte sie dann in dem aufgeschlagenen Käferbuch dicht neben die farbigen Porträts ihrer vermuthlichen Speziesgenossen, um sie mit denselben durch eine Lupe sorgfältig zu vergleichen. Wann er der Bestimmung sicher war, schrieb er mit karmoisinrother Tinte aus einer fein wie ein Wespenstachel zugespitzten Rabenfeder ihren lateinischen Namen auf ein Spänchen Papier, einen Centimeter lang und drei Millimeter breit, spießte,

mit der Geschicklichkeit eines Juweliers beim Fassen sandkorngroßer Diamantsplitter, erst das Insekt, dann sein Etikettchen auf eine haardünne Nadel und steckte es fest im Korkparquet des „Wartezimmers". So nannte er den Kasten mit gläsernem Schiebdeckel, in dem er die Beute seiner Jagden vorläufig unterbrachte, bis er Muße fand, jedem Käfer in seiner großen Sammlung den Platz zwischen den zweien ihm nächstähnlichen anzuweisen. Denn er strebte nach einer Aufstellung der gesammten Käferschaft, welche die weitest verschiedenen Gestalten durch eine lange Reihe von Zwischenformen von möglichst allmäliger Abstufung zu einem in sich zurückkehrenden Kreise verbände.

Mit seinen wenig umfangreichen Amtsgeschäften pflegte der schnell arbeitende Domsekretär bald fertig zu sein. So war es dem Küster nichts Neues, ihn die üblichen Dienststunden mit Lesen und Ausziehen mitgebrachter Bücher und andern „Allotrien" ausfüllen zu sehen. Auch war es ihm nicht unbekannt geblieben, daß Mottwitz seine freie Zeit zumeist der Insektenjagd widmete. Doch heute zum ersten Mal sah er ihn hier am dienstlichen Schreibtisch so ungescheut hantiren mit dem Spiritusfläschchen voll Ungeziefer, der winzigen Scheere zum Zurechtschnitzeln der Papierspänchen, mit der Rabenfeder, mit einem ganzen Besteck von Zängelchen, Pinseln und Lupen, mit einer vielfächerigen Schachtel endlich voll Stecknadeln vom stärksten bis zum allerschwächsten Kaliber. So vergaß er für einen Augenblick, in welcher Absicht er eingetreten, legte den Folianten offen auf den Tisch vor dem Sopha und schaute neu-

gierig, aber nicht ohne ein geringschätziges Lächeln zu, wie der Sammler den schon dicht vollgespießten, starken Kampfergeruch verbreitenden Vorsaalkasten mit neuen Ankömmlingen immer noch gedrängter bepflanzte.

Mottwitz ließ sich nicht stören und schien von seiner Gegenwart kaum Notiz zu nehmen. Erst als er fertig war mit der subtilen Spießung eines Käferchens, das selbst kaum die Größe eines Stecknadelkopfes erreichte, und es etikettirt in den Korkboden gesteckt hatte, blickte er auf.

„Was wollen Sie, Spitzer?" frug er verdrießlich, setzte aber, als er den spöttischen Ausdruck im Gesichte des Küsters bemerkte, sogleich hinzu: „Meine Arbeit dünkt Ihnen wohl Kinderspiel? Oder gar ein Sakrilegium in der sogenanten Konfirmandenstube auf dem Amtstisch des Kirchenrendanten? Sie pinseln sechs Zeilen in der Stunde am Duplikat der Geburts-, Sterbe- und Kopulationsregister. Das ist, beiläufig bemerkt, reine Papierverschwendung, seit durch die Standesbuchführung sogar die Register selbst so gut wie überflüssig geworden sind und die Regierung die Kopieen nicht mehr verlangt. Aber es wird, auch zwecklos, so fortgeschleudriant, weil es früher Sinn hatte und Ihnen dafür hundertundfünfzig Mark Zuschuß ausgesetzt sind. Ich verstehe die Kunst nicht, mein bischen Arbeit so auszurecken. Brauche kaum eine halbe Stunde täglich, um die paar Anweisungen oder Einträge in's Kassenbuch zu beschicken, oder die wenigen Atteste zur Unterschrift für den Hauptpastor fertig zu stellen, die noch aus den Zeiten vor Einrichtung des Standesamts, und mit jedem Jahre seltener, von uns verlangt werden. Soll ich die langen Dienststunden

müßig absitzen? Der Zweibeine geringer Attestbedarf erlaubt mir's, diesen Sechsbeinen Taufscheinchen auszustellen. Uebrigens, Herr Nepomuk Spitzer, sind aus der Käferei bedeutsame Lehren zu gewinnen, sogar für uns Beide."

„Für uns? Von den Käfern?" frug der Küster, der seine Neugier nicht unterdrücken konnte, obwohl ihn die Anrede mit seinem unliebsamen Vornamen schon etwas kopfscheu machte und irgend eine boshafte Anspielung wittern ließ.

„Freilich! Sehen Sie, da hab' ich einen erst heute und sogar hier unter meinem Schreibtisch gefangenen. Nicht für meine Sammlung, nur um die ekelhafte Kreatur schnell abzuthun, warf ich ihn in den Spiritus. Denn es ist ein gemeines Vieh, von dem ich schon bessere Exemplare eingereiht habe. Der ist vielleicht sogar Ihnen schon bekannt?"

„Ja, ebensolche hab' ich zuweilen in meiner Wohnung zertreten. Meine selige Mutter hatte abergläubische Furcht vor ihnen und nannte sie Todtenkäfer."

„Ganz recht, blaps mortisaga. Stinkt abscheulich und schleicht auf unsicher wackeligen Beinen in stockigen Häusern und Kellern lichtscheu umher wie ein schwarzes Gespenst. Beachten Sie jetzt seine merkwürdigste, nutzanwendliche Eigenschaft. Da, nehmen Sie diese Lupe. Seine hinten in einen Stachel auslaufenden Flügeldecken sind in der Naht zusammengewachsen. Er kann sie nicht aufklappen. Sehen Sie, selbst nachdem ich sie behutsam abgelöst habe, bleiben sie zu kleiner Mulde verkittet. Was hat er gleichwohl darunter? Zwei Flügel gleich andern Käfern. Auseinander gefaltet wären sie noch

lang und breit genug, den Wicht durch die Lüfte zu tragen. Aber in ewige Finsterniß regungslos eingesperrt, sind sie verkümmert zu halbdurchsichtigen, schleimig weichen Lappen mit kaum noch wahrnehmbaren, etwas dunkleren Strichen anstatt der vormaligen Spreizgräten. Sie haben ihre Spannkraft völlig eingebüßt. Auch von den Muskeln, sie in schwirrende Bewegung zu setzen, sind noch die Stümpfchen vorhanden, aber nur als schlagflüssig lahme Gallertquästchen. Kann Ihnen seine Stammvettern zeigen, prachtvoll gefärbte, metallglänzende Laufkäfer, die noch sehr gut fliegen, obwohl auch sie schon anfangen es sich abzugewöhnen und lieber zu Fuß als flinke Räuber ihrer Beute nachjagen. Sehen Sie, da steckt einer, mit goldig grünen gerieften Flügeldecken, dunkel bronzenem Brustschild und purpurglänzender Bauchseite, Goldhenne genannt, carabus auratus. Von ebenso begabten und schmucken Vorfahren stammt dieser verkommene und häßliche Blaps. Seine Ahnen lernten, vielleicht in Zeiten unergiebiger Jagd, ihren Hunger mit Moderstoff und faulem Abfall stillen, fanden die ekle Kost schmackhaft, suchten und erlangten sie reichlich in Erdlöchern und finsteren Ritzen, wurden bequem, träge, lichtscheu; verloren, da die Sonne sie nie mehr beschien, Glanz und Farbe, endlich auch die Brauchbarkeit der nie gebrauchten Flügel, bis ihnen zuletzt die Natur zur Strafe dafür deren nie geöffnetes Futteral über dem Leibe zusammenschmolz. Ist die Entartungsgeschichte dieses erbärmlichen Finsterlings und Schleichers nicht wundersam lehrreich? Hat nicht über der Gewohnheit, sein Futter und seinen Vortheil nur im gemeinen Schmutz und auf dunkeln Schleichwegen zu suchen, auch mancher Mensch

die Fähigkeit zum Aufschwung in eine höhere und reinere Region, in der sich mit redlichem Fleiß bessere Befriedigung erarbeiten ließe, so völlig eingebüßt, als wäre seine unsterbliche Seele und ihr Gewissen gerade so regungslos verkümmert, wie die Flügel des Blaps unter dem wasserdichten, glanzlos rußschwarzen Hornpanzer zum Schutz gegen sein Lebenselement, den Moderkoth? Um aber auf uns zu kommen: was sind diese Flügel? Unbrauchbare, überflüssige Erbstücke. Und was werden wir, ich, der Domsekretarius und Kirchenrendant, und Sie, der Küster, Balgentreter und Registerkopist der Sebalduskirche, mit jedem Tage mehr? Ueberflüssige Erbstücke. Ja, die Sebalduskirche selbst, so gedrängt voll die noch allsonntäglich ist, wann unser Herr Hauptpastor predigt, hat mir, seit ihn das Fieber von der Kanzel fern hält, mit der trostlosen Leere ihrer Bänke die Ahnung geweckt, daß sie nächstens auch zu den überflüssigen Erbstücken zählen dürfte. Sie schütteln den Kopf. Mit Ihrer Ueberfrömmigkeit finden Sie das beinahe lästerlich. Aber hat Sie nicht, vermittelt durch Ihren Beutel, schon ein ähnliches Bangen beschlichen, seit Herr Pastor Schlaube und die Kandidaten seines Schlages stellvertretend predigen? Sonst muß Ihnen jeder Sonntag mindestens zwanzig Mark eingebracht haben für die reservirten Sitze — die letzten vier schwerlich auch nur einen Nickel. Lassen Sie Herrn Sebald abgehen oder gar abgegangen werden, — und etwas der Art fang' ich an vorzuwittern — dann werde ich statt der achtzig Trauungen und dreihundert Konfirmationen jährlich noch nicht ein Zehntel so viel einzutragen haben, gerade wie jetzt schon der Kirchenschreiber der Andreaskirche. Wie viel weniger an

Silberlingen Sie dann fischen werden aus der Taufschüssel, welchen Ausfall an Bräutigamsgaben für den Trauteppich erster, zweiter und dritter Klasse und an Einsegnungsgeschenken Sie dann erleiden dürften, das werden Sie selbst leicht ausrechnen."

Erbleichend hatte Spitzer die an den Blaps geknüpfte moralische Nutzanwendung vernommen und über verständnißvollen, tiefgefühlten Empfang des ihm versetzten Stichs bündige Quittung ausgestellt mit dem Gezittet seiner Ohren. Jetzt zuckten diese noch stärker. Ein Schreck war ihm in die Glieder gefahren. Was er bisher kaum überlegt: daß er mit Sebald's Vertreibung seine Jahreseinnahme auf ein Drittel der gegenwärtigen verkürzen könne, das war ihm plötzlich einleuchtend geworden durch die Erinnerung an den wirklich in den letzten Wochen schon erlittenen Ausfall. Er stand einen Augenblick wahlschwankend zwischen den Eingebungen seiner Rachsucht und dem Rath zur Umkehr, den die Gewinnsucht ihm zuflüsterte. Aber nur einen Augenblick. Im Nu war er hinaus über allen Zweifel mit dem Entschluß, den vorbereiteten Schlag erst dann zu führen, wann er von seinen Anspornern einen genügenden Zuschuß zu seinem Erbtheil und seinen eigenen, schon beträchtlichen Ersparnissen in Händen habe, um auch ohne die Erfüllung ihrer Verheißungen unabhängig leben zu können.

Mit dieser Zukunftsrechnung fertig, gehörte er wieder ganz der Gegenwart. Zunächst galt es, den von Mottwitz angedeuteten Verdacht abzulenken, als ob er, der Küster, Sebald's Entfernung wünsche oder gar betreibe. Dann konnte er sich der Schadenfreude widmen, zu deren Befriedigung er mit dem Taufregister eingetreten, und

dabei Vergeltung üben für die boshafte Allegorie mit dem Todtenkäfer.

„Seine Hochwohlehrwürden sind ja fast wiederhergestellt!“ sagte er mit dem demüthigsten und theilnehmendsten Ton, den er seiner Kehle abzugewinnen wußte, und im Weitersprechen immer desto süßer, je mehr Gift für den Domsekretär einzuträufeln er bemüht war. „Bei so robuster Leibesverfassung und für einen Hauptpastor sonst unerhörter Jugend, sichert seine Beliebtheit mir meine kleinen Nebenverdienste wohl bis an mein Ende, und Ihnen bis an's Ihrige Eintragungen genug, um täglich ein Viertelstündchen des Zeitvertreibs mit dem lehrreichen Ungeziefer entbehren zu können. Aber dies Viertelstündchen, Herr Domsekretarius und Kirchenkassenrendant, scheint doch nicht ganz ausreichend. Es ist wahr, ich pinsele mitunter fast eine Stunde an sechs Zeilen und bin, wenigstens mit der Kopie des Taufregisters, um drei Jahrgänge im Rückstand. Sie schreiben viel geschwinder, aber aus ungeduldiger Sehnsucht nach dem Käferpinsel auch etwas überhastig. Diese Tochter, Nummer 127 der weiblichen Geburten des Jahres, hat den Taufnamen Lothar bekommen.“

Ein Blick auf die Stelle des Registers, die Spitzer's Finger bezeichnete, genügte Herrn Mottwitz, sich in's Gedächtniß zurückzurufen, was diese unrichtige Eintragung verschuldet hatte. Mit der Spitze des Federmessers, mit dem er vorhin die Flügeldecken des Blaps abgelöst, wies er auf die nächstfolgende Buchung und sagte gelassen:

„Sechs Zeilen weiter lesend hätten Sie die Erklärung gefunden. Hier sehen Sie, von derselben Geburtshelferin der in unserem Sprengel gelegenen Frauenklinik

unter demselben Datum gemeldet, ein uneheliches Kind als männlichen Geschlechtes eingetragen, das später in der Taufe den Namen Friederike erhalten hat. Die Hebamme ist eben zerstreut, oder, wie das der Frau Hunike nicht selten begegnet, etwas beschnapst gewesen und hat die Tochter einer Dienstmagd als Knaben angezeigt, wie bei demselben Besuch unmittelbar zuvor als Mädchen den Sohn der Kunstreiterin Arabella."

Der Küster sah sich plötzlich auf der Spur zu erwünschten Entdeckungen. Trotz aller Uebung beherrschte er sich nicht genug, um einen Ausruf des Staunens zu unterdrücken, dem etwas von freudiger Erwartung anzuhören war.

„Kunstreiterin?" frug er. „Wohl gar dieselbe ..." Er besann sich und verschluckte die Fortsetzung.

Nach einem forschenden Blick in's Gesicht und auf das Ohrenspiel des Küsters versetzte Mottwitz gelassen lächelnd:

„Im vergnügten Eifer, mir einen Schnitzer unter die Nase zu reiben, scheinen Sie weiter nichts beachtet zu haben als den Widerspruch zwischen Geschlechtsangabe und Taufnamen. Da steht es ja deutlich zu lesen: Mutter, Arabella, unverehelicht, Mitglied der Gesellschaft Zalesky. Der nächstfolgende Eintrag mit demselben, nur umgekehrten Fehler, hätte Ihnen den Irrthum erklärt und die Verschulderin verrathen. Auch sollten Sie wissen, daß Korrekturen und Rasuren in den Kirchenbüchern streng verboten sind und die Berichtigung einer falschen Aufnahme nur erfolgen darf in besonderer Erklärung, die der Hauptpastor eigenhändig zu schreiben, zu unterzeichnen und mit dem Kirchensiegel zu stempeln hat. Hier, zwei Blatt weiter, steht eine solche."

Spitzer las aufmerksam die von Ulrich Sebald selbst in großen Buchstaben querweg über alle Kolumnen eingetragene und zwei Drittel der sonst leer gelassenen Folioseite einnehmende Erklärung des doppelten Irrthums. Ein später datirter Nachtrag lautete:

„In Bezug auf Lothar, Sohn der weiland mit der Gesellschaft Zalesky unter dem Namen Miß Arabella reisenden Kunstreiterin, beurkunde ich hiemit für den Fall meines Todes oder meiner Versetzung zur eventuellen Kenntnißnahme meines Amtsnachfolgers, daß mir durch letztwillige Verfügung seiner in ihrem Berufe verunglückten Mutter Dokumente über seine Herkunft unter dem Siegel des Beichtgeheimnisses anvertraut worden sind. Nebst einer beglaubigten Abschrift des Testaments, das ihre Geheimhaltung bis zu anderweiter Verfügung des Vormunds anordnet, ferner einem am Sterbebett der Mutter aufgenommenen Protokoll und einer Kopie der Vollmacht für mich, den unterzeichneten Vormund, befinden sich dieselben im eisernen Spinde der Kirchenregistratur, Fach 3, Fascikel 2, etikettirt: Lothar—Arabella.

Ulrich Sebald, Hauptpastor"

„Der Pfarrer selbst also," dachte Spitzer, „bekennt sich als Vormund dieses Bankerts einer Kunstreiterin! Was kann ihn bewogen haben, sich dazu herzugeben?" Seinem stets das Schlimmste zu glauben geneigten Argwohn flüsterten die Wünsche seiner Rachsucht zu: „Er selbst ist der Vater des unehelichen Sprößlings." Leicht verwand er jetzt den Aerger, dem Domsekretär keine Nachlässigkeit im Amt vorwerfen zu dürfen. Daß er zu diesem Zweck eingetreten, vergaß er ganz über der brennenden Begier, seinen Verdacht bestätigt zu sehen. Er

warf einen hoffnungslos verdrossenen Blick auf den eisernen Geheimschrank, nahm sich aber vor, die in ihm verborgene Lösung des Räthsels auf anderem Wege dennoch auszuspüren und eine schon früher einmal verfolgte, aber voreilig, wie er jetzt meinte, verlassene Fährte wieder aufzunehmen.

„Eine merkwürdige Geschichte!“ sagte er möglichst gleichgültig. „Was meinen Sie, Herr Domsekretarius, hab' ich in dem Duplikat des Taufregisters auch diese Berichtigung und den Nachtrag zu kopiren?“

„Die Berichtigung unfraglich,“ versetzte Mottwitz, der sich eben wieder anschickte, Käfer aus dem Spiritus zu fischen. „Was den Nachtrag betrifft, fragen Sie lieber den Herrn Hauptpastor selbst.“

Spitzer war eifrig bereit, diesen Rath sogleich zu befolgen. Er hoffte dabei vielleicht den Mienen Sebald's etwas abzulauern, was seine Vermuthungen unterstütze. So klappte er schon den Folianten zu, nahm ihn unter den Arm und wandte sich zum Abgang. Doch Mottwitz, der eben die Luftscheibe des Fensters geöffnet und hinausgeschaut hatte, hielt ihn zurück:

„Warten Sie noch. Vor dem Pförtchen hält der Einspänner des Doktor Mannheimer. Erst lassen Sie den seinen für diesmal hoffentlich letzten Krankenbesuch abstatten. Aber öffnen Sie ihm die Hausthür, wenn er klopft. Die Haushälterin hört' ich ausgehen.“

„Ich will in der Küche nachsehen,“ versetzte Spitzer verdrießlich, „und wenn sie wirklich fort ist, von dort aus mit dem Drahtzug öffnen. Sie wissen's ja, ich mag dem Doktor nicht begegnen.“

Er legte den Folianten auf den Schreibtisch und

ging. Dem Domsekretär war das große Buch bei seiner Käferei im Wege. So trug er es in das vordere Zimmer zurück und legte es auf den Schreibeplatz des Küsters. Dabei bemerkte er das zwischen dem Pult und der Fensterwand am Boden liegende Blättchen und hob es auf.

„Dacht' ich's doch!" sagt' er, das für ihn unentzifferbare Hakengewirr der Schnellschrift beschauend, und schob es in seine Tasche.

Zwölftes Kapitel.

Alter Epheu.

Enges Haus der frommen Ahnen,
Unerlöster Unterthanen
Der verschleierten Natur,
Kann in dir die neuen Pflichten
Treu der Enkelsohn verrichten,
Der sein Königsrecht erfuhr?

Der Insasse des Einspänners vor dem Pförtchen strich die Asche von einer halb geranchten Cigarre, blies ihren Rauch zum Brandende hinaus und steckte sie in das kurze, leuchterartige Blechrohr über dem Streichbrett des Feuerzeugs zwischen den Vorderfenstern seines Wagens. Noch jugendlich rasch und behend stieg er aus, setzte sich den Cylinderhut, den das niedrige Verdeck aufzubehalten nicht erlaubte, draußen erst auf die kleine, von lang herabfallenden schneeweißen Haaren umrahmte Glatze und rief zum Bock hinauf: „Nachher Dohlengasse."

Auf diese Weisung, welche der nächsten Fahrt die entgegengesetzte Richtung vorschrieb, fuhr der alte, auch schon siebenzigjährige Kutscher sogleich weiter, weil das Umkehren im schmalen Bischofsgaden unmöglich war.

Der Arzt, ein hageres, kaum mittelgroßes Männchen in spitz- und langschößigem schwarzem Frack, eilte durch die Pforte. Von dieser bis zur obersten Stufe der Pfarrhaustreppe hatte er zu schreiten über eine zwei Planken breite, auf Schwimmbalken befestigte Pritsche. Einer der höchsten Wasserstände hatte die Legung derselben vor etwa sechs Wochen erfordert. Da nach den Berichten aus dem Oberlande noch ein zweites Hochwasser bevorstehen konnte, hatte man sie liegen gelassen, obgleich der Strom längst in seine Ufer zurückgetreten und der Pfarrwinkel wieder trocken war.

An der Hausthür angelangt, hob er schon den schweren delphingestaltigen Klopfer, legte ihn aber geräuschlos wieder an, indem er sich seitwärts bückte und mit der starken gebogenen Nase die Luft witternd einsog. Sein berühmt feines Geruchsorgan, mit dessen Hülfe er schon oft räthselhafte Krankheiten richtig erkannt hatte, spürte etwas der Aufmerksamkeit Werthes. Es kam aus dem ihm nächsten der beiden Kellerfenster, deren wasserdichte äußere Verschlußklappen von starkem Eisenblech jetzt geöffnet niederhingen. Einen Moment nur roch er da hinein, kehrte dann, das widerliche Gedüft heftig ausfauchend und mit gewohnter Vorsicht aus einem Fläschchen, das er stets in der Westentasche bei sich führte, den Dunst der scharfen Essenz durch die Nase einathmend, bis er kräftig niesen mußte, auf die Treppe zurück und begehrte mit zwei kurzen Klopferschlägen Einlaß.

Die Hausthür öffnete sich ohne sichtbaren Pförtner durch einen Mechanismus. Rasch durchmaß der Arzt den fliesenbelegten Flur, trippelte flink die Treppe hinauf und trat in das Arbeitszimmer des Pastors.

Ulrich saß in einem altmodischen Lehnstuhl, dessen ursprünglich schwarzer Lederbezug fast überall zur Naturfarbe abgerieben erschien. Vor ihm lag auf dem etwas schäbigen Teppich ein langes Couvert, dessen Postmarke des Doktors scharfes Auge, geübt an einer eifrig geförderten Markensammlung seines ältesten Enkels, als eine hochwerthige, in Europa seltene, nur für Briefe von mehr als doppeltem Gewicht bestimmte nordamerikanische erkannte.

Sebald legte den eben gelesenen vierten oder fünften Bogen des Briefes beiseite und erhob sich zu herzlicher Begrüßung. Aber der Arzt schob ihn zurück in den Sessel, indem er sich einen Stuhl heranzog.

„Sitzen bleiben!“ rief er. „Bin immer bange, daß Sie die Decke Ihrer Eremitenbaracke einstoßen, wenn Sie aufstehen, wie das ein Spottvers von Ihrem Urgroßvater berichtet.“

Der junge Geistliche maß in der That seine sechs Fuß von der Sohle zum Scheitel, und zwischen diesem und der Decke des Zimmers blieben kaum zwei Spannen Spielraum, wann er sich aufrichtete.

„Nachricht vom Bruder aus Amerika?“ frug der Arzt, indem er das Couvert aufhob, die Ecke mit der Marke abriß und in die Westentasche steckte.

„Ja,“ erwiederte Sebald; „Arnulf hofft im August oder September heimzukehren. Er hat viel, sehr viel Geld erworben. Den ersten großen Schlag bekennt er, Ihnen zu verdanken.“

„Mir? Wie hängt das zusammen?“

„Entsinnen Sie sich noch Ihres Schützlings Graumann?“

„Den ich, als er zu nichts Anderem tauglich schien, das Seilerhandwerk erlernen ließ?“

„Desselben. Sie schickten ihn mit einem kollektirten Sümmchen nach Amerika und gaben ihm ein Empfehlungsschreiben an Arnulf mit. In der jüngst erst gegründeten Stadt O.... kaufte mein Bruder zu billiger Vermiethung an ihn um vierhundert Dollar eine Seilerbahn, zwei Klafter breit, aber hundertundzwanzig lang. Zwei Jahre später hatte sich die Einwohnerschaft O....s verzwanzigfacht. Die innere Baufront einer neu projektirten Hauptstraße fiel fast genau mit der äußeren Grenzlinie der Bahn ihrer ganzen Länge nach zusammen. Deren Verkauf hat für jedes angelegte Hundert so viel Tausende eingebracht, daß Arnulf, nach Erwerb einer weiter hinaus gelegenen Seilerstätte für Ihren prosperirenden Graumann noch fünfundzwanzigtausend Dollar übrig behielt. Mit diesem durch einige andere ebenfalls glückliche, wenn auch minder einträgliche Spekulationen noch verstärkten Kapital hat er sich in Kalifornien und Nevada an Silberbergwerken und einer von ihm entdeckten Kupfermine betheiligt. Der Jahresertrag seiner Antheile, schreibt er, würde bei uns schon für ein bürgerlichen Wohlstand sicherndes Vermögen gelten.“

„Das sind ja hocherfreuliche Nachrichten.“

„Außerdem berichtet er mit auffälliger Ausführlichkeit merkwürdige Dinge von einer Kirche in einer der größesten Städte des amerikanischen Westens.“

„Was Sie sagen! Der Geolog, Sterngucker und rabiate Darwinist von einer Kirche? Müssen mir das vorlesen, wenn ich demnächst wieder einmal Muße finde, Nachmittags eine der vortrefflichen Havannas von der

Sendung Arnulf's bei Ihnen zu rauchen. Heute hab' ich wenig Zeit. Sie wissen, ich war etliche Tage verreist. So warten auf mich noch mehrere Patienten mit Ungeduld. Also zur Sache!"

Er ließ sich die Zunge zeigen, befühlte und zählte, seinen großen goldenen Chronometer ziehend, den Puls, fand ihn völlig fieberfrei und fast normal und erhielt auf seine Fragen nach Eßlust und Schlaf befriedigende Antworten.

„Das Gesicht ist noch bläßlich; auch hat sich in den innersten Augenwinkeln der gelbe Schimmer noch nicht völlig verzogen. Sonst Alles in bester Ordnung. Dürfen die Chinapulver weglassen, essen, was und so viel Sie wollen, auch wieder sonntäglich predigen. Weiß ja, daß diese Lungenarbeit Ihnen unentbehrlich ist zu gesunder Leibesordnung. Ihr Sebalde seid eben nicht umzubringen. Habt ein Erbrecht auf Nilpferdsnaturen mitgebracht aus Kleinsibirien am Pregel. Müßtet sonst längst zu Zwergen eingeschwunden, zu Rhachitikern verkrüppelt oder ausgestorben sein in diesem verdammten Fiebernest."

„Lieber Doktor, kommen Sie mir schon wieder mit Ihrem ceterum censeo gegen unsern Familiensitz?"

„Ja, und diesmal mit äußerstem Nachdruck. Dürfen die ernste Warnung dieses schweren Fiebers mit Gelbsucht nicht in den Wind schlagen. Glaubte Ausartung in gefährlichen Typhus kaum noch verhüten zu können. Ein zweiter Anfall könnte selbst Ihre Reckengestalt niederwerfen zum Nimmeraufstehen. Ihr eben wasserfrei gewordener Keller athmet Pestilenz. Haben Sie vergessen, was während des Hochwassers im vorigen Frühjahr geschehen ist?"

Sebald schwieg eine Weile, um dann etwas kleinlaut zu erwiedern:

„Ja, — während — Aber Sie meinen doch nicht, durch das Hochwasser?"

„Durch, durch!" versetzte Mannheimer. „Gemeint, vermuthet wenigstens, hab' ich's schon damals. Jetzt weiß ich's. Hinaus, sage ich, bevor es zu spät wird!"

Sebald erhob sich und trat an das nächste, nach der Kirche blickende Fenster.

„Kommen Sie her, Doktor!" rief er. „Sehen Sie den Epheu dort? Mit arm- und selbst beindicken Grundstämmen bedeckt er die Fundamentquadern. Hinaufgeklettert bis über die Spitzbögen der Fenster, bekleidet er die Kirche mit immergrüner Tapete. Wohl nicht minder dicht umklammern seine Wurzeln das Mauerwerk in der Tiefe. Auf mehr denn sechshundert Jahre schätzt man sein Alter. Ich will nicht entscheiden, ob es möglich wäre, ihn abzureißen und zu entwurzeln ohne Beschädigung des Gebäudes. Aber daß er dabei zu Grunde gehn, der Versuch, ihn verpflanzend zu erhalten, ein unsinniges Unternehmen sein würde, das ist wohl unfraglich. Er ist mir ein Bild meiner Familie und meiner selbst. Unser Urahn hat die Kirche einst bauen geholfen. Fast zwei Jahrhunderte hatten in ihr meine Vorfahren ihres Amtes gewaltet und in diesem Hause gewohnt. Dann wurden sie vertrieben und blieben drei Generationen hindurch verbannt. Meinem Urgroßvater gelang es, zurückzukehren in's alte Erbe. Und ich sollte freiwillig aus diesem Hause scheiden? Beweisen kann ich die Unvermeidlichkeit nicht; aber ich habe das Vorgefühl, daß

mir und meinem Geschlecht auch die Kirche für immer verloren gehen würde, wenn ich auszöge in eine bequemere Miethwohnung."

Mannheimer murmelte etwas zwischen den Zähnen.

„Was meinen Sie, Doktor?" fuhr Sebald fort. „Um Ihre Lippen spielt ein bedeutsames Lächeln. Leg' ich's richtig aus? Ich glaube, ja. Sie denken: desto besser. Ich kenne ja Ihre Ideen. Sie trauen meinen Gaben bessere Entfaltung, größere, wenigstens Ihnen erwünschtere Wirkung zu, wenn ich sie geltend machen wollte ohne die Zurückhaltung, die Stand und Amt mir auferlegen. Sie vermuthen, daß schon mein Auszug aus diesem Sitz meiner Altvordern mich freier in Gedanken und Reden machen, schließlich wohl gar meine Scheidung von der Kirche nach sich ziehn würde. Das ist Ihr Hintergedanke, wenn Sie mit Gesundheitsgründen drängeln zum Wohnungswechsel. Lassen Sie ab davon. Mit tausend Ranken, mit eigenen und Erberinnerungen umklammert meine Seele diese Kirche. Von ihr losgerissen werden ist mir gleichbedeutend mit Vernichtung. Kommen Sie hieher an dies zweite Fenster. Von hier schaut man in die Kirche hinein, ja zuweilen hindurch. Dort erblicken Sie den oberen Theil des großen Kruzifixes, jetzt freilich nur in dunkeln Umrissen. Wann aber von Westen her die zum Untergang neigende Sonne oder Nachts der volle Mond von jenseits hereinschaut, dann sehe ich durch jene rubinrothe Scheibe das Haupt voll Blut und Wunden wie belebt. Wann es die erforderliche Stellung eines der großen Himmelslichter gestattet, versäume ich es nie, mich diesem Blick auf den großen Dulder und Erlöser andächtig hinzugeben. Er hat für

mich eine wunderſame Anregungskraft zu tiefen Meditationen. Ihm verdank' ich einen nicht geringen Theil der Wärme meiner Predigten. Sie ſpötteln oft über meinen Glauben an Erberinnerung; aber ich ſage allen Ernſtes: aus eingeborener Empfindung würde ich es unzweifelhaft wiſſen, daß an eben dieſem Fleck auch meine Ahnen Abends und Nachts oft geſtanden haben, um aus demſelben Anblick ähnliche Anregungen zu ſchöpfen. Ich würde es wiſſen, auch wenn es nicht ſchriftlich bezeugt läge in Familienbriefen aus der Zeit unſeres babyloniſchen Exils — denn ſo nennen wir unſere oſtpreußiſche Epoche. Der Sohn des von hier vertriebenen Ulrich Sebald ſchildert es in einem Briefe, wie kurz vor dem Auszuge ſein Vater ihn als zehnjährigen Knaben bei Vollmondſchein an dieſen Platz geführt habe, damit er ſich den erbaulichen Anblick einpräge. Auch der Vater meines Urgroßvaters, der nur noch von Hörenſagen davon wußte, bezeichnet das Verlangen nach dieſem Schauen als einen Brennpunkt der unauslöſchlichen Sehnſucht der Familie nach der Wiederkehr in's alte Haus am Erbheiligthum. Ich würde mir den freiwilligen Verzicht nimmer vergeben; ich würde kranken an unheilbarem Heimweh. Denn dieſer Fleck Erde iſt ein durchaus einziger für mich, für uns."

„Uns, uns?" echote der Arzt in einem ſeltſamen Miſchton von Ironie und angenehmer Ueberraſchung, den auch ſein Mienenſpiel zutreffend begleitete; denn während ſeine Lippen ein ſpöttiſches Lächeln umſpielte, ruhten ſeine ſcharfen hellgrauen Augen mit einem forſchend eindringenden, aber beifälligen Blick auf den edeln Zügen und der kräftigen Geſtalt des jungen Geiſtlichen.

„Warum," fragte dieser, „wiederholen Sie mein letztes Wort mit Ironie?"

„Zugleich mit Hoffnung!" erwiederte der Alte, ihm auf die Schulter klopfend. „Ich frage mich, was Ihnen den Plural Uns auf die Zunge legt, und habe darauf nur eine Antwort. Ihre Frau ist nach einjähriger Ehe gestorben, und zwar — heut' sag ich es hart und scharf — gestorben an Ihrem Eigensinn. Nicht eine Schickung Gottes, wie Sie sich ausdrückten, hat sie hinweggenommen sammt dem Kinde unter ihrem Herzen, sondern der Typhus. Daß der sie ergriff, während sie der Niederkunft entgegensah, verschuldete dies Haus mit seinen nach Hochfluten unausbleiblichen Miasmen. Ihr Bruder, wenn er einst heirathen und männliche Nachkommenschaft erzielen sollte, würde es, wie Sie wissen, nimmer zugeben, daß einer seiner Söhne zur Theologie schwüre. An die freiherrlichen und gräflichen Sebalde können Sie noch weniger denken; denn die sind alle, so viel ich weiß, Katholiken. Ergo: was verräth Ihr Wörtchen Uns unzweifelhaft? Heirathsgedanken! — Dazu gratulire ich von ganzem Herzen. Ich rechne darauf, daß Sie als reifer und erfahrener Mann nicht abermals einen Studentenstreich begehen, sondern eine leiblich und geistig ebenbürtige Frau zu finden wissen werden. In ihr erwarte ich die Bundesgenossin zu dem Siege, den zu erstreiten mir bisher mißlungen ist. Ihr wird es nicht einfallen, eine gesunde und gute Wirthschaft für möglich zu halten in dieser mittelalterlichen Büßerbude mit fünf Käfterchen, die mehr Nasendrücker als Zimmer zu heißen verdienen, mit fast jährlich wasserbedrohtem Keller und einer Küche, so jämmerlich, wie sie keine Schuhflickers-

frau sich gefallen ließe. Ja, ich bin wirklich der Meinung, daß auch Ihre Flügel zu ganz anderem Aufschwunge ausgreifen werden, wenn Sie wo anders sitzen, als in diesem Vogelbauer. Sie wissen, ich bin sehr einverstanden mit Ihren Anläufen, unserer mit dem Fusel der Kraftstoffelei besoffen gemachten gebildeten Gesellschaft, wie man sie nennt, zu retten, was noch rettbar ist von der Religion. Aber Sie wollen viel zu viel alte Scharteken mitnehmen in's neue Haus und spintisiren sich matt über dem Bemühen, auch völlig verwitterte und wurmfräßige Truhen voll vermoderter Reliquien und verschlissener Lappen in brauchbaren Hausrath umzutischlern. Darüber würden Sie zur Einsicht kommen, wenn Ihre Festnagelung an den düster gothischen Bau Ihres Urahnen, des Kreuzfahrers, aufhörte. Von Ihrer zukünftigen Zweiten, die vielleicht Ihnen selbst noch ebensowenig bekannt ist als mir, erwarte ich also das Gehorsam erzwingende Signal zum heilsamen Exodus. Sollte jedoch wider alles Vermuthen auch diese Zukünftige so sentimental verblendet sein, in dies alte Nest zu Ihnen ziehen zu wollen, — dann bilden Sie sich nicht ein, daß der alte Mannheimer stumm bleiben würde zu solcher Missethat. Hätte sonst nichts einzuwenden gegen Ihr andächtiges Schwärmen von diesem Fenster aus. So viel aber hab' auch ich, der getaufte Jude, schon herausgelesen aus dem Neuen Testament, um genau zu wissen, daß Ihnen Rabbi Jeschua Ben Joseph einen Blick voll Gotteszorn zuwerfen oder gar die zur Tempelsäuberung gebrauchte Geißel wider Sie schwingen würde, wenn Sie behufs Fortsetzung dieses Bilderdienstes bei Sonnenuntergangs- oder Mondenschein abermals eine Frau

umbringen oder gar Ihre Nachkommenschaft mit Siechthum behaften wollten."

Im Hinausgehen, von der Schwelle zurück, hatte der alte Arzt die letzten Worte gesprochen. Jetzt warf er die Thür dröhnend hinter sich zu.

Ulrich sank wieder in den Ledersessel und war eine Weile wie betäubt vom wuchtigen Keulenschlage des treuen Freundes. Dann sprang er auf und durchmaß mehrere Minuten lang das Zimmer von einem Ende zum andern in so rascher und gereckter Gangart, daß er dessen Länge von etwa zehn gemächlichen Schritten mit halb so vielen zurücklegte. Endlich blieb er stehen am zweiten Fenster und schaute hinaus nach der Kirche.

Das ungefähr war der Schluß, bei welchem sein aufgeregtes Gemüth einige Beruhigung fand.

„Nein! So recht mein Bruder hatte mit seiner Warnung und so sehr ich leider selbst überzeugt bin, durch Nichtbeachtung derselben das Leben der armen Cölestine verkürzt zu haben, — mit dem Vorwurf einer Schuld an ihrem frühen Tode im Sinne Mannheimer's brauche ich mein Gewissen nicht zu belasten. Gesetzt auch, diese Wohnung hätte ihr Aufkommen verhindert, wie er doch erst nachträglich behauptet, davon hatte ich ja keine Ahnung. Nicht nur verzeihlich, sogar löblich, däucht mir, muß es jeder Gerechte finden, daß damals ein Auszug fast ebenso sehr außerhalb des Horizonts der mir möglichen Gedanken lag, als etwa der Einfall, mir einen andern Kopf aufzusetzen. Macht ihn mir doch immer noch eine Familiengeschichte von Jahrhunderten unfaßlich trotz des triftigen Grundes, mit dem er mir jetzt empfohlen wird. — In Einem aber hat mich dieser

hellsehende Seelenspion wirklich vor mir selbst beschämend entlarvt. Ja, ich trug mich mit Heirathsgedanken. Selbst das hat er aus nur einem Wort richtig erschlossen, daß sie noch ohne Ziel, auf kein bestimmtes Weib gerichtet und weiter nichts waren, als Ausgeburt meines Wunsches, unser Erbamt wieder einem Sohn zu hinterlassen. Was würde er wohl sagen, wenn er die ganze Wahrheit wüßte: daß ich nüchtern umhergehorcht und gespäht nach einer passenden Frau, sogar trotz einer starken, freilich hoffnungslosen Neigung? — Nein, Doktor, hinaus locken lasse ich mich nicht, lieber hinaus tragen, wenn ein künftiges Fieber stärker sein sollte als meine Widerstandskraft von angeblich kleinsibirischem Ursprunge. Aber Sie sollen doch recht behalten. Werde keinen Anlaß geben zum Protest gegen den Einzug einer Zweiten. Ich spüre es, ein edles Herz kann ein Gefühl von Treuepflicht nicht unterdrücken, ob es auch ohne Hoffnung liebt. Sei denn immerhin Sebald, der junge Wittwer, der Letzte seines Stammes, der mit dir dort, o göttlicher Dulder, von diesem Fenster aus Zwiesprach hält über die rechte Erfüllung deiner Heilslehre."

Dreizehntes Kapitel.

Die Dukatendame.

Durch Euch nur leb' ich. Nehmt mich hin
Und laßt mich heißen, was ich bin.

So meinte der junge Geistliche endgültig verzichtend mit sich abgeschlossen zu haben.

Eben begann er nochmals den Brief seines Bruders zu überlesen, als ein schüchtern schwacher und nur einmaliger Aufschlag des Klopfers an der Hausthür hörbar wurde.

Das Fenster öffnend und hinunterschauend, sah er gerade noch den Schleppenzipfel eines spitzenumfransten und mit Schmelzperlen gestickten Kleides von schwarzem Kaschmir von der obersten Treppenstufe in den Flur hinein verschwinden.

Er entsann sich, in solchem Anzug eine dicht verschleierte Dame schon mehrmals gesehen zu haben, und zwar in der Kirche, von der Kanzel herab. Nach erfolglosen Erkundigungen, wer sie sei, war es ihm, kurz vor Ausbruch seiner Krankheit, bei ihrer dritten und letzten Erscheinung in derselben, der Kanzel nahen Kirchenbank, nur mit Anstrengung gelungen, sich von den aufsteigen-

den Vermuthungen nicht verwirren zu lassen in seiner Predigt. War die eben in's Haus getretene Besucherin wirklich dieselbe, so stand ihm endlich die Befriedigung seiner Neugier unmittelbar bevor.

Schnell vertauschte er im Schlafgemach nebenan seine Morgenjoppe von violettem Baumwollensammet mit dem kurzschößigen, für einen Geistlichen fast etwas zu elegant geschnittenen schwarzen Tuchrock, strich sich, mit der Bürste vor den Spiegel tretend, das etwas verzauste braune Kräuselhaar zurecht und stand dann, in's Arbeitszimmer zurückgekehrt, einige Augenblicke der Thür gegenüber des Besuches gewärtig.

Als er aber unten die Thür zum Amtszimmer für die Kirchenbuchführung öffnen und schließen hörte und dann Alles still blieb, vermuthete er, etwas enttäuscht, eine der Meldungen, die vorerst nur der Domsekretär zu buchen pflegte, eine Todesanzeige oder Geburtsmeldung mit Taufbestellung, und setzte sich wieder zum Lesen.

Bald aber vernahm er auf der Treppe den wohlbekannten Schritt des Küsters.

Der erste Blick auf den in der Thür Erscheinenden verrieth, daß er Ungewöhnliches mitzutheilen habe. Zwar ohne Hast trat er ein, im glattrasirten Gesicht jene erquälte Maskenstarrheit, mit welcher Leichenbitter und Kirchendiener das Würdebewußtsein und den heiligen Ernst ihres Berufes zur Schau zu tragen gewohnt sind, aber unter den buschigen, ohne Lücke zusammenstoßenden Brauen hervor stierten die wasserblauen Augen erwartungsvoll und unverwandt lauernd auf den jungen Pastor. Deutlicher noch offenbart wurde diesem die hochgrädige Spannung des Ueberbringers auf die Aufnahme seiner

Meldung von dessen Ohren. Das Zucken dieser wider Willen ehrlichen Verräther telegraphirte: „Sei auf Deiner Hut! Unser Inhaber hofft ein Geheimniß auszuspioniren.“

Sebald versuchte also seine Spannung zu bemänteln.

„Was gibt's denn, Spitzer?“ frug er über den Brief hinweg, als verdrösse ihn die Störung und im Ton müder Gleichgültigkeit. Dann gab er sich den Schein, noch einige Zeilen weiter zu lesen.

Sein Versteckspiel verfehlte die beabsichtigte Wirkung, und er hätte das voraus wissen können. Schon von der Schwelle hatte der Küster wahrgenommen, daß er sich umgekleidet und sein Haar geordnet. Das bewies ihm untrüglich, daß Sebald die Dame kommen gesehen und Gleichgültigkeit heuchelte, um seine ungeduldige Erwartung zu verbergen. Nur bestärkt wurde dadurch Spitzer's falscher Verdacht, es handle sich um eine abgekartete Heimlichkeit, deren Enthüllung seinen Plänen förderlich werden könne.

Innerlich hohnlachend über die Kriegslist, deren Gelingen der Herr Pastor selbst vereitelt durch ersichtliche Vorbereitung auf Damenbesuch, aber ohne eine Miene zu verziehen, gab er Antwort:

„Hochwohlehrwürden, die Dukatendame.“

Ulrich verstand die lakonische Meldung sehr gut. Sie bestätigte, was er beim Gewahren der gestickten Schleppe vermuthet. Dennoch maß er, den Brief beiseite legend, den Küster mit einem Blick, der zu fragen schien, ob er bei Sinnen sei.

Unbeirrte Gelassenheit nur mit den Ohren lügestrafend, die vor- und zurückklappend gleich Falterflügeln seine steigende Spannung bekundeten, fragte Spitzer:

„Haben der Herr Pastor vergessen, daß wir kurz vor Ihrer Krankheit drei Sonntage hinter einander einen funkelnagelneuen österreichischen Randdukaten im Klingsäckel fanden?“

„Ja, ja, dessen entsinne ich mich.“

„Und daß jedesmal eine dicht verschleierte Dame in reich verziertem schwarzem Kaschmirkleide in der vordersten Bank dem Gottesdienst beigewohnt hatte?“

„Sie vermuthen also, daß diese Dame die Dukaten hineingeworfen?“

„Vermuthen?“ entgegnete der Küster mit einem von Bosheit nicht ganz freien Lächeln. „Nein, dessen bin ich völlig sicher. Herr Pastor wissen ja, daß ich mit meinen sonderbaren Ohren ziemlich gut höre, und Gold ist am Klang von Kupfer oder Nickel sehr leicht zu unterscheiden. Dieselbe Dame in demselben Kleide wartet unten und wünscht den Herrn Pastor zu sprechen. Der Domsekretär schickt mich herauf, anzufragen, ob sich Dieselben schon wohl genug fühlen für Damenbesuch.“

„Was ist ihr Anliegen?“

„Das will sie nur dem Herrn Pastor selbst sagen. Auch nur so viel aus ihr herauszubringen, hat dem Herrn Domsekretär Mühe gekostet. Sie blieb eine ganze Weile sprachlos vor Verlegenheit.“

„Ist sie jung?“

„Wahrscheinlich noch sehr jung nach ihrer Stimme zu schließen und der raschen, leisetretenden Gangart, mit der ich sie jedesmal aus der Kirche forteilen sah, sobald nach Schluß der Predigt die Thüren geöffnet wurden. Vom Gesicht ist durch den Schleier wenig zu sehen.“

Sebald war sich inzwischen bewußt geworden, daß

er dem Küster eine Blöße gegeben mit dem Wechsel seines Anzuges. Es schien ihm gerathen, den unverkennbaren Verdacht des ränkevollen Schleichers zu zerstreuen. So sah er nach der Uhr und sagte:

„Es ist die Stunde, in der mich meine Mutter zu besuchen pflegt. In ihrem Beisein will ich die junge Dame empfangen. Ersuchen Sie diese, unten im Konfirmandenzimmer zu verziehen. Dann springen Sie flink hinüber nach dem Pfarrwittwenhause in der Dohlengasse, meiner Mutter zu sagen, weshalb es mir sehr erwünscht wäre, wenn sie sogleich käme. Nachher geleiten Sie die Fremde herauf, sobald ich klingle."

Der Küster entfernte sich, auf der Treppe und unterwegs nach der nahen Dohlengasse einer andern Erklärung des auffälligen Besuches nachgrübelnd. Zu seinem Bedauern fiel sie weit weniger anzüglich aus, als die bisher geargwöhnte. Höchstens etwa ehrbare Heirathsabsichten und eine, wenn auch ungewöhnliche, so doch unverwerfliche Brautprobe ließ die Berufung der Mutter allenfalls noch denkbar, während er bereits gehofft hatte, für sein Ränkespiel gegen den verhaßten Pfarrer bald einen Trumpf mehr in die Hand zu bekommen.

Kaum zehn Minuten später umarmte den Sohn eine stattliche Frau mit schneeweißem Haar, aber frischem Gesicht und großen, leuchtenden Augen, in einer Kleidung, so sorgfältig sauber und geschmackvoll, als schlicht harmonirend mit ihren sechsundfünfzig Jahren, umflossen von jener milden Schönheit des Alters, welche nur in einem wohl durchkämpften Leben hinzu erworben werden kann zum Geschenk der Natur und, indem sie Kunde gibt von voll ersiegtem Seelenfrieden, weit herz-

gewinnender entzückt als die vollendetsten Reize blühender Jugend.

„Du siehst ja wieder prächtig aus, mein lieber Uli," begann sie, „ja, merkwürdig zum Bessern verwandelt sogar seit gestern. Und Mannheimer, der mich eben besucht, schilderte Dich zwar als genesen, aber doch noch als etwas bläßlich. Deine Wangen röthen sich und Deine Augen" — sie unterbrach sich, um ihm zwei Küsse auf dieselben zu drücken — „Deine Augen haben ihren alten Glanz wieder gewonnen. Oder ist es nur Nachwirkung des Auftritts mit Mannheimer? Ja, ich begreif' es, wie sich in Dir die Gewöhnung von Jahrhunderten aufbäumen muß gegen des Arztes Auszugsbefehl. Wirst aber schließlich doch gehorchen müssen."

„Nie, Mutter, nie! Aber jetzt . . ."

„Jetzt zur Sache, meinst Du. O Du Schelm! Jetzt erst gewahr' ich's, daß Du den bequemen Morgenrock abgethan und Dich schön gemacht hast. Nicht vom Streit mit dem Arzt, von der Erwartung des geheimnißvollen Besuches färben sich Deine Wangen und blitzen Deine Augen. Darf ich trotz der katholischen Stammconsine doch vielleicht noch hoffen auf Großmutterfreuden? Etwas der Art schien mir der Heimtücker von Küster andeuten zu wollen mit der verkniffenen Ausrichtung Deines Rufes. Was ist's mit der Dukatendame, wie er sie nannte? Wer ist sie?"

„Ja, liebe Mutter," entgegnete Sebald, dem die Erwähnung der Stammconsine ein tiefes Roth in's Antlitz getrieben hatte, „von der unten harrenden Besucherin weiß ich selbst nichts mehr, als was Dir Spitzer schon erzählt zu haben scheint. Welchen Verdacht ich ab-

schneiden will durch Deine Gegenwart, kannst Du Dir denken. Vermuthlich hat die Dame irgend ein heikeles kirchliches Anliegen, das nur unter vier Augen mitzutheilen ist. Geh' also — denn länger darf ich sie nicht warten lassen — in mein Schlafzimmer, nimm zu Deiner Unterhaltung diesen Brief Arnulf's mit, der Dir Freude machen wird, und erlaube mir, die Thür in's Schloß zu drücken."

Als die Mutter verschwunden, zog er die Klingelschnur und stellte seinem Lehnstuhl rechts gegenüber einen andern Sessel bereit; denn ein Sopha war in seinem Studirzimmer nicht vorhanden.

Nur mit angelegter hohler Hand vermochte er außer den Tritten des voraufsteigenden Küsters ein leises Kleidrascheln und zuletzt, nahe der Thür, einen es begleitenden überaus feinen Klirrton zu erlauschen, der ihm sogleich die mit gläsernen Röhrenperlen bestickte Schleppe in die Vorstellung rief.

„Hier, Madame!" hörte er draußen den Küster sagen und dann wieder hinuntergehen. Aber selbst als sich unten die Thür der Amtsstube hinter Spitzer geschlossen, blieb es vor der Schwelle hier oben immer noch verwunderlich still. Schon wollte Sebald der Besucherin öffnend entgegengehen, als einem sehr deutlich hörbaren tiefen Athemzuge, wie man ihn nach endlich gefaßtem schwerem Entschlusse zu thun pflegt, ein schüchtern zartes Anklopfen folgte.

Auf sein „Herein!" öffnete sich die Thür; aber die Dame, eine mittelgroße Gestalt, die man nicht gerade voll, aber auch nicht schlank nennen, sondern eher als künftige Fülle in Aussicht stellend bezeichnen durfte, blieb

mit niedergebeugtem Kopf noch auf der Schwelle stehen und hielt sich, sehr überflüssiger Weise, die behandschuhte zierliche Rechte wie schützend vor das Gesicht, von dem der dichte schwarze Schleier ohnehin kaum den Umriß durchschimmern ließ.

„Was werden Sie von mir denken!" sagte sie, in dieser Haltung verharrend und in einem Ton der Angst, der an's Weinerliche streifte, aber auch mit dieser Entstellung den anmuthenden Wohllaut einer jugendlichen Mädchenstimme nicht ganz unvernehmbar machte.

Mit weltlichen und selbst eiteln Regungen hatte Sebald sie erwartet. Nun schämte er sich dessen. Vor dem Mitgefühl, das dieser schamhaft flehende Ton erweckte, sank alles Einzelmenschliche von seiner Seele hinweg. Das durch so lange Vererbung in ihm zu seltener Stärke gesteigerte Berufsgewissen war wieder alleinherrschend, der jugendliche, eben noch mit Heirathsgedanken wenigstens kämpfende Wittwer auf einen Schlag zurückverwandelt in den selbstvergessenen und geschlechtslosen Beichtiger.

„Bitte, Fräulein, treten Sie ein und nehmen Sie Platz," begann er, sie zum Sessel geleitend. „Was es auch sei, das Sie herführt, sagen Sie's heraus ohne Bangen und Scheu. Sehen Sie in mir nicht den für einen Hauptpastor an der Sebalduskirche und Frauenseelsorger immerhin noch einigermaßen jungen Mann, sondern nur den Diener Gottes, den die Weihe seines Amtes befähigt und verbindet, für jeden Rath und Trost Begehrenden nichts weiter zu sein, als das unpersönliche Gefäß der überlieferten und in gleichem Schritt mit dem Menschengeschlecht weiter gewachsenen Heilslehre, in welcher

für jegliche Noth und jegliches Leid der lindernde Balsam, für jede Verirrung die rechte Wegweisung, für jeden Pflichtenzweifel die Klärung durch ein Gebot offenbarter Weisheit zu finden ist."

„Herr von Sebald . . ."

„Verzeihen Sie, wenn ich unterbreche. Wir stammen zwar aus altem Geschlechte; selbst von unseren regierenden Fürsten können wenige ihren Stammbaum mit gleicher Sicherheit so weit rückwärts beurkunden, und Sie scheinen davon gehört zu haben; aber wir haben als Geistliche die Adelsbezeichnung seit mehr denn vierthalbhundert Jahren abgelegt. — Wollen Sie nun die Güte haben, Ihr Anliegen mitzutheilen?"

Sie zögerte lange, mehrmals tief aufathmend. Dann wiederholte sie die Anrede mit der verlangten Aenderung, machte abermals eine beträchtliche Verlegenheitspause und frug dann hastig:

„Wollen Sie mich unterrichten?"

„Worin, Fräulein?" versetzte Sebald, nicht wenig überrascht.

„In der Religion, wie Sie sie predigen."

„Sie entziehen mir zwar Ihr Gesicht; aber ich werde mich keinesfalls beträchtlich irren, wenn ich Ihr Alter auf etwa zwanzig Jahre schätze."

„Neunzehn," flüsterte sie.

„Da müssen Sie doch längst konfirmirt sein!"

Sie schüttelte den Kopf.

„Nicht? Wie ist das gekommen?"

„Sehr einfach. Ich bin Jüdin. Aber ich will mich taufen lassen. Wollen Sie das thun und mich zuvor unterrichten?"

Auf diese höchst unerwartete Mittheilung und Frage schwieg Sebald geraume Weile. Er mußte nicht nur erst seiner Ueberraschung Herr werden, sondern auch nachdenken, um sich die betreffenden Gesetzesbestimmungen in's Gedächtniß zu rufen; denn dieser Fall war ihm während seiner Amtsführung noch nicht vorgekommen.

„Wollen Sie?" wiederholte die junge Dame.

„Ich muß es, sobald ich es darf," gab er endlich zur Antwort.

„Wer kann es Ihnen verbieten?"

„Nach dem Gesetz Ihre Eltern, so lange Sie noch nicht mündig sind. Wenn Sie nach erreichter Volljährigkeit auf Ihrem Verlangen bestehen sollten, dann würde ich verpflichtet sein, es zu erfüllen auch ohne die Zustimmung des Vaters oder Vormunds. Doch würde ich, im Fall der Verweigerung dieser Zustimmung, zuvor ernstlich abmahnen und sehr bedauern, wenn das erfolglos bliebe."

„Wann werde ich mündig?" frug sie rasch und schon etwas dreister.

„Nach hiesigem Recht mit dem vollendeten einundzwanzigsten Lebensjahr, also in ungefähr zwei Jahren."

„Viel zu spät!" seufzte sie.

Rasch aufstehend, als wolle sie schon wieder gehen, frug sie kurz und bestimmt:

„Also wollen oder können Sie mir nicht helfen?"

„Vielleicht doch. Bitte, bleiben Sie."

Seinem Wink, sich wieder zu setzen, leistete sie keine Folge. Hoch aufgerichtet und jetzt so spurlos frei von Verlegenheit, als in entschlossen sonorem Tone fuhr sie fort:

„Es scheint, ich habe mich in Ihnen geirrt.

Immerhin aber mögen Sie noch hören, was mich bewog, gerade Sie aufzusuchen. Dann werden Sie mir doch vielleicht helfen wollen. — So jung ich noch bin, ich war lebensmüde. Vernehmen Sie, wie ich's geworden.

„Vor etwa dritthalb Jahren gab sich mein ältester Bruder eigenhändig den Tod. Wenige Wochen darauf erlag meine Mutter dem Nervenfieber. Dieselbe Krankheit ergriff meinen Vater. Nachdem er über eine Woche Tag und Nacht fast unaufhörlich irre geredet, genas er langsam, schien aber Lebensmuth und Willenskraft völlig verloren zu haben. Während dieses immer noch mit schwärmerischer Aufregung verbundenen Schwächezustandes wußte sich der Oberrabbiner der altgläubigen Judengemeinde seiner zu bemächtigen, was seinen wiederholten Versuchen immer mißlungen war, so lange meine Mutter gelebt. Er umstrickte ihn widerstandslos mit dem Wahn, den Verlust seines Begôr — das bedeutet der Erstgeborene — habe er selbst verschuldet durch die Verweigerung des üblichen Lösegeldes. Auch den Tod meiner Mutter lehrte er ihn ansehen als ein Gericht Gottes, der die Ungläubige gestraft, ihn aber durch Entfernung der Verführerin zum Gehorsam gegen seine Gebote habe retten wollen.

„Seitdem ist alles Denken, Trachten und Thun meines Vaters vom frühen Morgen bis zum späten Abend einzig dahin gerichtet, Gottes Zorn zu versöhnen und seine Huld dadurch zu verdienen, daß er mit peinlichster Buchstäblichkeit und steter Gewissensangst die ganz unabsehbare Menge von Vorschriften zu erfüllen versucht, welche von spitzfindigen Rabbinern zur Auslegung des mosaischen Gesetzes seit Jahrtausenden ersiftelt

wurden. Ihm ist es damit heiliger Ernst. Er meint sich unzweifelhaft Gottes Wohlgefallen gesichert zu haben, indem er unsere stattliche Villa jenseits des Stromes zugeschlossen den Mäusen und Motten preisgab, um statt ihrer die mittelalterliche Baracke seines Urgroßvaters im licht- und luftlosen Ghetto zu bewohnen.

„Aber auch die Seinigen will er zwingen, zu erheucheln, was nach ihrer Ueberzeugung nicht Frömmigkeit ist, sondern unvernünftige Selbstpein. Weil sich mein Oheim nicht so unterjochen ließ, hat er sich mit ihm gänzlich verfeindet. Mein jüngerer Bruder ist als Lehrling in einem Londoner Bankhause einstweilen noch verschont von dieser unerträglichen Tyrannei. Auf mir dagegen lastet sie erdrückend. Um nicht zu Grunde zu gehen, muß ich sie abwerfen.

„Zu Hause nichts als tödtliche Langeweile. Fünf-, sechsmal des Tages muß ich Gebete herpapageien in einer alten Sprache, die ich nothdürftig lesen gelernt, aber nicht zum zehnten Theil verstehe. Vom Ankleiden bis zum Schlafengehn bin ich auf Schritt und Tritt in beständiger Angst, gescholten und gestraft zu werden für Verstöße gegen eine unbehaltbare Menge von sinnlos und lächerlich ausgespitzten Regeln. Stundenlang täglich sitzt mein Vater mit heuchlerischen Rabbinern über dicken Folianten, um immer noch mehr solche Vorschriften herauszuklauben, die wie ein Gewirr von Stacheln jede freie Bewegung verbieten, das Dasein verleiden, indem sie es verwandeln in ein Zickzackgeschleiche zwischen quälenden Hindernissen, und alles das zur Ehre Gottes. Bei Tisch Ueberdruß an den selten wechselnden Speisen, Ekel beim Gedanken an das Gezanzel und die Han-

tirungen des Schächters zum Koschermachen, ja, Verurtheilung zum Hungern wegen Versäumniß eines Brauchs von Seiten der Köchin oder der Bedienung, oder wegen einer Vergeßlichkeit, die ich selbst mir zu schulden kommen ließ. Vom halbgeleerten Suppenteller habe ich schon mehr denn einmal aufstehen und nüchtern bleiben müssen, weil mir der Löffel heruntergefallen war. Vor unseren lechzenden Augen wurde ein vorzüglicher Braten vom Tisch hinweg in's Armenspital geschickt, weil er mit etwas Rahm zubereitet war. Und warum stand das verboten in irgend einem alten Schmöker? Weil man sich hüten müsse vor dem möglichen Greuel, daß das geschlachtete Kalb mit Milch seiner Mutter begossen sei. Kein ordentlicher Dienstbote erträgt diese Sklaverei des Aberglaubens. So sind wir denn längst nur noch bedient von dem verächtlichen Gesindel, das sich für Geld Alles gefallen läßt und fromme Fügsamkeit heuchelt, um desto unverschämter zu betrügen und zu stehlen. Wöchentlich einmal Fasten bis zur Uebelkeit, außerdem an hohen Feiertagen bis zum unausbleiblichen Krankwerden. Samstags in der kleinen Synagoge der Altgläubigen sitze ich eingesperrt hinter dem Frauengitter und höre nichts als hebräisches Gepappel, Gesang sein sollendes Gegröle des Vorbeters, begleitet von nervös machenden Bücklingen, und im Chorus einfallendes Geschnatter der Männer. Von Büchern sind mir nur die schalen oder unverständlichen erlaubt, welche die Herren Rabbiner approbiren. Goethe's ‚Werther', Schiller's ‚Räuber', ja selbst Lessing's ‚Nathan', die ich mir heimlich gekauft, wurden konfiszirt und verbrannt. Als man mich ertappte über ‚Soll und Haben' von Gustav Freytag, bekam ich sogar Ohrfeigen und

mußte vierundzwanzig Stunden ohne Nahrung im Finstern sitzen. Das hat mich aber nicht abgeschreckt, die sämmtlichen Werke dieser Schriftsteller anzuschaffen und diebisch zu lesen in der Dachkammer meiner bestochenen Zofe. So ist mein bischen Bildung erschmuggelt und erstohlen. Ich mißfalle mir selbst als ungehorsames Kind. Aber ich hatte keine andere Wahl, als entweder eine rebellische Tochter zu sein, oder eine dumme Gans zu bleiben. Des bequemeren Friedens willen fange ich selbst schon an, meine Empörung zu verbergen unter der Maske geduldiger Ergebung, und fromme Ehrfurcht zu heucheln vor einem wahren Rattenkönig von Gebräuchen, die ich hasse und verachte. In der Gewöhnung an Lug und Trug werde ich schlecht; meine Gesundheit leidet unter Unlust und meine arme Seele verhungert.

„Das ist mein gegenwärtiges Leben. Noch Trostloseres zeigt mir die Zukunft als unfraglich und nahe bevorstehend, wenn ich ihr nicht mit kühnem Entschluß entrinne. Nämlich die Fortsetzung genau desselben leeren Daseins mit denselben sinnlosen Entbehrungen und Plagen, aber statt an der Seite des Vaters, der mich auf seine Weise innig lieb hat und es mir bestens zu beweisen meint, indem er mich überhäuft mit kostbaren Kleidern und Schmucksachen, an der Seite eines widerwärtigen Mannes, dem ich bestimmt bin, weil er dieselbe sogenannte Frömmigkeit der altgläubigen Juden zur Schau trägt.

„Als ich Den zu Gesicht bekam, kennen lernte und erfuhr, ich sei verurtheilt, an ihn gekettet zu werden und mein schon so freudloses Mädchenleben zu vertauschen mit dem weit schlimmeren Sklavenloose, seine Putzpuppe

und Marionette zu sein in der Komödie mit abgeschmackten Gebräuchen, bis vielleicht erst nach dreißig oder vierzig Jahren der Tod mich erlöse — da dünkte mir doch noch minder entsetzlich, woran ich nie denken gekonnt, ohne von Grauen geschüttelt zu werden: mich lieber schon jetzt nach unserem so häßlichen als würdelosen Ritus zwischen vier ungehobelte Bretter nageln und verscharren zu lassen.

„Ich beschloß, freiwillig vom Leben zu scheiden. Ich schrieb den Abschiedsbrief und schloß ihn versiegelt in meine Mappe. Nach erfolglos wiederholten Versuchen, Gift zu kaufen, ging ich zu dem Photographen, der mich schon mehrmals photographirt, und gab vor, gegen glänzende Vorausbezahlung Unterricht in seiner Kunst zu wünschen. Nachdem ich ihn eine Woche lang in täglich genommenen Lektionen verdachtlos gemacht durch listig gespielten Lerneifer, gelang es mir endlich, als er verreist war und die Unterrichtsstunde seinem Gehülfen übertragen hatte, ein mitgebrachtes Fläschchen in seiner Dunkelkammer unbemerkt mit Cyankali zu füllen.

„Das geschah an einem Sonntagsmorgen. Am Montage sollte meine Verlobung stattfinden. So fest ich auch gewillt war, die nicht zu erleben, sondern mich unverweilt aus dem Staube zu machen, — mich auf der Straße als Leiche finden zu lassen, dünkte mir doch zu häßlich und ruchlos grausam gegen meinen Vater. Daheim auf meinem Bette gedachte ich zu sterben.

Auf dem Wege nach Hause, das Rettungsfläschchen in der Tasche umkrampfend, kam ich an Ihrer Kirche vorüber. Die Thür des Hauptportales stand offen. Empfänglich für Musik, die einzige tröstliche Unterhaltung,

die man mir gestattet, fühlt' ich mich wundersam ergriffen von den mächtig rauschenden Akkorden der Orgel. Ich drückte mich seitwärts an die Kirchenmauer, wo ein vorspringender Strebefeiler mich einigermaßen deckte vor den Blicken der Vorübergehenden, und lauschte da, Alles vergessend, ich weiß nicht, wie lange, vielleicht eine Viertelstunde. Die Harmonieenverflechtung, die leitenden Melodieen kamen mir mehrmals bekannt vor. Bald glaubte ich, ähnlich wie im ‚Don Juan', wann der steinerne Gast naht, die Posaune des Gerichts zu vernehmen, bald himmlische Heerschaaren ihre Chöre anstimmen zu hören vom Frieden der Seligen. Dann folgte, ganz einfach gehalten, eine Choralweise, die vom Gesang der Gemeinde mehrmals wiederholt wurde, während die Orgel schlicht begleitete und nur je zwischen den Strophen unter Anklängen an das Vorspiel etwas verwickelter modelte. — Da überkam mich zwar erschreckend die Erinnerung an die zornigen Fluchdrohungen, mit denen mir einst mein Vater verboten, jemals einen Tempel der Gojim zu betreten, als ich unbefangen meine Neugier auf das Innere einer Christensynagoge geäußert. Aber zugleich regte sich unwiderstehlich der Trieb, diese Neugier nun doch zu befriedigen. Vor der Schwelle zum Tode, sagte ich mir, darfst du immerhin auch eine Kirchenschwelle überschreiten. Indem ich die unterste Stufe der Steintreppe betrat, schoß mir der Gedanke durch den Kopf, nicht erst daheim, sondern lieber schon da drinnen in der dunkelsten Ecke, umklungen von diesen majestätischen Tönen, mein Leben zu verhauchen.

„Ich schritt hinein. Ein Kirchendiener, derselbe Mann mit sonderbaren Ohren, der mich eben an Ihre Thür

geleitet, führte mich unter ehrerbietiger Verneigung, die vermuthlich meinem Anzuge galt, in die vorderste Bank. Als ich ihm ein Markstück in die Hand gedrückt, brachte er mir auch ein Buch mit goldenem Kreuz auf dem schwarzen Lederdeckel. Das legte er aufgeschlagen auf das schräge Brett vor dem Sitz und bezeichnete mit dem Finger erst das Lied, dann den Vers desselben, bis zu welchem der Gesang der Versammlung gelangt sei.

„Wie willenlos und halb im Traum hatte ich das Alles mit mir geschehen lassen. Jetzt las ich. Das Lied fing an:

„‚Befiehl du deine Wege . . .‘“

Sebald unterbrach, um langsam und mit dem Ausdruck innigsten Mitgefühls die ganze Strophe herzusagen:

„Befiehl du deine Wege
Und was dich, Seele, kränkt,
Der allertreusten Pflege
Deß, der den Weltkreis lenkt;
Der Wolken, Luft und Winden
Bestimmet ihre Bahn,
Der wird auch Wege finden
Wo dein Fuß gehen kann.“

Sie lauschte vorgebeugt und entblößte unwillkürlich auch die untere Hälfte des Gesichts, indem sie die zierlichen Ohren frei lüftete, um durch den dämpfenden Schleier nichts zu verlieren von dem sanft einschmeichelnden Wohllaut, mit dem seine sonst so mächtig klangvolle Stimme diese schlichten, aber unsterblichen Verse Paul Gerhard's ergreifend schön vortrug. Auch nachdem er geschlossen, schwieg sie noch einige Augenblicke.

„Der Vers,“ fuhr sie dann fort, „welchen der

Finger des Kirchendieners bezeichnete, hat sich mir unvergeßlich eingeprägt. Er lautete so:

‚Hoff', o bedrängte Seele,
Hoff' und sei unverzagt;
Was dich auch immer quäle,
Dem Kummer, der dich plagt,
Wird Gott dich schon entrücken,
Erwarte nur die Zeit;
So wirst du schon erblicken
Die Sonn' der schönsten Freud'.'

„Dann tanzten mir die Buchstaben vor den Augen. Ich hatte Mühe, nicht in lautes Schluchzen auszubrechen. Ich schämte mich, wenn auch vielleicht noch nicht meines Vorsatzes selbst, so doch des abscheulichen Einfalls, mit seiner Ausführung ein Heiligthum zu schänden, welches durch ein Wunder zu wissen schien von meiner Todesnoth, um der kaum Eingetretenen mit seiner stummen Buchstimme sogleich die bestpassenden Worte der Mahnung und des Trostes zuzurufen; Worte in meiner Sprache, Worte, so herzerschütternd und zugleich wohlthuend, wie ich daheim von meinen Lehrern, geschweige denn in der Synagoge noch niemals auch nur entfernt ähnliche vernommen hatte.

„Schon zu glauben geneigt an ein solches eigens für mich veranstaltetes Wunder, wiederholte ich mir in Gedanken die Hoffnung weckenden Schlußzeilen der Strophe:

‚So wirst du schon erblicken
Die Sonn' der schönsten Freud',‘

als ein heller Lichtschein in der Höhe, den mein Schleier und meine strömenden Thränen zu einem Geflimmer von

farbigen Funken zerstreuten, mich mit erhobenem Kopf aufzublicken bewog.

„Während die letzten sanften Flötentöne eines Orgelnachspiels verklangen, war draußen die Sonne aus Gewölk hervorgebrochen. Jetzt fielen ihre Strahlen, durch rubinfarbige Fensterscheiben geröthet, auf das dornengekrönte, blutumtroffene Haupt am Kreuz über dem Altar. Es schien mir zu leben und mich mitleidsvoll anzuschauen.

„Da fuhr ich, an allen Gliedern bebend, zusammen und mußte mich am Buchbrett halten, um nicht von der Bank herunter auf die Kniee zu fallen. Denn mit so mächtiger als milder Stimme, die wie Glockenton die hohen Wölbungen der Kirche durchhallte, hob das dornenwunde Haupt an zu reden und rief mir zu:

„‚Kommet her zu Mir, Alle, die ihr mühselig und beladen seid, Ich will euch erquicken.‘

„Mein heiliger Schreck legte sich erst, als andere Worte folgten und ich merkte, daß sie doch aus anderer Richtung herklängen.

„Ohne daß ich es gewahrt, waren Sie inzwischen erschienen auf der seitwärts stehenden Kanzel und hatten jene Worte aus der Bibel vorgelesen, um dann über dieselben zu predigen, und zwar, wie Sie sagten, auf Anlaß eines traurigen Ereignisses in jüngster Zeit: des freiwilligen Todes eines hoffnungsvollen Schülers. So mußte jeder Satz mir in die Seele greifen wie eigens gemünzt auf mich und meine verdammliche Absicht, das Leben fortzuwerfen.

„Was soll ich weiter sagen? Als ich die Kirche verlassen, war mein Erstes, das Fläschchen geleert in den

Strom zu werfen. Zu Hause empfing mich mein Vater mit verdrießlichem Gesicht und Vorwürfen wegen meines unzeitig frühen Ausgangs. Herr Rosenberger sei eben da gewesen, sich zu verabschieden. Die Verlobung müsse verschoben werden. Eine Kabeldepesche habe ihn in wichtigen Geschäften nach New-York gerufen und er fliege bereits im Schnellzuge nach Hamburg.

„Am nächsten Sonntag war ich wieder in Ihrer Kirche, am nächstfolgenden abermals. Dann wurden Sie krank, sonst wäre ich schon früher gekommen.

„Ohne die Fügung, die mich erhalten, nännten heute meine Stammgenossen von mir nichts mehr ihr eigen, als meine verwesende Leiche. Ihrem Friedhof vorenthalten haben mich eure Orgel, euer Gesangbuchlied, euer Bild des Gekreuzigten und Ihre Predigt über seinen Spruch. Euch gehöre ich schon jetzt. So will ich auch zu euch gehören. Mein Entschluß steht fest. Muß ich in's Ausland flüchten, um ihn zu verwirklichen? Verweigern Sie mir noch Ihren Beistand?"

Vierzehntes Kapitel.

Uebernatur.

Ich lobe das Neigen
Und kann's nicht erlauben.
Die längst unser eigen
Darf ich nicht rauben.

Allmälig und unwillkürlich hatte sie während dieser Worte den Schleier auf die Seite und hinter sich fallen lassen. Fragend und mit dem Blick inniger Bitte ruhten jetzt ihre großen graublauen Augen auf Sebald.

Tief bewegt schaute dieser in ein Gesicht von hochveredelter, plastischer Schönheit, mit nicht eben breiter, aber kühn ausgewölbter und an Höhe das weibliche Durchschnittsmaß auffällig überragender Stirn. Ihr seidig feines, über dem Scheitel in dickem Zopf aufgeschnecktes Haar hielt die Mitte zwischen Aschblond und goldigem Hellbraun; harmonirend mit der blendend weißen, nur in der Mitte der Wangen von der Aufregung gerötheten Hautfarbe, ließ es in ihr weit eher die Tochter einer nordgermanischen alten Adelsfamilie vermuthen, als die Jüdin. Nur der Wissende entdeckte nachträglich eine Andeutung semitischer Herkunft in den dichten, flach sichel-

förmigen, kohlschwarzen Brauen und in der länglich schmalen, mit leichter Biegung zugespitzten Nase.

Diese Züge waren wohl geeignet, ihn zurück zu locken in die Stimmung vor ihrem Eintritt. Eine zugleich den Geistlichen in ihm bestechende Freude konnte diese Gefahr keineswegs vermindern. Er hatte ein Band der Zusammengehörigkeit sich knüpfen gefühlt von ihrem Herzen zum seinigen, als sie mit ähnlichen Worten, wie er sie kurz zuvor zu Mannheimer gesprochen, erzählt, wie das magisch beleuchtete Kruzifix ihr Gemüth ergriffen. So hätte sein erbstarkes Berufsgefühl doch vielleicht nicht so schnell zu siegen vermocht über die Regungen des lebenslustigen Wittwers, wenn ihm nicht ein Erinnerungsbild zu Hülfe gekommen wäre, das ihn feite gegen die Reize der entschleierten Jüdin.

„Sie ist noch schöner als Hildegard!" hatte er sich gesagt, während ihr Antlitz allmälig schleierfrei geworden. Aber dies persönliche und von Sinnlichkeit wenigstens angehauchte Urtheil blieb auch der einzige Gedanke von dieser Färbung und wirkte zugleich als Gehorsam erzwingender Abweis weltlicher Wünsche. Als dann ihre letzten Worte so schlicht als unwiderstehlich den Beistand des Gottesdieners forderten, da war wieder vollgültig für ihn der Vers Goethe's:

„Und hinter ihm in wesenlosem Scheine
Lag, was uns Alle bändigt, das Gemeine."

Er war sich völlig klar, sowohl des unerschütterlichen Gehorsams, den er dem Gesetz schulde, als des Verfahrens, das ihm sein Glaube, seine Auffassung des Christenthums und seine Ueberzeugung von den Pflichten

des geistlichen Amtes vorschrieben. Dennoch schwieg er eine Weile, um für das, was er zu sagen hatte, mit der Schnelligkeit des geübten Redners die für das Verständniß und die Beruhigung der Jüdin bestgeeignete Anordnung und Ausdrucksweise zu überlegen. Sie schien das zu merken, setzte sich nochmals und wartete geduldig. Endlich begann er:

„Fräulein Mendez ..."

„Sie kennen mich schon?" unterbrach sie mit überraschtem Aufblick.

„Ihr Gesicht," erwiederte er, „erblick' ich heute zum ersten Male; aber was Sie erwähnten von Ihrem Herrn Vater, hat mir Ihren Familiennamen verrathen. Sie sollen sich in mir nicht geirrt haben. Ich bin weder befugt, noch geneigt, Ihr Verlangen in Ihrem Sinn zu erfüllen; helfen aber will ich Ihnen dennoch und hoff' es auch zu können. Um Ihnen das verständlich zu machen, muß ich freilich schon heute für ein Stück Unterricht um Geduld und Aufmerksamkeit bitten, wenn Sie sich deren fähig fühlen nach dem Gemüthsaufruhr, der Sie hiehergeführt."

„Reden Sie, reden Sie! Ich höre Ihnen so gerne zu. Schon Ihre Stimme wirkt auf mich wohlthätig beruhigend."

„Wohlan denn! Ich will es nicht verhehlen, daß ich es zur Zeit wohl wagen dürfte, die Taufe sogleich an Ihnen zu vollziehen, ohne durch die Gesetzwidrigkeit des Aktes mich selbst ernstlich zu gefährden. Sie werden gehört haben von der gewissenlosen Proselytenmacherei der katholischen Kirche. Sie verschmäht es nicht, selbst offenbaren Raub auszuüben, zumal an Ihren Stamm-

genossen. In den meisten Fällen der Art haben die Eltern erfolglos den Staat und seine Gerichte angerufen gegen die wider ihren Willen vorgenommene Bekehrung und dauernde Entfremdung ihrer Kinder. Derselbe Eifer schwält jetzt bedenklich auch in der protestantischen Kirche, namentlich in der Geistlichkeit, die der heute fast allein herrschenden Richtung angehört. Der Uebertritt der Tochter einer weitbekannten und hervorragenden Israelitenfamilie wäre den Herren in der mir vorgesetzten Behörde so hochwillkommen, daß meine Mitwirkung ihres Beifalls, mein Ungehorsam gegen das Gesetz der Vertuschung und sogar des staatlichen Schutzes ziemlich sicher sein würde. Ja, ich weiß es nur zu gewiß, daß meine Weigerung, wenn sie bekannt würde, sogleich als ein schwerer und weiterer Anklagepunkt gebucht stände in dem Sündenregister, welches meine Oberen gegen mich vorbereiten, weil ihnen der freie Geist meiner Predigten längst ein Dorn im Auge ist.

„Aber es dürfen für mich weder Gunstgewinn, noch persönlicher Nachtheil in Betracht kommen. Ich habe die Aufgabe, wie in meinem Amt überhaupt, so nun für Sie nicht Ulrich Sebald, sondern Der zu sein, auf dessen Wort aus meinem Munde Sie verzichteten auf den frevelhaften Entschluß, Befreiung von Mühsal und Last im Tode zu suchen, um vielmehr Seinem Ruf zu folgen und von Ihm fordern zu kommen, was Er allen Mühseligen und Beladenen verheißen hat: das ist, nach dem griechischen Wort des Evangeliums, ‚Stillung des Leides', nach Luther ‚Erquickung', was in der Sprache seiner Zeit nicht blos ‚Labung' bedeutete, sondern ‚neue Belebung'.

„So muß ich Ihnen erst sagen, wie der Pastor

Sebald, der schlichte Mann von mittleren Gaben, das scheinbar so Vermessene, die Stellvertretung Christi, zu leisten versucht.

„Die von unserem Herrn und Meister überlieferten Sprüche tragen den Stempel eines Genius von erstaunlicher Lauterkeit des Willens. Sie zeigen uns die Denkweise, deren Eigenart den bisher gewaltigsten Umschwung der Geschichte einleitete. Da das Grundwesen des Menschen und die guten und bösen Eigenschaften seines Herzens dieselben geblieben sind, kann man aus dieser Denkweise unschwer die Antworten ableiten, welche Jesus selbst geben würde auf alle Hauptfragen der Sittlichkeit und der Pflicht gegen unsere Nebenmenschen.

„Die Kühnheit und die Tiefe dieser Denkweise sind um so bewundernswürdiger, als die Urkunden sie gewonnen zeigen von einem schlichten Handwerker, aus den Erfahrungen eines überaus engen Gesichtskreises, in einer Gesellschaft von kindlich einfachen Verhältnissen, in einem seitab gelegenen Ländchen ohne staatliche Selbständigkeit, ohne Kunst, ohne Wissenschaft.

„Aber wir dürfen es uns auch nicht verbergen wollen, daß eben deshalb seine Heilslehre keinen führenden Bescheid gibt für gar viele, große und wichtige Gebiete unseres Lebens, welche für ihn noch gar nicht vorhanden waren.

„Wir sind die Geschöpfe und Erinnerungseigner einer neunzehn Jahrhunderte weiter verlaufenen Geschichte. Wir sind Zöglinge einer damals undenkbaren Gesellschaftsordnung und Staatseinrichtung. Wir erfreuen uns einer damals kaum als möglich geahnten Kunde des Universums und der Naturgesetze. Wir sind im Vergleich zu

den Menschen von damals, den fast ohnmächtigen Sklaven der Natur, vermöge der Wissenschaft ihre der Allmacht zustrebenden Beherrscher. Wir sind die Erben der Staatsweisheit und bewundernswerthen Rechtslehre Roms, der griechischen Bildung und Kunst. Für uns haben Phidias, Praxiteles, Päonios, Thorwaldsen und Rauch gemeißelt, Rafael, Andrea del Sarto, Titian, Murillo und ihre Nachfolger gemalt, Michel Angelo, Erwin und andere Meister gebaut, Bach, Haydn, Händel und Mozart komponirt, Homer, Aeschylus, Sophokles, Shakespeare, Goethe und Schiller gedichtet, Kopernikus, Kepler, Galilei, Newton, Kant, Laplace, Herschel, Bessel und Darwin geforscht und entdeckt, die Entstehung unserer Sonnenwelt faßlich gemacht, das allmälige Emporsteigen der Lebewesen auf einer Stufenleiter, die Milliarden von Jahren durchragt, erklärt und das Geheimniß unserer Herkunft entschleiert.

„Wie soll zur Leitung im tausendfach gangreicher gewordenen Pflichtenlabyrinth des Menschen im heutigen Staat und in der heutigen Gesellschaft der schlichte Faden ausreichen, der für den Bedarf Galiläs gesponnen wurde? Wie sollen die bösen Gelüste des starken Gebieters und Erkenners der Natur gebändigt werden von einer Furcht vor Gott, die sich nur so lange wirksam bewähren konnte, als der Sünder sich auf Schritt und Tritt bewacht glaubte von einem unweit über den Wolken thronenden und von da mit eigener Hand strafend herabgreifenden Jehova? Wer weiß es denn heute noch nicht, daß das blaue Gewölbe da droben nur Erscheinung ist des nirgend begrenzten Weltraums, keine feste Decke, darauf ein Palast voll himmlischer Heerschaaren stehen könnte? So wenig als die Anschauung eines Zeitalters der Unwissenheit

haltbar und vertheidigungswerth ist, nach welcher die Erde, als unabsehbare Scheibe auf geheimnißvollen Säulen ruhend, in der Mitte der Welt deren Hauptstück bildete, Sonne, Mond und Sterne nur zu ihrer Beleuchtung an der überwölbenden Decke befestigt hingen, ebensowenig kann doch die nach ihr gemodelte Gottesvorstellung annehmbar und erbaulich sein für Den, der auch nur so viel von der Astronomie weiß, als in seinem Kalender steht.

„Wie, frage ich, kann dennoch für den Kulturmenschen an der Schwelle des zwanzigsten Jahrhunderts dieselbe Religion gültig bleiben und wieder ausreichend werden, deren Stifter noch durchaus nichts wissen konnte von der Fülle der inzwischen hinzugewachsenen Offenbarung?

„Ich weiß dazu nur einen Weg, und dieser Weg ist nicht etwa von meiner Erfindung, sondern lediglich Fortsetzung ganz desselben, den schon die Apostel und alle ihre selbstlos ehrlichen Nachfolger je nach ihrem Wachsthum an Bildung einschlugen, ja, desselben, auf dem auch die gesammte Christenheit kraft des ihr eingeprägten Triebes vorangeschritten ist.

„Vom Kirchenbau, vom Gottesdienst mit Gesang und Orgelspiel, von den Ceremonieen des Kults in Räumen, die zur Andacht stimmen mit der ernsten Erhabenheit ihrer Architektur, mit ihrem Bilderschmuck, ihren Skulpturen, ist auch nicht eine Silbe zu finden in den Sprüchen Jesu; ja, es kommen in diesen sogar Aeußerungen vor, die sich auslegen lassen und ausgelegt worden sind als Verwerfung solcher sinnlichen Hülfsmittel der Heiligung. Aber es ist eingeborenes Bedürfniß des Menschen, sich in das unlösbare Welträthsel in feierlichem Spiel zu vertiefen und sich auf die unabweislichen Fragen, die

seiner Forschung noch spotten, ja, mit einer Nachkommenschaft von drei neuen Mysterien für jedes enthüllte auch der höchst erreichbaren Wissenschaft immerdar spotten werden, wenigstens beschwichtende Scheinantworten zu geben mit Gleichnissen und Sinnbildern. Trotz der mangelnden Autorisation durch den Stifter und seine ersten Nachfolger hat dies Bedürfniß unsere Kirchen, ihre Musik, ihren Kunstschmuck, ihr Ceremoniell, ihre Festgebräuche, theils neu entstehen, theils, und zwar weit überwiegend, aus den Tempeln Aegyptens, Jerusalems und Roms übernehmen lassen. Nur Eiferer von flacher Nüchternheit und Unkenntniß des Menschengemüths haben sich, angesichts mißbräuchlicher Uebertreibung, so weit verirrt, das Unding einer Religion ohne Kunst zu fordern, und leider muß ich gestehen, daß in dieser Richtung auch die Kirche unseres Bekenntnisses viel gesündigt hat.

„Nun wohl! Wie ohne Weisung des Stifters die Kirche die Kunst mit aufgenommen hat und nach meiner innigsten Ueberzeugung sich nicht länger der ernsten Pflicht entziehen darf, statt der alten und verkümmerten Reste von Kunst, mit denen sie sich noch immer behilft, alle Künste in deren gegenwärtiger Vervollkommnung in ihren Dienst zu ziehen: gerade so muß ihre Lehre zur Lebensführung alles das mit aufnehmen und verbinden mit ihrem unvergänglich gültigen Urkern, was die Gesammtheit unserer Wissenschaften nach erkannten Gesetzen der Natur und Geschichte für das Wohl des Einzelnen, der Familie, des Staates, des Menschengeschlechtes vorschreibt.

„Was der Glaube im Lauf der Jahrhunderte gethan hat, indem er den Sohn des Zimmermanns von Nazareth verwandelte in den allmächtigen und allwissenden

Gott, das wiederhole ich in wunderloser, schlichterer Weise, indem ich ihn aus der Zeitenferne lebend herübernehme in die Gegenwart und ihn zur Denkart seiner Sprüche ausstatte mit aller Macht, aller Kunst, Wissenschaft und Weisheit, die uns inzwischen hinzuerworben ward von sämmtlichen Granden des Menschengeschlechts, deren ich vorhin etliche genannt habe.

„Und dies Denkbild ist mehr als Phantasma. Es ist Dichtung, sofern es vor meinem Schauen steht als die einzelne kolossale Menschengestalt des wiederbelebten Gekreuzigten. Aber es ist wahre Dichtung; es ist auch wirklich, es ist leibhaft und lebendig vorhanden. Es ist die bescheidenere, aber auch in ihrer Ermäßigung für uns unermeßlich groß bleibende, nur um so werthvollere Wahrheit, welche das Kirchendogma vom allwissenden, allmächtigen, allgütigen Gotte Jesus Christus zum segensvollen Kern hat und in der kindlichen Sprache der Symbolik ausdrückte, ausdrücken mußte. Denn in keiner andern Sprache können die höchsten und tiefsten Wahrheiten für die Menge wenigstens annähernd faßlich und erziehungskräftig genug werden, um endlich nach vielen, vielen Generationen auch die Erkenntniß ihres eigentlichen Sinnes zum Gemeingut zu machen.

„Mein kolossalischer Jesus Christus lebt auf Erden in der Gegenwart als Christenheit. Sie ist nicht Gott; aber das Göttliche hat in ihr die zur Zeit höchste Stufe der Menschwerdung erreicht. Sie ist nicht allgütig, sondern auch im Großen und Ganzen immer noch behaftet mit schlimmen Eigenschaften und argen Gebresten. Aber sie hat ein Wollen des Guten, eine Erfüllung der Pflichten der Nächstenliebe, eine Erziehung dazu, eine Bändigung

des Bösen, eine Unterdrückung des Verbrechens, eine Annäherung zum Frieden, zur Aufgabe ihrer Gesetze und Staatsordnung gemacht, wie nirgend sonst und niemals zuvor. Sie ist nicht allwissend noch allmächtig; aber sie verfügt mit der Gesammtheit ihrer Wissenschaften über ein Maß von Kenntnissen, und mit deren Anwendung in der Arbeit über ein Maß von Macht, gegen welches die kindlichen Vorstellungen früherer Jahrhunderte von der Allmacht und Allwissenheit der Götter und Gottes weit zurückbleiben.

„Dieser Gesammtgeist der Christenheit, dies den Erdball umrankende Riesengewächs aus dem vom Sohne des Joseph und der Maria gepflanzten Keim, ist mein lebendiger, gegenwärtiger Jesus Christus. Von seiner Weisheitsfülle und Heilskunde so viel zusammenzufassen, als mit unermüdlichem Fleiß und hingebendem Eifer der Einzelmann sich anzueignen vermag, was denn freilich immer nur in bescheidener und schwächlicher Annäherung gelingen kann, um dann, so geklärt als möglich von der Trübung durch die eigene Beschränktheit, dieses in sich erkunstete Nachbild des Menschheitsideales aus sich heraus reden, die Gemeinde erbauen, belehren, den Rath suchenden Einzelnen wegweisend führen zu lassen: das ist nach meiner Auffassung der Beruf des Geistlichen. Dieser Auffassung muß ich auch Ihnen gegenüber treu bleiben.

„Meinen orthodoxen Berufsgenossen ist dies Bekenntniß nichts als greuliche Ketzerei. Mit vollster Ueberzeugung, damit ein gottgefälliges Werk zu thun, würden sie mich verbrennen, wenn sie könnten. Da sie das nicht mehr können, setzen sie wenigstens alle Hebel in Bewegung, mich durch Vertreibung aus meinem Amt in ihrem Sinn

unschädlich zu machen. In ihrem zornigen Trotz gegen den großen Zuwachs an neuer Offenbarung, in ihrer noch weit mehr durch bequeme Trägheit verschuldeten als von mangelnder Begabung verursachten sträflichen Ignoranz verlangen sie, daß man die naturwidrigen Wunder ihrer Dogmen buchstäblich für wahr halte. Der Heiland soll eben so, wenn auch in geheimnißvoller Weise, der Sohn Gottes aus dem Schooße der Maria geworden sein, wie Sie die Tochter Ihres Vaters und Ihrer Mutter. Wer in solchem Glaubenssatze nur die größeste Heilswahrheit der Geschichte bildlich ausgedrückt findet, ist ihnen ein Antichrist, ein Leugner und Lästerer Gottes.

„Nach dem Christenthum dieser Herren sind Sie als Judenmädchen ein verlorenes Geschöpf, ein verirrtes und dem Abgrund verfallenes Schaf, aller Gnaden verlustig, nicht nur für die Zeit Ihres Erdendaseins, sondern für die Ewigkeit. Indem ich mich weigere, Sie unverweilt durch die magische Kraft einiger Tropfen Wasser und des zugehörigen Spruches im Nu in eine der Erlösten zu verwandeln, die allein privilegirt sind auf die ewige Seligkeit, begehe ich im Sinne dieser sogenannten Gottesdiener eine der allerschwersten Sünden.

„Ganz anders nach meinem Christenthum, wie ich es Ihnen, für diesmal auf Andeutungen beschränkt, mit nothbehelflichen Umrißstrichen zu kennzeichnen versucht habe. Als dessen gewissenhafter Diener sage ich Ihnen erstlich:

„Sie hatten Recht, als Sie sich schon jetzt die Unserige nannten. Ja, Sie gehörten zu uns schon vor Ihrem Entschluß.

„In welcher Elternreligion man auch geboren sei, Glied eines europäischen Kulturstaates und nicht in allem

Wesentlichen auch Christ zu sein, ist ganz unmöglich. Es ist gerade so unmöglich, als auf unserem Erdstern zu leben, ohne Wasser zu genießen und sogar weit überwiegend aus Wasser zu bestehen. Wie auch der eigensinnigste Sonderling, der sich jeden Tropfen dieses Lebenselementes verböte, es in vielerlei Gestalt, in jedem andern Getränk, jedem Nahrungsmittel, ja mit jedem Athemzuge in sich aufnehmen und seinen Leib aus ihm zusammensetzen muß, gerade so geht es mit dem Christenthum sogar Ihrem Vater, welchen übermäßigen Aufwand er auch treibe an Mühen und Selbstkasteiungen, um sich durch Beobachtung veralteter Lebensregeln und Speisevorschriften so grell als möglich von uns Christen zu unterscheiden. Nicht jetzt kann ich das beweisend ausführen. Es bleibe künftigen Stunden überlassen; denn Sie zu unterrichten, werd' ich auch ferner bereit sein.

„Zweitens erinnere ich, daß Jesus selbst ein Jude war und die mosaische Religion reformiren, keineswegs abschaffen wollte. Sie ist wirklich auch für uns nicht abgeschafft. Auch uns ist das Alte Testament heilige Schrift; auch für uns gelten die zehn Gebote. Nicht mit einer Sünde gegen das vierte dürfen Sie, die uns Zugehörige, das Zeichen dieser Zugehörigkeit ertrotzen wollen. Ihr Vater irrt, aber er meint es ehrlich. Sie würden ihn vielleicht tödtlich kränken mit Ihrer Losreißung, mit Ihrer dann unvermeidlichen Selbstverbannung aus seinem Hause, aus Ihrer ganzen Familie.

„Aber Vater und Mutter ehren bedeutet nicht sklavisch gehorchen auch gegen das eigene Gewissen. Schon Heirathen ohne Liebe ist bedenklich; Heirathen mit Widerwillen ein schweres Vergehen, weil nicht nur Selbst-

verdammniß zum Elend, sondern zugleich Schädigung des kommenden Geschlechtes. Sie haben ein unveräußerliches Recht, die Verbindung mit einem Ihnen widerwärtigen Manne zu verweigern. Bewähren Sie denn auch den Muth dieses Rechts. Nach so glücklicher Fügung wird ein entschiedenes ‚Ich will nicht' Sie bewahren vor dem verhaßten Bunde.

„Jetzt noch Eines. Daß Sie bei sonntäglichem Orgelklang an unserer Kirche vorüber kamen; daß ich Paul Gerhard's berühmtes Lied singen ließ als beste Vorbereitung auf meine Predigt; daß mich der freiwillige Tod eines Jünglings aus hochachtbarer Familie bewog, gegen den Selbstmord zu sprechen und daß ich zum Bibeltext meines Themas jenen vorzüglich geeigneten Spruch gewählt hatte: — alles das hat sicherlich kein außergesetzlicher Zauber bewirkt. Vermag ich doch sogar die geheimnißvolle Macht ein wenig zu entschleiern, mit welcher bei Ihrer Stimmung das Orgelspiel Sie ergreifen mußte. Nach meiner Gewohnheit hatte ich unsern vortrefflichen Organisten bekannt gemacht mit dem Inhalt meiner Predigt und mich dann sehr einverstanden erklärt mit seinem Erbieten, im Vor-, Zwischen- und Nachspiel Passagen zu verwenden aus Mozart's Requiem.

„Aber den Freigeist möcht' ich doch sehen, der Ihnen das Recht bestritte, in dem Zusammentreffen aller dieser Umstände eine gnädige Führung zu erkennen! Ja, ich gehe weiter. Ich sage: zu Ihrer Rettung ist nichts natürlich, alles übernatürlich geschehen.

„Sie schauen mich betroffen an, als zweifelten Sie an meinem Verstande. Erschrecken Sie nicht. Ich meine nicht, daß eine unsichtbare Hand aus Nirgendheim herab-

gegriffen, um Sie an unsere Kirche und hinein zu führen. Ich mein' es ganz verständig und schlicht.

„Das unbedingteste Lebensgebot der Natur lautet: friß, oder sei gefressen. Der Mensch ist aus der Natur geboren und noch überwiegend ihr Unterthan geblieben mit seinem leiblichen Dasein. Aber er hat sich auch weit über sie erhoben mit seiner Kultur, seiner Kunst und Religion. Er hat endlich gegen jenes allgemeine Naturgebot das Gebot der Nächstenliebe proklamirt und zu dessen Erfüllung in der Christenheit deren Kirche, deren Staatsordnung gegründet. Diese Steigerung des Menschen über die Natur hinaus ist die einzige auf unserem Planeten deutlich erkennbare Offenbarung des in der Natur schlafgefangenen Göttlichen. Lauter Thaten dieses Göttlichen haben Sie gerettet, nicht unnatürlich, nicht widernatürlich, aber übernatürlich. Ein paar Beispiele werden Ihnen diesen, so viel ich weiß mir ureigenen und darum einstweilen noch seltsam klingenden Gedanken vielleicht faßlicher machen.

„Die Centifolie verdankt ihre Blätterfülle der nahrungsreich zubereiteten Erde des Beets, der zu ihrer Erziehung getroffenen Auswahl bester Absenker des Mutterstrauches, ihre vollendete und unversehrte Gestalt dem Schutz vor den Unbilden des Wetters und der Verletzung durch Gethier, also der Anwendung von lauter natürlichen Mitteln. Aber sie ist eine weit über die Natur ihrer Ahnen hinaus gesteigerte Blume, ein übernatürliches Geschöpf, welches der Schönheitssinn der Menschen in vieltausendjähriger Pflege erzogen hat aus dem wilden Hageröschen. Das, womit Ihnen unsere Orgel das Weitergehen wehrte, waren streng naturgesetzlich verlaufende

Luftwellen. Aber in gleichem Sinne, nur noch weit höher übernatürlich als die Centifolie, ist doch die Schöpfung, zu welcher die Natur die mit einem Kamm der Beinschiene auf einem Häutchen geigende Grille präludiren, von der sie im Schlage des Finken und im Liede der Nachtigall ein kindlich holdes Traumlallen anstimmen läßt: die zur wundersamsten der Künste entfaltete Musik. Hatte nicht ein Mozart komponiren müssen, um Sie vor dem Kirchenportal festzuhalten? Hat es nicht der Sprache bedurft, dieser folgenreichsten Errungenschaft, die den Aufschwung des Menschen über die Natur zumeist ersiegt, indem sie seine Fortschritte vererblich, sein Wesen dadurch unsterblich machte? War es nicht die Schrift, diese dem Wilden allerunbegreiflichste Erfindung, vermöge deren Worte in Ihr Ohr klingen konnten, die vor sechzig Menschenaltern in Palästina gesprochen waren?

„So behaupt' ich denn kühnlich, zu wissen, daß Sie von Gott uns zugeführt wurden und daß es sein Wille ist, Sie künftig ganz die Unserige werden zu lassen. Wie? Das sehe, das weiß ich noch nicht. Aber der Glaube ist ja Fürwahrhalten dessen, das man nicht siehet und Vorwegnahme dessen, das man hofft. So glaub' ich denn, daß auch der Tag kommen wird, an dem ich nach Erfüllung Ihres Wunsches unten in das große Buch schreiben darf: Getauft Fräulein ... Ja, wie heißen Sie mit Ihrem Vornamen?"

„Cäcilie."

„Ein Name von schönster Vorbedeutung, der eine helle Zukunftsvision vor mir aufsteigen läßt. Sie kennen wohl das Bild der heiligen Cäcilia, der Orgel-

spielerin? So seh' ich Sie, die von unserer Orgel Gewonnene, auf der Organistenbank vor der Klaviatur sitzen und höre Mozart's Requiem als Vorspiel zum Choral: Befiehl du deine Wege."

In entschlossenem Ton und mit leuchtendem Blick entgegnete Cäcilie:

„‚Weissagungen,' las ich irgendwo, ‚wirken ihre Erfüllung!'" Dann stand sie auf, reichte ihm die Hand und rief:

„Ich danke Ihnen, danke Ihnen innigst. Ich habe schwerlich schon Alles richtig verstanden. Ich hätte Tausenderlei zu fragen; aber jetzt muß ich mir das wohl verbieten. Sie haben Blitze geredet; die leuchteten hinein in eine bisher nachtbedeckte Region, aber sie gewährten keine Ueberschau, nur schnell erlöschende Augenblicksbilder. Sie ließen mich reizende Luftwege, traute Wohnplätze mehr vermuthen als gewahren. Ihre Worte haben mich verwirrend überflutet mit Ahnungen eines neuen Lebens. Ich bin beruhigt über meine Zukunft und werde mir nach Ihrem Rath meine Freiheit muthig selbst zu sichern wissen. Ich bin vor Allem beglückt durch Ihre Zusage, mich ferner zu unterrichten. Ich war eine fußwund verdurstende Wüstenpilgerin. Die Führer der Karawane geboten mir, unter noch ärgeren Entbehrungen und Leiden als bisher weiter zu wandern durch die unabsehbare Oede von Felsgetrümmer und glühendem Sande. Schon gedacht' ich, lieber hinunter zu springen in die Finsterniß eines bodenlos gähnenden Abgrunds. Schon stand ich an dessen Rande. Da drückt mir eine unsichtbare Hand erquickenden Trunk an die Lippen. Ich blicke wieder auf, statt in die Tiefe, — und siehe, ein freundlicher Him-

melsbote steht neben mir. Seine Rechte weist vorwärts; über den Abgrund schwingt sich auf seinen Wink eine sichere Brücke. Drüben liegt gesegnetes Fruchtland voll arbeitsamer Menschen, die mir zurufen: ‚Komm', sei fleißig mit uns und glücklich.' Wann darf ich wieder kommen? — oder . . ."

Sie stockte. Sie war erschrocken über ihre Frage. Denn der Pastor, der ihr während seiner Rede erschienen wie ein ehrfurchtgebietender Prophet, sah ihr jetzt, nach ihren innigen Dankesworten, doch anders aus und schaute sie anders an. Ihre Verlegenheit beim Eintritt war überwiegend die des schweren Entschlusses zu ihren Bekenntnissen gewesen. Jetzt erst überfiel sie das Bewußtsein, als junges Mädchen einen nichts weniger als bejahrten Mann allein besucht zu haben. Jetzt erst ertappte sie sich auch darauf, daß unter den Beweggründen, die sie hergeführt, neben der herzgewinnenden, wohllautenden, von der Kanzel gehörten Stimme, doch auch die stattliche Figur und der schöne Kopf Sebald's ein wenig mitgespielt hatten. Kaum aber regte sich die Befürchtung, etwas von diesem Selbstgeständniß in Haltung und Miene verrathen zu haben, so war auch die weibliche Schlauheit bei der Hand mit einer List, es zu verbergen. Die verschämt gesenkten Lider dreist wieder aufschlagend, schweiften ihre Augen über das wenig geräumige, überaus einfach ausgestattete und bedrückend niedrige Zimmer mit einem Blick, dem sie einen Ausdruck von Geringschätzigkeit beizulegen wußte. Dann erst schloß sie in fast geschäftlich nüchternem Ton:

„Oder wo sonst darf ich hoffen auf künftige Lektionen?"

„Bei mir!“ antwortete eine Frauenstimme aus der jetzt völlig aufgehenden, aber längst schon leise geöffneten Thür des Schlafzimmers.

„Mein geliebter Uli,“ sagte Frau Sebald eintretend und den Sohn umarmend, „erst laß deine alte Mutter ihrer Wonne Luft machen, das Kind ihres Schooßes seiner Ahnen so würdig zu wissen. Nicht wahr, Fräulein Cäcilie,“ wandte sie sich dann an diese, dabei immer noch den linken Arm um den Nacken des Sohnes geschlungen und mit der rechten Hand sein gelocktes Haar und seine Wangen zärtlich streichelnd, „nicht wahr, das ist ein Gottesmann, der es verzeihlich macht, wenn sich im Herzen seiner alten Mutter etwas regt, das an stolzes Madonnengefühl anstreift? Aber was ist Ihnen? Was füllt Ihnen die Augen plötzlich bis zum Ueberlaufen mit Thränen?“

Mehrmals von Schluchzen unterbrochen stammelte Cäcilie:

„Ich hatte auch eine so schöne, so gute, so kluge Mutter! Aber sie liegt in der Erde zwischen vier ungehobelten Brettern.“

„Arme, verlassene Seele!“ versetzte Frau Sebald, indem sie ihren Ulrich losließ. Dann trat sie zu Cäcilie und ließ ihr wiederholt beide Hände über das Haar, über die Schläfen und die schmalen, nach dem Kinn zu sich rasch verjüngenden Wangen gleiten, als könne sie so die Betrübniß aus ihrem Gemüthe wegstreicheln.

„Ich will Sie lieb haben. Ich that es schon als ich Ihnen zuhörte, und thu' es jetzt noch mehr, da ich Sie taste. Denn Sie müssen wissen, ich habe Seelenkunde in meinen Fingerspitzen. So seidenweiches Haar,

so sammetfühlige Wangen haben meinen Schluß auf ein feines Herz noch niemals getäuscht."

Dies Empfinden war gegenseitig. Das gestreichelte Mädchen schloß die Augen wie zum Schlaf. Ihr statuenschönes Antlitz, eben noch erinnernd an den Kopf der trauernden Niobe, umfloß nun ein Ausdruck seliger Beruhigung und Hingabe, als wolle sie noch recht lange den wohligen Berührungszauber in sich einströmen lassen. Dann aber ergriff sie diese wunderthätigen Hände und preßte sie, mit heißen Thränen benetzt, an ihre Lippen, bis die tief gerührte Matrone sie ihr entzog, um nun auch sie mütterlich zu umarmen und auf die Stirn zu küssen.

In stummer Bewunderung schaute Sebald zu. Hätten nicht eben jetzt von draußen an sein Ohr schlagende Laute und deren Wirkung auf Cäcilie seinen Gedankenflug unterbrochen, so würde wohl beim Anblick dieser Zärtlichkeiten zwischen seiner Mutter und der schönen Jüdin ein gewisses Erinnerungsbild bedenklich erblaßt sein und starke Einbuße erlitten haben an seiner schirmenden Kraft.

Fünfzehntes Kapitel.

Eine Tasse Chokolade.

Sobald nur einmal du die Angst,
Die man dir künstlich eingeflößt,
Im Herzen muthig niederzwangst,
Erkennst du dich von ihr erlöst.

Vom Pfarrwinkel herauf erscholl Hundegebell. Cäcilie glaubte die Baßstimme Prank's zu erkennen. Sie trat an das nordwärts schauende Fenster und sah gerade noch die buschige Ruthe ihres Leonbergers hinter der Hausecke verschwinden.

In der Mauerpforte nach dem Bischofsgaden stand ihr Vater mit dunkelrothem Gesicht, die Hände auf der Brust und nach Athem keuchend, wie unschlüssig erst einen Fuß von der Schwelle auf die weit höher liegende Pritsche gesetzt, als ob er ihre Haltbarkeit prüfe. Den Hals tief links gebeugt, sah er empor nach der neben ihm aufragenden Sebalduskirche. Dann kam er, kopfschüttelnd und sich mit beiden Händen unter dem Hut in die Haare greifend, auf der Doppelplanke langsam näher geschritten.

Zu Sebald und seiner Mutter zurück hastend, rief sie ängstlich:

„Mein Vater! Wie ein Wild hat er mich aufgespürt. Schützen Sie mich. Hier von ihm getroffen, muß ich auf die ärgste Mißhandlung gefaßt sein.“

Während Ulrich hinunter eilte, um dem heftig Klopfenden selbst zu öffnen, beschwichtete Frau Sebald die Erschrockene:

„Ruhig, Kind! Setzen Sie sich in den alten Lehnstuhl. In meiner Gegenwart sind Sie sicher vor jeder Unbill. Mild, aber fest, kindlich, aber tapfer! Das sei jetzt Ihre Loosung. Diese Stunde entscheidet über Ihr und Ihres Vaters Lebensglück. Ersiegen Sie's! Nach meiner Schätzung werden Sie dazu eine Ihnen selbst unverhoffte Kraft und Sicherheit in sich vorfinden.“

„Ja,“ entgegnete Cäcilie, „ich traue mir das Schwerste zu, seit ich glauben darf, daß Sie mich ähnlich lieb haben wollen wie meine selige Mutter.“

Als Ulrich öffnete, drängte sich Prank ungestüm an ihm vorüber. Mit wenigen Sätzen war er oben und erwirkte sich mit Gebell und Kratzen Einlaß.

Vor dem hochgewachsenen, ernst, aber höflich auf ihn herabschauenden jungen Geistlichen, der mit der Linken eine zum Betreten der Treppe einladende Bewegung machte, stand Mendez verlegen und einen Augenblick sprachlos. Dann sagte er, immer noch etwas kurzathmig:

„Entschuldigen Sie dies Eindringen eines Unbekannten. Ich heiße Mendez.“

„Ich bin der Pfarrer Sebald.“

„Der Hund hat mich hergeführt. Meine Tochter muß hier sein.“

„Oben. Bitte voranzugehen, Herr Mendez.“

„Ist sie . . .“

Er stockte und lehnte sich wider das erreichte Treppengeländer, als fürchte er, von der Antwort auf die unvollendete Frage umgeworfen zu werden.

„Ist sie leidend?"

„Nein, vollkommen gesund."

Aus der Erinnerung an Cäciliens Erzählung hatte Ulrich sogleich erschlossen, welche Vaterangst die Frage eingegeben. Mendez mußte jenen Abschiedsbrief gefunden haben.

„Der Herr sei gepriesen!" murmelte Mendez auf hebräisch, ohne zu ahnen, daß die Sprache des Alten Testaments auch Ulrich vollkommen geläufig sei. Kaum aber fühlte er sich der ärgsten, trotz aller Gegenzeichen immer wieder aufgestiegenen Befürchtung überhoben, so regte sich auch wieder, was ihm Aaronson an Unduldsamkeit eingeimpft. In schroffem Ton frug er:

„Was hat sie hier zu suchen?"

„Darüber lassen Sie uns oben in Ruhe verhandeln," erwiederte Ulrich, nahm den Arm des etwas widerstrebenden Gastes und führte ihn hinauf.

Eintretend, sah Mendez zunächst nur seine Tochter. Dem vor ihr kauernden Prank den Kopf streichelnd, saß sie im altväterischen Lehnsessel, ganz wohl aussehend, die Wangen sogar etwas röther als gewöhnlich von der Willensanstrengung, gefaßt zu erscheinen. Ohne aufzustehen, sagte sie:

„Guten Morgen, lieber Vater!"

„Hast mir einen sehr bösen Morgen bereitet!" versetzte Mendez bitter und aus der ihm natürlichen, ohnehin hohen Stimmlage in die Fistel überklappend. „Es fehlte nicht viel, so warf die Tochter den Vater in die

Grube mit einem Herzschlag. Pfungstätter hat mir berichtet, was Du zu kaufen versucht und dann gestohlen hast. Da hab' ich denn in schrecklicher Angst Dein Zimmer durchsucht und Deine Schreibmappe aufgebrochen. Wozu die verruchte Komödie mit dem Gift und der heuchlerischen Abschiedsepistel?"

„Wollen Sie nicht Platz nehmen, Herr Mendez?" sagte jetzt Frau Sebald, ihm einen Stuhl hinrückend. „Wenn Sie sich sitzend erholen von Ihrem Schreck und Ihren Anstrengungen, werden Sie vielleicht einen ruhigeren Ton treffen und minder harte Worte finden zum versöhnenden Ausgleich einer Störung zwischen dem Herzen des Vaters und dem Herzen seiner wunderbar geretteten Tochter."

Jetzt erst, indem er sich halb links wendete, gewahrte Mendez die Matrone, zog den bisher aufbehaltenen Hut ab und machte ihr erröthend eine linkische Verbeugung.

Ihre hohe Gestalt, ihre Greisinschönheit, unterstützt von der sorgfältig gewählten und doch mit den bescheidenen Farben und dem schlichten Schnitt so durchaus zu ihren Jahren harmonirenden Kleidung, ihre großen, leuchtenden Augen, die mit festem Ernst und doch zugleich freundlich auf ihm ruhten, zumal aber die krönende Offenbarung glücklichen Gemüths und heiteren Seelenfriedens, der Wohllaut ihrer eben so sonoren als weichen Stimme, bändigten den Aufruhr seiner Empfindungen mit sanfter, aber unwiderstehlicher Gewalt, wie aufgegossenes Oel die Meereswogen glättet. Sein erstes Gefühl war Scham. Diese Sprachmusik, die selbst einen Vorwurf so gewinnend mild in sein Ohr flößte, brachte

es ihm zum Bewußtsein, daß er soeben mehr heiser gekreischt als geredet hatte. Diese würdevolle, so bezaubernd noch niemals erblickte Anmuth einer alten Frau zwang ihn zu denken, wie häßlich er wohl ausgesehen, indem er athemlos, schweißtriefend, zornig und mit dem Hut auf dem Kopf hereingepoltert, ohne der Dame des Hauses auch nur einen Blick zu widmen.

Gehorsam nahm er den dargebotenen Stuhl ein mit dem Vorsatz, dieser Frau fortan besser zu gefallen. Auch fand er sogleich, zur freudigen Verwunderung Cäciliens, die Haltung des Weltmanns von feiner gesellschaftlicher Bildung wieder, der er gewesen war, bevor man ihn systematisch zum abergläubischen Zeloten verzogen und bis zur Lähmung aller natürlichen Bewegungen in ein Gängelnetz obsoleter Lebensvorschriften eingesponnen hatte.

„Gnädige Frau," begann er in ganz anderem Ton mit einer keineswegs unangenehmen Tenorstimme, „verzeihen Sie, daß die Angst des Vaters mich blind machte für Ihre Gegenwart. Ich hätte sonst nicht versäumt, was ich der Hochachtung schuldig bin, die der erste Blick auf Sie mir gebietet. Jetzt aber gestatten Sie wohl dem Bangen, das mich noch immer beherrscht, die ungeduldige Frage, wie ich Ihre letzten Worte zu verstehen habe. Was meinten Sie mit der wunderbaren Rettung meiner Tochter?"

„Erlaube mir zu antworten," rief Cäcilie. „Im Vertrauen auf die Sicherheit meiner Mappe hab' ich den Abschiedsbrief nicht verbrannt, als ich andern Sinnes geworden war. Mit ihm gedacht' ich Dir später einmal zu zeigen, wie dicht und sturzbereit ich schon am

Abgrunde gestanden. Das war ein Fehler und ich bitte demüthig um Vergebung für den Schreck, den ich Dir damit absichtslos verursacht. Aber Komödie gespielt hab' ich nicht. Ja, ich trug das entwendete Gift in der Tasche. Wenn ich es nach Hause gebracht, so hättest Du noch an jenem Sonntag, auf den Montags meine feierliche Verlobung mit Rosenberger folgen sollte, meinen Brief auf Deinem Studirtisch, mich entseelt in meinem Bette gefunden. Da Du mein Zimmer durchsucht hast, wirst Du die Stickerei, wohl auch auf dem Harmonium das Choralbuch gesehen haben und letzteres aufgeschlagen bei der Musik, die ich heute, bevor ich hieher ging, absichtlich mit allen Registern spielte, um sie Dich hören zu lassen während Deiner Betstunde. Verstehe nun die Wahl meines Stickmusters und meine inbrunstvoll dankbare Verehrung des Chorals ‚Befiehl du deine Wege', wenn ich Dir sage, daß die Orgel der Kirche da, mich ablenkend vom Todesweg nach Hause, gegen Dein Verbot hineinlockte, und daß Du es jenem Liede und einem Gotteswort aus dem Munde dieses Mannes verdankst, nicht auch Deine Tochter wie den ältesten Sohn verloren zu haben durch Selbstmord."

„Aber dennoch verloren!" seufzte Mendez. „Denn was kannst Du heute hier gewollt haben?"

Bleich von der ungeheuren Spannung und dem Aufgebot ihrer ganzen Willenskraft, aber klar und fest erwiederte Cäcilie:

„Die Taufe."

Mehrmals die Farbe wechselnd und wie erstickend an der Qual, einen wilden Fluch unverlautet in der Kehle zu behalten, erhob sich Mendez und griff nach

seinem Hut. „Das," dachte er, „das ist die Erfüllung des Unheils, welches die heruntergeschlagene Mesusah prophezeit und meine Mißachtung der andern verschuldet."

„So hab' ich hier wohl nichts mehr zu suchen!" würgte er nach einer Weile heiser heraus. „Denn der Herr Pastor wird natürlich keinen Augenblick gesäumt haben, sein Waschbecken zu holen, um daraus die vormalige Zile Mendez zu — schmaddern."

„Armer Herr Mendez," entgegnete Frau Sebald. „Welche Beschämung steht Ihnen bevor! Wie falsch, wie klein denken Sie von meinem Sohn!"

„In der heiligen Sprache Ihrer Väter" — so nahm jetzt Ulrich weihevoll das Wort — „lassen Sie mich eine Mahnung an Ihr Herz richten. Denken Sie an Tehilim (Psalmen) 39, 2: ‚Amarti eschmerah derakai mechamô bileschoni: Ich habe mir vorgesetzt, mich zu hüten, daß ich nicht sündige mit meiner Zunge.' Was rathen ferner die Mischelë Schelomô (Sprüche Salomonis) 15, 1? ‚Maaneh râch jaschiv chemah udebar ëzem jaaleh âph: Eine gelinde Antwort stillet den Zorn, aber ein hartes Wort richtet Grimm an.' — Weit mehr Sie selbst, Herr Mendez, als Ihre Tochter, verschulden den Sturm, der jetzt Ihr Gemüth so haltlos hin und her wirft. Denn wie heißt es abermals in den Sprüchen 11, 29? ‚Okër bêjtô jinchal ruach: Wer sein eigenes Haus betrübt, der wird Sturm zum Erbtheil haben.' Sie sind hier nicht in einer Höhle von Räubern, die dem Vater sein Kind vom Herzen reißen wollen. Sie sind bei Glaubensverwandten, die es schon bewiesen haben, daß ihnen das vierte Gebot gerade so heilig ist als Ihnen selbst. Ja, Glaubens-

verwandten! Denn sogar das schöne Lied, dem Ihre Tochter die Rettung verdankt, ist ja nur ein umgefaßtes Juwel aus dem Schatzkästlein der uns gemeinsamen Religionskleinodien. Sein Anfang steht im 37. Psalm: ‚Gôl al Jehovah darecha: Befiehl du deine Wege dem Herrn.‘“

Versöhnlich zu wirken mit dem Urtext dieser treffend gewählten Bibelstellen hatte Ulrich erwartet, aber keineswegs geahnt, wie weit der Eindruck dieser wenigen Worte seine Hoffnung übersteigen sollte.

Die Arme rechts und links ausgestreckt, die Finger gespreizt, unbekümmert um den zu Boden gefallenen Hut, die Augen weit aufgerissen, saß Mendez wieder zurückgelehnt im Stuhl und starrte den jungen Geistlichen an wie eine ganz unglaubliche Erscheinung. So wohllautend hatte ihm das Hebräische noch niemals geklungen wie aus dem Munde dieses Christen. In der edleren, auch ihm vom Jugendunterricht wohl vertrauten, sogenannt portugiesischen Aussprache, deren er sich im Verkehr mit den Rabbinern nur ungern entwöhnt hatte, floß es von den Lippen Ulrich's so saughaft und kraftvoll und zugleich so geläufig, als wär' es seine Muttersprache. Die ganze heilige Schrift schien dieser Pfarrer im Gedächtniß sicher genug bereit zu haben, um nach Bedarf jede beliebige Stelle herauszugreifen. Umsonst suchte er im Gesicht des Altritterbürtigen nach der geringsten Spur jüdischer Herkunft, die das Wunder eines so perfekten Hebräers etwas minder unerklärlich machen könnte. Wie herztreffend hatte er die angeführten Stellen zu wählen gewußt für ihn, der selten etwas Anderes auf hebräisch zu hören gewohnt war als

starre Satzung, Ritualvorschriften, abenteuerlich ausgespitzte Kleidungs- und Speiseregeln, oder Gebetsformeln, denen vieltausendmalige, mechanisch ausdruckslose Herleierung ihre Schneide für Gemüth und Geist so völlig abstumpft, daß man sie vernimmt und aufsagt, wie man sich allmorgentlich das Gesicht wäscht oder die Strümpfe anzieht, ohne das Mindeste dabei zu denken oder zu fühlen. Und dieser an Schriftkunde den gelehrtesten Rabbinern gewachsene, wohl gar überlegene Mann, für den er bisher nur die feindliche Benennung Goj im Sinne gehabt, sammelte feurige Kohlen auf sein Haupt mit seiner unverhohlenen Hochachtung der mosaischen Religion: denn in dieser Epoche des ringsum aufqualmenden antisemitischen Gestänkers begrüßte er den Juden als einen Glaubensverwandten.

Zufrieden lächelnd beobachtete Ulrich diese Wirkung seiner Rede. Daß er sie vorzüglich den hebräischen Citaten verdankte, gab ihm schon jetzt den Gedanken ein, mit derselben Waffe noch entscheidender zu siegen. So nahm er aus dem Büchergestell einen mäßig starken Oktavband, behielt ihn aber einstweilen noch unaufgeschlagen auf seinem Schooß.

Frau Sebald glaubte außer diesem Stimmungsumschlag des Gastes inzwischen noch etwas Anderes wahrgenommen zu haben. Die mehrmals nach plötzlichem Erröthen eingetretene fahle Bläße seines Gesichts und seine müde, leibliche Erschöpfung verrathende Haltung erweckten ihr Mitleid. So benützte sie die Pause des Gesprächs, auf zwei Minuten hinaus und hinunter zu gehen, um der alten Haushälterin ihres Sohnes einen Auftrag zu geben.

Sie war eben wiedergekehrt, als Cäcilie, die den Vater keinen Moment mit ihren forschenden Augen losgelassen hatte und beglückt zu verstehen glaubte, was in ihm vorging, abermals das Wort nahm:

„Auch in Deinem Sinne, Vater, hast Du mich nicht verloren. Das verdankst Du gleichfalls lediglich der Geistesgröße dieses Mannes und dem mütterlichen Liebeszauber dieser herrlichen Frau; denn ich bekenne mich schuldig des harten Entschlusses, Dich zu verlassen. Ja, getauft zu werden, und so bald als möglich, verlangte ich sehr ungestüm. Ich antwortete auf Herrn Sebald's Weigerung mit bitteren Vorwürfen. Ich sagte, daß ich entschlossen sei, meinen Willen auch ohne ihn durchzusetzen. Ich hatte für den Fall meine Vorbereitungen getroffen, um schon morgen nach England abzudampfen, wo ich bei Deiner getauften, an einen Lord verheiratheten Schwester den willigen Reverend sogleich finden würde. Er blieb unerbittlich. Ihm winkte Lob und Ruhm, wenn er mir willfahrte; ihm droht Tadel und Strafe von seinen Vorgesetzten, wenn es bekannt wird, daß er mich zurückgewiesen hat. Unbekümmert um Gewinn oder Schaden, gehorcht er nur dem Gesetze seines Christenthums. Dies zu bewundern, bevor ich es ganz verstehe, hat er mich gelehrt. Ja, Du hast auch schon angefangen, das zu thun; Du weißt es noch nicht, aber ich hab' es Dir angesehen. Aber zugleich hat er mich bekehrt von meinem Vorsatz. Ich werde mich nicht taufen lassen ohne Deine Erlaubniß. Du meinest es redlich, sagt er, und die Tochter müsse beim Vater bleiben. Das will ich. Nachher sollst Du hören, was ich mir dagegen ausbedinge."

„Kann jetzt nicht antworten; bin wie zermalmt; alles Denken vergeht mir!“ sagte Mendez mit schwacher, kaum hörbarer Stimme und halb ohnmächtig im Stuhl zusammengesunken. Dann aber raffte er sich auf, ergriff die Hand des Pfarrers und hatte sie, bevor dieser es hindern konnte, geküßt und mit heißen Tropfen beträufelt.

Eben war die Haushälterin mit einem Präsentirbrett eingetreten, um sich sogleich wieder zurückzuziehen, nachdem sie es der Frau Sebald übergeben.

„Herr Mendez,“ sagte diese darbietend, „nehmen Sie eine Tasse Chokolade mit etwas Gebäck und dann ein Glas Portwein. Sie haben noch nicht gefrühstückt. Hungergeschwächt, verängstigt und vom Laufen erschöpft, fallen Sie uns noch ohnmächtig vom Stuhl, wenn Sie nicht etwas zur Stärkung genießen.“

Mit einem Gesicht, in dem sich Staunen über den Scharfblick dieser Frau und dankbare Rührung wunderlich mischten mit verzweifelnder Rathlosigkeit, wie er der Noth entrinnen könne, entweder zu sündigen oder diese gütige Fürsorge zu kränken, schaute er sprachlos auf zu der vor ihm stehenden Matrone.

„Gnädige Frau,“ stammelte er endlich, „sein Sie mir nicht böse. Ich darf keine Speisen und Getränke berühren, die nicht bereitet sind nach unserem Gesetz.“

„Nein, Herr Mendez, damit kommen Sie nicht durch,“ versetzte Frau Sebald streng und gebieterisch. „Sie werden gehorchen, oder wir Zwei haben nichts mehr mit einander zu schaffen. Wenn Sie diese säuberlich bereiteten Gottesgaben zurückwiesen als unrein, weil sie aus dem Vorrath eines Christenhauses und aus meiner Hand kommen, würden Sie meinen Sohn und mich grob

und unverzeihlich beleidigen. Kommen Sie zu der Einsicht, daß überhaupt eure ungastlich hochmüthige Koscherei in dem Rest von Verkehr, den sie euch übrig läßt mit uns, eine ehrenrührige Mißachtung der großen Nation ist, deren unermeßliche Staatswohlthaten auch ihr als Mitbürger genießen dürft. Mit ihr besonders verschuldet ihr eine der gerechten Ursachen des Grolls, den die Judenhetzer zu schüren beflissen sind. Sie wähnen zu sündigen, wenn Sie Regeln übertreten, von denen einige vor Jahrtausenden im heißen Orient gesundheitförderlich und zur Scheidung eines ehrbar lebenden, gottgläubigen Volkes von lüderlich schwelgenden Heiden auch sittlich heilsam sein mochten, die aber hier, im wohlgeordneten Europa, längst ebenso sinnlos und vernunftwidrig, als friedenstörend geworden sind. Ich aber sage Ihnen, Sie begehen eine Todsünde, wenn Sie sich heute, in einer der wichtigsten Stunden Ihres Lebens, durch eigensinniges Fasten Ihr Gehirn unfähig machen zu verständiger Ueberlegung und weisem Entschluß. Entweder Sie essen und trinken, oder Sie verlassen dies Haus augenblicklich."

Immer noch unschlüssig blickte Mendez auf Cäcilie. Seiner Tochter ein Beispiel der Uebertretung zu geben muthete man ihm zu, ihm, dem ascetischen Sklaven der Satzung und unnachsichtigen Erzwinger auch ihres Gehorsams!

„Du siehst übel aus, Vater," sagte Cäcilie. „Iß und trinke. Thu' mir's zu Liebe, sonst wirst Du wieder krank und durch meine Schuld. Laß Dich mit Labung gesund erhalten von Denselben, die Dir mein Leben und meine Kindestreue gerettet haben."

Die zitternde Hand schon ausstreckend nach den Erfrischungen, zuckte er nochmals zurück und richtete einen hülfeflehenden Blick der Gewissensangst auf den Pfarrer, als erwarte er von diesem Schriftgelehrten eine biblische Absolution für die Nothsünde.

„Greifen Sie zu, Herr Mendez," ermuthigte Ulrich. „Bin ganz einverstanden mit meiner Mutter. Doch gesetzt auch, sie hätte Unrecht: — mit meinem Wort verbürge ich Ihnen den Beweis, daß auch nach Ihrer bisherigen Strenge die heilige Schrift diese Labung gestattet. Erst aber stärken Sie sich."

Mendez nahm den ersten Bissen und Schluck zaghaft, als fürchte er, sich die Lippen zu verbrennen, den zweiten schon williger, um dann das Mahl bald fortzusetzen mit einem Appetit, der eines Zuspruchs der freundlich lächelnden Wirthin kaum noch bedurfte.

Nachdem er das reichliche Frühstück mit einem Glase Portwein beschlossen, war er selbst erstaunt über die heiter muthige Stimmung, die sich seiner bemächtigte, und noch mehr darüber, daß statt eines Vorwurfs im Gewissen vielmehr etwas in ihm sich regte wie Selbstspott und Lachlust über sein langes Sträuben gegen die schmackhafteste und erquicklichste aller Mahlzeiten, die er seit Jahren genossen.

Zu strammer Haltung aufgerichtet, ein Lächeln um die geklärten Augen, zur Wonne Cäciliens beinahe schon zurückverwandelt in den hübschen und fröhlichen Vater, der er gewesen, bevor ihn der Tod des Sohnes und der Gemahlin zu langer Krankheit niedergeworfen, rief er fast mit Humor:

„Nun Ihren Beweis, Herr Sebald, obwohl ich den

eigentlich nicht mehr nöthig habe nach dieser Bewirthung mit wunderthätiger Ambrosia und Nektar, kredenzt von Ihrer schönen Frau Mutter."

„Auch wird die alte Hebe mit schneeweißem Haar nächstens Vergeltung fordern," sagte schalkisch Frau Sebald.

„Vergeltung? Welche? Nach Ihrer Antwort verlangt mich fast mehr als nach dem Schriftbeweis."

„Lassen Sie erst meinen Sohn reden."

Ulrich hatte inzwischen in dem Buche geblättert. Den Zeigefinger zwischen die Seiten mit der gefundenen Stelle legend, klappte er es wieder zu. Es war eine hebräische Uebersetzung des Neuen Testaments, von deren Existenz Mendez nichts wußte. Sie ist neueren Ursprunges, macht aber, da der griechische Text beinahe durchweg herrührt von Verfassern, welche semitisch dachten und in einer erst erlernten fremden Sprache schrieben, oft fast mehr als dieser den Eindruck eines Originals, besonders in den drei ersten Evangelien, deren Reden ja in einem späteren Dialekt der alttestamentlichen Sprache gehalten und erstmalig auch aufgezeichnet wurden.

„Es wird Ihnen nicht unbekannt sein," begann er, „was das erste Buch Samuelis im einundzwanzigsten Kapitel von David berichtet. Auf der Flucht vor König Saul kam er hungermatt mit etlichen Genossen nach Nobe, trat in's Gotteshaus und verlangte zu essen. Da nichts Anderes vorhanden war, gab ihnen der Priester Ahimelech die heiligen Schaubrode, obgleich das Gesetz Mosis deren Genuß jedem Andern, als einem Gottesdiener vom Stamm Aaron's, strengstens verbietet.

„Nun hören Sie, wie sich in einem ähnlichen Fall unter Berufung auf diese Stelle ein weltberühmter Rabbi

Ihres Volkes ausgesprochen hat. Er ging mit seinen Schülern am Sabbath einen Pfad zwischen reifenden Weizenfeldern. Seine Begleiter waren hungrig, rauften sich Aehren ab und aßen die Körner. Da das einige buchstabengläubige Schriftgelehrte sahen, machten sie ihm Vorwürfe und sagten: ‚Was thun da Deine Schüler? Das ist ja am Sabbath verboten!‘ Was erwiederte der Rabbi? Hier steht es.“

Ulrich schlug das Buch auf und las hebräisch:

„Habet ihr nicht gehört, was David that, da ihn hungerte? Der Sabbath ist um des Menschen willen gemacht, nicht der Mensch um des Sabbaths willen. So ist der Menschensohn auch ein Herr über den Sabbath.“

„Was ist denn das für ein hebräisches Buch, von dem ich nie etwas vernommen?“ frug Mendez höchlichst erstaunt. „Wie heißt der berühmte Rabbi?“

„Das Buch will ich Ihnen später einmal leihen. Heute ist es dazu noch zu früh. Dann erfahren Sie auch den Namen des Rabbi, desselben, der ferner gesagt hat: ‚Ich bin nicht gekommen um das Gesetz aufzuheben, sondern um es zu erfüllen.‘ Jetzt, Mütterchen, habe Du das Wort zu Deiner Forderung.“

„Herr Mendez,“ begann Frau Sebald, „ich melde mich und meinen Sohn bei Ihnen und Ihrer Tochter zu Gast zum Abendessen am nächsten Montag. Aber nicht im alten Hause in der Judengasse, sondern in Ihrer seit mehr denn zwei Jahren zugeschlossenen Gartenvilla jenseits des Stromes.“

Ein Anflug von Schreck im Gesicht des Angeredeten ging schnell über in ein Lächeln des Trotzes. Zur Tochter gewendet flüsterte er:

„Wie wird Aaronson zetern! Aber mag er! So wohl und vergnügt hab' ich mich nimmer gefühlt seit dem Tode Deiner seligen Mutter. Sehe nicht ein, warum ich mir das nicht öfter gönnen soll. Sie machen mit mir, was Sie wollen," wandte er sich dann zu Frau Sebald und ihrem Sohn. „Sie sollen mir willkommen sein."

Für sich dachte er: „Das ist ja ein hoher Feiertag des Glücks, trotz der heruntergefallenen und der vernachlässigten Mesusah."

Damit begann von dem weltabsperrenden Gerüst, in welches den durch Herzeleid und Krankheit geschwächten, von Natur weich beweglichen Mann pfäffische Herrsch- und Gewinnsucht eingekäfigt, der Hauptständer, der seinem Glaubensbedürfniß aufbetrogene Aberglaube, aus Nuth und Naht zu weichen und falldrohend zu wanken.

„Gesegnet sei diese Stunde!" jubelte Cäcilie. „Damit ist eine Hälfte meines Verlangens so gut wie erfüllt: der Auszug aus dem alten Hause. Ich werde wieder ganz Deine glückliche Tochter sein, wenn Du mich noch lösest von Rosenberger."

Das war unklug. Damit hatte sie dem Vater für heute zu viel zugemuthet.

„Das steht nicht in meiner Macht," antwortete er traurig verdrossen, aber sehr bestimmt. „Rosenberger hat meine vor dem Rabbiner unterstegelte schriftliche Zusage. Nur er selbst könnte Dich freigeben. Lassen wir das jetzt," fügte er etwas milder hinzu. „Er weilt ja jenseits des Meeres und Monate werden vergehen, bevor er wiederkehrt."

Ein Zublinzen Ulrich's, der dabei den Finger an

die Lippen legte, und eine abwinkende Handbewegung seiner Mutter bewogen Cäcilie, nicht zu antworten.

Um den Mißton wegzudämpfen, der in die beginnende Harmonie hineingeschrillt, nahm Ulrich nochmals das Wort:

„Lassen Sie mich wiederholen, was ich schon Ihrer Tochter bewiesen habe: daß wir keine Proselytenmacher sind, obwohl wir Sie genöthigt haben, Ungekoschertes zu genießen und uns demnächst zu bewirthen in Ihrem neuen Hause. Beides haben wir, ich bekenne es, auch in der Hoffnung gethan, Sie hinaus zu retten aus der Gefangenschaft in einer Satzung, die längst ebenso unsinnig als gemeinschädlich geworden ist. Ueberlegen Sie doch ein wenig. Hätten Sie Ihren Reichthum jemals erwerben können ohne die tausendfache Mitarbeit des Kunst- und Gewerbefleißes und sämmtlicher Wissenschaften der Gegenwart? Nimmer! Aber gesetzt auch, er wäre Ihnen durch ein Wunder in den Schooß geflogen: — was allein gewährt Ihnen die Möglichkeit, mittelst dieses Reichthums in Ihrem Beruf eine Art von Weltherrschaft auszuüben? Was Anderes, als die uns bis zur Gleichgültigkeit alltäglich gewordenen, aber darum nicht minder grandios bewundernswürdigen Leistungen unserer Post, unserer Eisenbahnen und Telegraphen, verbunden mit dem starken Rechtsschutz in unserem Reiche und in allen civilisirten Staaten? Und Sie, ein hervorragender Gebieter über die Machtmittel, welche der Menschheit unserer Epoche die Herrschaft über die Natur erobern, Sie sollten ein angstvoller Knecht bleiben eines unübersehbaren Krams von Regeln, welche sich die wenig oder gar nichts wissenden Sklaven der Natur vor Jahrtausenden ersannen

und mit deren Befolgung sie wähnten, harte Strafe zu vermeiden und sich von Gott Belohnung mit Glück und Gesundheit zu sichern? Dann glichen Sie auf's Haar einem Soldaten, der mit Kelt, Nephritspeer, Flitzbogen und Feuersteinpfeilen in die Schlacht zöge gegen Feinde mit Mausergewehren und Krupp'schen Kanonen; oder gar einem Weißen, der, statt mit einem Rezept des Arztes in die Apotheke zu gehen, einen Medizinmann der indianischen Rothhäute aufsuchte, um sich den bösen Geist einer Krankheit mit albernem Hokuspokus austreiben zu lassen.

„Doch so scharf ich Ihnen das auf den Kopf sage, — fürchten Sie von mir keine Verspottung altehrwürdigen Herkommens oder gänzliche Verwerfung ererbter Gebräuche. Nein. Feiern Sie auch ferner Ihr bedeutsames und ernstschönes Versöhnungsfest. Essen Sie das ungesäuerte Brod und das Osterlamm. Wenn es Sie nicht stört in Ihrer Andacht, würden wir, meine Mutter und ich, als Gäste bereitwillig und in erbauter Stimmung theilnehmen an einem Mahl, das auch für uns verbunden ist mit heiligen Erinnerungen. Heften Sie immerhin auch an die Thür Ihrer prächtigen Villa die Mesusah mit einer Parasche aus der Thora, um täglich des Buches zu gedenken, dem nicht nur Ihr Volk, sondern die Menschheit so viel verdankt von ihrer Erziehung zur heutigen Größe.

„Aber dies Gedenken muß den Vorsatz fruchten, mit liebevoller Sorge für die Ihrigen und weiser Führung des Lebens für Sie selbst durch eigene That Unglück abzuwenden und Glück arbeitend zu verdienen. Wenn Sie dagegen wähnen, daß ein Fingerstrich über

das Gläschen und dann über Ihre Augen Sie auch ohne eigene Vorsicht mit Zauberkraft vor Gefahren schützen und Ihnen Segen ohne eigene Mühe zuwenden werde, dann fröhnen Sie einem Fetischdienst, einem unfehlbar Unheil bringenden Aberglauben und Ihre Schuld verwandelt die Heilsmacht des Namens Schaddai in Schadenmacht.

„Ein andermal mehr davon. Jetzt nur noch Eines.

„Wissen Sie, wie es kommt, daß die meisten Juden, selbst in fernen Ländern, der Sprache nach Deutsche geworden sind? Sie sind es geworden dank derselben Eigenschaft, welche sie weiland befähigte, die erfolgreichste Weltreligion zu liefern.

„Aus derselben Eigenschaft erwuchs die Kraft der Römer, mit ihrem Weltreich dieser Religion die Stätte vorzubereiten.

„Der frühe Verlust derselben, von Homer noch entzückend geschilderten und verherrlichten Eigenschaft ließ das griechische Volk die schon errungene Herrschaft über den Erdkreis verlieren und sittlicher Auflösung verfallen.

„Das bisher höchste Maß eben dieser Eigenschaft hat dann den Germanen die Gewalt gegeben, das verrottete Römerreich zu besiegen und die neue Lebensordnung zu begründen. Dieselbe Eigenschaft endlich hat uns Deutsche aus langem Siechthum genesen und erstarken lassen zu gebietenden Führern der Erfüllung.

„Weil ihr Juden auch jetzt noch diese Eigenschaft in hohem Grade mit uns theilt, ist euch nirgend wohler als unter uns. Auf ihr beruht eure, für eine leiblich von uns beträchtlich verschiedene Rasse geradezu staunenswerthe Schmiegsamkeit, mit unserer Sprache auch unsere

Empfindungs- und Denkweise dermaßen in Saft und Blut aufzunehmen, daß Juden wie Felix Mendelssohn, Heinrich Heine und Berthold Auerbach zu den deutschesten unserer Tonsetzer und Dichter zählen. Auch kann ich mich der Ahnung eines Mysteriums nicht entschlagen, welches erst die Zukunft enträthseln wird mit einer unserer Gemeinschaft zugedachten weltgeschichtlichen Leistung."

„So nennen Sie endlich die Eigenschaft, welche Sie meinen."

„Ich meine die im Alterthum außer den Römern nur noch den Juden eigene Hochhaltung der Frauenwürde und die mit ihr unvergängliche, ohne sie unrettbar verdorrende Wurzel des Völkerheils: die ehrbare Zucht und Innigkeit des Familienlebens. Denn die Tapferkeit der Männer kann, Schlachten gewinnend, Gefahren für den Augenblick, aber nimmer den Untergang abwenden, wann die mütterliche Tapferkeit der Weiber hingeschwunden ist. Die Familie wird immerdar der Menschheit Allerheiligstes bleiben. Was ihren liebegemörtelten Bau nicht festigt, wohl gar erschütternd aus den Fugen sprengt, das mögen zünftige Priester noch so göttlich preisen, es ist teuflisch. Darum hören Sie jetzt noch einen Spruch des Rabbi, von welchem dies Buch handelt."

Er las, für Mendez hebräisch, doch für seine Mutter und Cäcilie den Text Luther's aus dem Gedächtniß hinzufügend:

„Wenn du deine Gabe auf dem Altar opferst und wirst allda eingedenk, daß dein Bruder etwas wider dich hat, so laß allda vor dem Altar deine Gabe und gehe zuvor hin und versöhne dich mit deinem Bruder; alsdann komm' und opfere deine Gabe."

Mendez stand auf und nahm seinen Hut.

„Haben Sie Dank!“ rief er. „Auf Wiedersehen. Du, Kind, wirst noch hier bleiben wollen. Ich schicke Dir den Wagen. Hier ist der Schlüssel zum Thürgitter. Verschließe das Haus des Urgroßvaters hinter Dir. Dann fahre mit Recha und allen unseren Leuten nach der Villa. Das Hausgeräth steht ja noch alles, wie wir es verlassen haben. Sorge für die Säuberung. Im Gasthof zur Stadt Wien laß ein Mittagessen zur Abholung nach dem neuen Hause bestellen.“

„Und wohin willst Du?“

„Ich gehe meinen Bruder um Vergebung bitten.“

Sechzehntes Kapitel.

Professor Marpinger.

Einst mit desto hellern Blicken
Ihre Fälscherlist durchschauen
Helfen diese Ueberschlauen
Denen, welche sie umstricken.

Hildegard war aus der Schweiz recht verändert zurückgekehrt, ihr heiteres, oft bis zur Ausgelassenheit fröhliches Wesen einem nachdenklichen Ernst gewichen. Ihre Gesichtsfarbe war wieder so blühend wie zuvor; aber aus den braunen Augen, wann keine Thätigkeit ihren Dienst forderte und nur der Gemüthszustand aus ihnen sprach, blickte nicht mehr die arbeitfrohe, bis zur Wunschlosigkeit zufriedene Mitregentin des Vaters, sondern die träumerische Grüblerin. Die sonst elfenbeinhelle und glatte Stirn fältelte jetzt nicht selten ein Zug entsagender Schwermuth.

Sie hatte sich bisher wie die meisten Katholiken zum Gottesdienst ihrer Kirche mehr schauend, hörend und empfindend, als denkend verhalten. Sein Ceremoniell, seine Uebungen hatte sie getreulich mitgemacht als ererbte altehrwürdige Bräuche, deren unfraglich lebenheiligende Kraft man fühlt und erfährt, auch ohne sich

forschend zu vertiefen in die Glaubenslehre, welcher die Symbolik des Kultus einen sinnlichen Ausdruck zu geben bestimmt ist.

Das wurde jetzt anders. Sie begann religiöse Bücher zu lesen. Sie richtete Fragen an den Sebaldsheimer Kaplan, welche über seinen Horizont hinausgingen. Namentlich die Erkundigungen nach dem Unterschiede der katholischen von der protestantischen Lehre, die sie wie nebensächlich einstreute, aber doch zu oft wiederholte, um nicht selbst ihn einen bedeutsamen persönlichen Beweggrund ahnen zu lassen, brachten ihn bald so sehr in Verlegenheit, daß er schriftlich den Rath seiner kirchlichen Oberen einholte.

Diese ermittelten bald, was auf dem Glärnisch und in Einsiedeln geschehen war. Sie fanden die Seelengefahr einer so vornehmen Tochter und den möglicherweise drohenden Verlust einer Erbin, die bei ungestörtem Verlauf der Dinge vielleicht gar unvermählt blieb, wichtig und dringlich genug für ein Aufgebot ernster Gegenmaßregeln.

Der mäßig besoldete, sonst niemals neue Bücher kaufende Kaplan brachte ihr eines Tages ein ziemlich theures Geschichtswerk. Er behauptete, den Titel desselben im Schaufenster einer Odenburger Buchhandlung zufällig erblickt, den Inhalt des Buches zu ihrer Beruhigung vielleicht verwendbar vermuthet und beim Lesen wirklich dazu sehr geeignet gefunden zu haben.

Es war eine Religionsgeschichte des berühmten Geschichtsprofessors der katholisch theologischen Fakultät der Odenburger Hochschule, Namens Marpinger. Der ihr zumeist empfohlene Band des umfangreichen Werkes war

der letzte, der sich überwiegend mit der Reformation und besonders mit Luther beschäftigte.

Das Buch ist in glänzendem Stil so gewandt als bestechend geschrieben, und in vielen Stücken eine wirklich bedeutende Arbeit. Die Wärme und hingebende Begeisterung für die katholische Kirche ist echt und ungeheuchelt. Eine so klare als überzeugende Darstellung finden die unermeßlichen Dienste, welche ihre Institutionen und unter diesen geraume Zeit auch die weltbeherrschende Macht der Päpste der Menschheit und ihrer Kultur unfraglich geleistet haben. Ihre Ausartungen freilich, ihre Verderbniß bis zur ärgsten sittlichen Fäulniß, die Verbrechen der weltlichen Herrschsucht ihrer Priester gegen den Staat und die Wissenschaft, von den Inquisitionsgreueln der Autodafés, den niederländischen Massenmorden mit Feuer und Richtschwert, der mit Tedeum gefeierten Bartholomäusnacht, dem Giftregiment der Borgias, der Lügenerzwingung von Galilei, der Verbrennung des Giordano Bruno, bis zum jüngsten vatikanischen Konzil mit seinem Syllabus und seiner Forderung einer Art von Gottheitswürde für den römischen Bischof: das alles wird von dem wissenden Geschichtschreiber theils dreist verschwiegen, theils entschuldigt als Uebermaß von Eifer im Erstreben löblichster Zwecke, allerhöchstens aber nach thunlichster Milderung und Bemäntelung bedauernd zugegeben als Ausfluß menschlicher Schwächen, die ohne Schuld der Institution den zeitlichen Würdenträgern anhafteten.

Wie in dieser angeblichen Geschichte die Reformation dargestellt und Luther gezeichnet wird, das ist leicht zu errathen. Die Reformatoren und ihr Anhang sind vom

Teufel besessene, nach den Kirchengütern und ungezügelter Sinnenlust begierige Rebellen, Luther nur ein durch einige Begabung übermüthig gewordener, derb lebenslustiger Mönch, der die strenge Klosterzucht unerträglich fand und zur Theilnahme an seinem ruchlosen Abfall mehr als die Hälfte seines Volkes verleitete, lediglich, um eine Nonne heirathen zu dürfen.

Je deutlicher man erkennt, daß der Verfasser keine der Quellenschriften undurchforscht gelassen hat, da ihm kein in irgend einer derselben erwähnter Zug entgangen ist, der sich, herausgerissen und entstellt durch Unterdrückung von Nebenumständen, stempeln läßt zu einer menschlichen Schwäche, auch eine solche zuweilen wirklich ist, während er sich hier wohl hütet, der naheliegenden Entschuldigung auch nur mit einer Silbe zu gedenken, geschweige gar von den eben daselbst berichteten edeln Beweggründen und bewundernswürdigen Charakterzügen auch nur das Allermindeste verlauten zu lassen, desto verdammender ist mit Recht das Urtheil über diese Stücke ausgefallen. Auch wenn man den höchsten Grad zelotischer Verblendung als Milderungsgrund gelten lassen wollte, die wissentliche Fälschung bleibt eine haarsträubend arge. Daß ein Mann von unfraglich hoher Begabung und anderweit bewiesenem Forscherſinn sein Gewissen zu solcher Ruchlosigkeit nothzüchtigen konnte, wird nur begreiflich durch die Annahme, daß die Jesuitenmoral es löblich findet und gebietet, im Kampfe für eine vermeintlich gute Sache selbst das unverschämteste und niederträchtigste Lügengewebe für Geschichte auszugeben.

Die Wirkung dieses Buches auf Hildegard war zunächst ganz die beabsichtigte. Dem Verfasser einer

Reihe so trefflich geschriebener und erhebender Kapitel ein schweres schriftstellerisches Verbrechen zuzutrauen, war ihr unmöglich. In völliger Unkenntniß anderer Darstellungen nahm sie die infame Fälschung verdachtlos hin und fügte sich mit einem Seufzer der Entsagung der, wie es schien, erwiesenen Unmöglichkeit ihres Wunsches, eine bessere Meinung von den Protestanten zu gewinnen.

Ein fernerer Zufall führte bald darauf den Professor Marpinger selbst nach Sebaldsheim. Er hatte zufällig in dringender Sache mit dem Kaplan zu sprechen. Der war zufällig nicht zu Hause, sondern befand sich zufällig eben im Schlosse des Grafen.

Die stattliche Erscheinung, das feine Benehmen, die Unterhaltungsgabe des belesenen und weit gereisten Professors, der Takt, mit dem er jede Berührung kirchlicher Fragen vermied und sogar vorbeugend hinderte, als dazu der Kaplan einen Anlauf nahm, bestachen den Grafen und besiegten allmälig auch Hildegard's instinktive Scheu. Er wurde eingeladen, seinen Besuch zu wiederholen.

Mehrere Wochen ließ er auf sich warten. Als er endlich gekommen, bat man mit wachsendem Nachdruck um seine baldige Wiederkehr. Aber er blieb ein Gast von berechneter Seltenheit, bis der Graf, ein eifriger Schachspieler, in ihm einen Gegner von wünschenswerther Stärke kennen gelernt, der sich zwar schwer, aber doch in der Mehrzahl der Partieen besiegen ließ.

Nun kam er mehrmals in jeder Woche, doch schien sein Besuch immer nur dem Vater zu gelten. Mit merklicher Absicht vermied er es, Zwiegespräche mit Hildegard seinerseits zu beginnen. Zwar kargte er nicht, selbst mit

längeren Vorträgen, sobald eine Frage von ihr den Anstoß gab. Streiften aber diese Fragen die Religion, so wußte er eine eigentlich theologische Antwort stets zu umgehen und das Thema in ein anderes Gebiet hinüber zu spielen, anfangs am liebsten in das der kirchlichen Kunstgeschichte. Erst nachdem er sich hinlänglich überzeugt von Hildegard's gänzlicher Unbekanntschaft mit den einschlägigen Entdeckungen und Theorieen der neueren Forschung, wagte er es, mit ihr auch eine andere Region zu betreten: die Lehre von der wunderbar zweckmäßigen Einrichtung der Welt und aller Geschöpfe durch die göttliche Voraussicht.

Mit umfassender Kenntniß und großer Meisterschaft führte er alle Waffen dieser Hauptrüstkammer zum Kampfe gegen die Naturwissenschaft und ihre mit der Kirchenlehre unverträglichen Wahrheiten welche die Jesuiten, und keineswegs nur die katholischen, umschmiedend angesammelt haben, und zwar eben aus dem Arsenal der Naturkunde mittelst einfacher Umkehrung des von ihr erforschten Entwicklungsganges. Mit zahllosen, für den Laien so bestechenden als unwiderleglichen Einzelbeispielen aus allen Reichen wußte er seine Beweise eines Schöpfungsplanes, in dem Alles bis in's Kleinste vor unbestimmten Jahrtausenden vorher berechnet worden sei, zugleich sehr anziehend und genußreich zu machen.

Die Anatomie der menschlichen Hand erklärend, wies er überzeugend nach, wie ohne diese Gegenstellung des Daumens, ohne diesen erstaunlich komplizirten Mechanismus von Knöchelchen und Muskeln zur Beweglichkeit der Finger und ohne die Feinfühligkeit ihrer Spitzen die ganze Kultur und Geschichte des Menschengeschlechts

unmöglich gewesen wäre. Aber sorgsam verschwieg er, so unfraglich er auch das wissen mußte, daß zwar erst die Zunahme der Handgeschicklichkeit die Verfeinerung der Arbeiten möglich gemacht, in Wahrheit aber umgekehrt erst die immer mehr verwickelte Arbeit, vom Ergreifen eines Steines zum Wurf oder Aufknacken einer Nuß, oder eines Astes zur Vertheidigung, und weiter vom ersten Weben und Nähen bis zur Führung der Schreibfeder, des Pinsels und Meißels, bis zum Fingersatz des Klavierspielers und Geigers, allmälig mit der geforderten Uebung diese Organisation erworben und erblich gemacht.

Er zeigte, wie das Roß zu seinem Laufberuf durchaus dieses einzigen Fingernagels, des Hufes von solidem Horn, bedürfe, hütete sich aber wohl, zu erwähnen, daß das Urpferd erwiesenermaßen dreizehig gewesen ist und eben erst durch das Laufen auf hartem Boden in Hunderten von Generationen diese dienliche Rückbildung zum Einhufer gewonnen hat.

Als der Frühling sich wieder zum Sommer wendete, richtete er, bei einem Spaziergang durch ein blühendes Kleefeld, auf dem eine Menge von Hummeln mit dem Einheimsen des Nektars beschäftigt war, an Hildegard die Frage, ob sie sich's erklären könne, warum auf so reicher Erntestätte auch nicht eine einzige von den Honigbienen zu erblicken sei, die doch um die benachbarten Linden und andere Blumen so zahlreich summten? Da sie das verneinte, fing er mit dem Taschentuch eine Hummel und dann eine Stockbiene, drückte beiden getödteten Insekten die Saugrüssel heraus und löste sie von ihren Wurzeln. Beide legte er neben einander und dazwischen

eine der länglichen Schlauchblüten, deren ein Kleehaupt an fünfzig und mehr vereinigt. Da sah sie denn, daß eben nur der Hummelrüssel lang genug sei, bis zum Nektartröpfchen im unteren Ende des Blütenschlauchs einzudringen. Als sie dann erfuhr, daß eben diese Kleesorte keinen Samen ansetze, wenn ihre Befruchtung durch die Pollen zutragenden Hummeln verhindert werde —: von wannen hätte sie da einen Zweifel daran hernehmen sollen, daß diese wundersame Einrichtung einer Pflanze zum Besten eines bestimmten Insektes und dieses Insektes zum Besten der Pflanze augenscheinlich und handgreiflich eine „prästabilirte Harmonie" beweise?

Ein andermal ließ er sie durch die Lupe den zierlichen Fallschirm bewundern, an dessen Stockende das reife Sämchen der größesten Gattung des Löwenzahnes hängt und vom Winde in die Ferne getragen wird, „damit es irgendwo eine freie Bodenstelle zum Keimen finde". Er machte sie aufmerksam auf die mathematisch genau in gleichen Winkeln wie die Fischbeinrippen eines Regenschirmes gespreizten Federspärrchen, auf das zarte, durchsichtige Häutchen, welches gleich dem Taffetbezug jenes Menschengeräths straff darüber gespannt ist. Mußte sie da nicht unfragliche Filigranarbeit vom Finger eines geheimnißvollen Künstlers anstaunen? Unbekannt, oder wenigstens ihrer überlegenden Aufmerksamkeit fremd geblieben waren ihr ja die vielen tausend noch jetzt neben einander vorhandenen Stufen vom spärlichen Haarkleide, an dem der Wind ein Samenkorn von seiner Geburtsstätte etliche Spannen weit fortstreut, bis zum Baumwollenschleier, in dem es Meilen durchfliegt, bis zum vollendeten Flugapparat endlich, der es zuweilen sogar

über Meere zu tragen vermag. Noch weniger konnte sie eine Ahnung haben von den überaus einfachen, aber in diesem Fall wirklich nicht ganz leicht faßlichen Mitteln, mit denen die Natur von der Zeit der ersten Wasseralge oder Steinflechte bis heute das Erklimmen dieser Stufenleiter von der untersten bis zur obersten Sprosse bewirkt hat. Noch völlig verschlossen war ihr die Einsicht, daß alle Zweckmäßigkeit der Natur nichts Anderes ist, als Ergebniß allmäliger Anpassung, zwar zu staunenswerther Höhe und Verfeinerung gediehen in unermeßlichen Zeiten, verwickelt bis zur Unübersehbarkeit und rückwärts für uns vermuthlich niemals vollständig entwirrbar, aber bei alledem genau ebensowenig wunderbar, als die Uebereinstimmung der Gestalt des Kuchens mit der seiner Backform.

Welche Berechnung gebot dem Professor dies Verfahren und was war seine Endabsicht?

Er wußte, wer den Anstoß dazu gegeben, daß diese gewohnheitsmäßig und ohne Gegrübel kirchentreue Katholikin nachdenklich geworden war und den Verdacht geweckt hatte, sich wohl gar bis zum Austrittsentschluß verirren zu können, wenn sie sich selbst überlassen bliebe. So galt es zunächst, ihre Erinnerung an jenen Mann möglichst zuzudecken und verblassen zu machen mit einem Gegenbilde.

Dazu eben hatte man Marpinger erkoren, und nicht zum wenigsten in der Voraussetzung, daß ihn zu solchem Dienst neben seiner Begabung und gesellschaftlichen Gewandtheit auch sein ausdrucksvoller Kopf, seine stattliche Figur und seine bis in die Mitte der Vierziger noch wohl bewahrte männliche Frische besonders gut befähigen

würden. Doch zu seiner Ehre sei es gesagt, daß er diesen ihm unausgesprochen zugedachten Theil seiner Rolle zu spielen verschmähte. Sein Gewissen verbot es ihm schwerlich; denn dies hatte sich noch immer als grenzenlos elastisch erwiesen, so oft ein Vortheil für seine Kirche erreichbar schien. Entweder widerstrebte es seinem lebhaften Würdegefühl, seinen anderweiten Neigungen, oder — und das ist das Wahrscheinlichste, — er war nur klüger als seine Absender und sah mit seiner Menschenkenntniß deutlich ein, daß er sich bei einem Charakter wie Hildegard den Weg zum Ziele nur selbst verlegen würde mit dem leisesten Versuch, durch seine Manneseigenschaften das Weib in ihr zu gewinnen. Jedenfalls wußte er dem Verkehr mit ihr ein Gepräge lautester Keuschheit zu geben. Die Uebereinstimmung dieser würdigen Haltung mit ihrem äußeren Pflichtsymbol, der kaum thalergroßen Tonsur auf dem Scheitel des Weltgeistlichen, hatte der oft umworbenen Grafentochter wirklich das Gefühl voller Sicherheit eingeflößt und dem geistvollen Professor für seine belehrenden und erbaulichen Unterhaltungen eine zwar herzenskühle, aber aufrichtig hochschätzende Freundschaft eingetragen. So war es ihm in der That gelungen, vor das Bild jenes Mannes einigermaßen verdeckend sich selbst zu stellen und dasselbe, wenn auch keineswegs auszulöschen, so doch etwas weiter zurückzudrängen in den dämmerigen Hintergrund ihrer Erinnerungen.

Und er kannte jenen Mann aus mehreren seiner heimlich belauschten Predigten. Ja, er war mit Ulrich Sebald's Auslegung des christlichen Glaubens beinahe durchweg einverstanden. Zugleich aber war er fest über-

zeugt, daß es äußerst verderblich sei, diese Lehre öffentlich vorzutragen. Sie müsse, meinte er, ein Mysterium bleiben, enthüllt nur für eine kleine Zahl von Geweihten, ein Allerheiligstes, betretbar nur für auserwählte, zur Herrschaft über die Kirche berufene Geister. Denn das Volk werde die Wahrheit immerdar nur im stark legirten Zustande des Sinnbildes und des Wunderberichts als bekommliche Nahrung zu verdauen im Stande sein; ihm dürfe nie der unheilvoll berauschende Spiritus, nur die undestillirte Frucht geboten werden. Aus dem Symbol und dem Dogma die vernünftige Bedeutung, aus dem Wunder die erziehende und zur Arbeit ermuthigende Machthoffnung deutend herauszuschälen, das heiße die Kirche für die Menge zur leeren Hülse entkernen, die Religion zum Gaukelspiel entwürdigen; das könne keinen andern Enderfolg herbeiführen, als eine Auflösung der Christenheit in zügellose Schwelgerbanden.

So sann er denn längst auf Mittel, dem lutherischen Pastor an der Sebalduskirche, da dem Protestantismus selbst einstweilen noch nicht beizukommen war, wenigstens durch seine Berufsgenossen sein gefährliches Treiben legen zu lassen. Für seine nächste Aufgabe aber schien es ihm geboten, seine Einwirkung auf Hildegard zur Neutralisirung derjenigen zu modeln, welche sie bei der Begegnung in der Schweiz von Sebald, nach seiner Lehrweise zu schließen, empfangen haben mochte.

Das war der Grund, weshalb er sich gehütet, sie zu behelligen mit den überlieferten Glaubenssätzen, die das begabte und scharf urtheilende Mädchen leicht zu zweifelndem Einspruch veranlassen konnten; das der Grund, ihr von der Religion fast nur ihre Kunstentfaltung, vom Gottes-

glauben vorzüglich dessen naturwissenschaftliche Scheinstützen zu zeigen.

Hielt er Hildegard für befähigt, einst als eine der Auserwählten in die letzten Mysterien eingeweiht zu werden? Hatte er für sie eine von den Rollen in Absicht, welche die katholische Kirche in ihrem unablässigen Ringen zum Wiedergewinn der Weltherrschaft so gern von hochgestellten Frauen spielen läßt?

Vielleicht. Doch seinem erfolgreich angetretenen Feldzuge ward ein Stillstand aufgenöthigt, welcher die gehoffte Eroberung vereiteln sollte.

Siebenzehntes Kapitel.

Der Spurenmeiſter.

Neue Welt mit unbegrenztem
Daſeinsraum für neues Leben,
Unumwallt gebor'nen Städten,
Strömen ohne Burgruinen,
Süßen Meeren, d'raus gigantiſch
Waſſerfälle niederdonnern,
Wirke Du, vom Ozeane
Bis zum Ozean durchflogen,
Reine Tafel in der Seele
Für das wahre Bild des Alls.

Der vorige Beſitzer der Herrſchaft Wallingen, Fürſt L . . . ., der Mitbegründer eines deutſchen Adelsvereins zur Beſiedlung eines beträchtlichen Landſtriches in Nordamerika, hatte ſchon bei dieſem verfehlten Unternehmen einen Theil ſeines Vermögens eingebüßt, bald darauf einen noch weit beträchtlicheren durch unüberlegte Betheiligung an ſchwindelhaften induſtriellen Gründungen. Um ſeinen überſchuldeten Fürſtenſitz zu retten, war er genöthigt geweſen, ſein geſammtes übriges Eigenthum zu verkaufen. Das Gebot auf das Gut Wallingen hatte er nur unter der Bedingung angenommen, daß Graf Ildo gegen eine Mehrzahlung von etlichen tauſend Thalern auch ſeine zahlreichen Aktien jenes Vereins nebſt den zugehörigen

amerikanischen Besitztiteln übernehme. Diese Papiere schienen werthlose Makulatur. Aber Fürst L . . . . zeigte sich auf die Rettung eines wenig mehr als nominellen Bruchtheils vom vergeudeten Kapital grillenhaft versessen. Vielleicht gedachte er so den Vorwürfen seiner Familie die Spitze abzustumpfen durch den Beweis, daß jenes Unternehmen zwar wegen unvorhergesehener Umstände einstweilen unergiebig, aber keineswegs ein so kopfloses gewesen und ohne künftige Aussichten sei. Da überdies der für Wallingen in der Bedrängniß und in Ermanglung eines andern Baarzahlers acceptirte Preis hinter dem Wirthschaftswerthe des Guts auch nach diesem Zuschlage um viele Tausende zurückblieb, so war Graf Udo schließlich auf jene Bedingung eingegangen.

Lange hatten jene Papiere vernachlässigt im Sebaldsheimer Archiv gelegen. Da erhielt der Graf von einem Odenburger Bankhause eine Anfrage, ob er geneigt sei, jene Aktien und Besitzurkunden zu verkaufen. Auf seine bedingte Zustimmung erfolgte ein Gebot, welches den ihm zu Buche stehenden Preis überstieg, wenn auch nicht sehr erheblich. Schon wollte der Graf zuschlagen; aber Hildegard hielt ihn zurück. Bald bewährte sich ihr Verdacht, daß durch jenes Bankhaus niemand Anderes als eben Fürst L . . . ., dessen Finanzen sich inzwischen etwas gebessert, den Rückkauf beabsichtige.

Darauf hin wurde beschlossen, durch das Bankhaus Mendez und Söhne, welches die Geldgeschäfte des Grafen seit einer langen Reihe von Jahren musterhaft besorgte, unter abschriftlicher Einsendung der Besitztitel in New-York Erkundigungen einziehen zu lassen.

Die Antwort lautete dahin, daß die Aktien drüben

völlig werthlos seien, auch die Mehrzahl der Besitztitel auf Menschenalter hinaus unverkäuflich bleiben dürften, da sie sich theils auf Sümpfe und Unland bezögen, theils auf Gelände, das zu weit von Strömen und Eisenbahnen abliege. Eine Anzahl dieser Urkunden sei aber vollgültig für beträchtliche Ländereien, die inzwischen werthvoll geworden durch das Nachrücken der Kulturcentra. Wenn sich der Besitzer entschließen könne, persönlich drüben zu erscheinen und einen bewährten Landagenten am Gewinn genügend zu betheiligen, so dürfte für ihn ein Erlös von vierzig- bis sechzigtausend Dollar zu realisiren sein.

Diese Mittheilung begleitete Alphons Mendez mit einer vertraulichen Zuschrift des Inhalts, daß es dem Erfolg des Unternehmens förderlich sein dürfte, wenn der Herr Graf drüben keinen Gebrauch mache von seiner Standesbezeichnung und womöglich auch einen andern Namen führe, als den sehr bekannten seines alten Geschlechtes. Unter Darlegung seiner Gründe werde er sich vom auswärtigen Amt sehr leicht unter beliebigem Inkognito einen für die deutschen Konsulate vollgültigen Paß verschaffen können, wie er für das beabsichtigte Geschäft dort unentbehrlich sei.

Auf Hildegard's Zureden hatte sich der Graf nach einigem Zögern entschlossen, in Begleitung seiner Tochter die Fahrt über den Ozean anzutreten. Der ohne Schwierigkeit erlangte Paß lautete auf Herrn Udo Wallinger, Gutsbesitzer, nebst Fräulein Tochter.

Drüben wurde das Geschäft binnen sechs Wochen abgewickelt, und über Erwarten gut. Selbst jene Besitztitel auf Unland und menschenferne Wildniß erwiesen sich als nicht völlig werthlos, wenn sie auch zu dem kläg-

lichen Preise von fünf Cents für den Acker, den eine große Spekulantengesellschaft bewilligte, trotz ihrer Menge nur etwa die Reisekosten einbrachten. Der Erlös für die guten Ländereien, der in Wechseln an Mendez und Söhne überwiesen werden konnte, erreichte ziemlich genau die Mitte zwischen dem Maximum und Minimum des früher erwähnten Voranschlages.

Zwei fernere Monate wurden einer Vergnügungsreise durch die Union gewidmet.

Die Beiden waren den schönen Hudson hinauf gedampft, einen dem Rhein ohne seinen Ruinenschmuck ähnlichen Strom, vorüber an den Catskill mountains, deren Umrisse sie lebhaft erinnerten an das Siebengebirge gegenüber Bonn. Dann, auf den eisernen Schienen weiter fliegend, nach dem Niagara, entlang den großen Süßwasserseen, über das Felsengebirge, nach der Mormonenstadt am Salzsee, durch die Salzwüste, die Sierra Nevada hinauf, hatten sie einen Abstecher zu Wagen gemacht an den von prachtvollen Wäldern und schneegekrönten Alpen umrahmten, tiefdurchsichtigen Lake Tahô und waren über Sakramento City nach San Franzisko gelangt.

Hier verweilten sie mehrere Tage, gefesselt von einer Fülle so neuer als eigenartiger Wahrnehmungen. Zunächst fanden sie die Anlage der Stadt recht wunderlich. Den Plan zu den meist rechtwinkeligen Straßen schien man, unbekümmert um die Bodenverhältnisse, auf dem Papier fertig entworfen und dann dem Terrain aufgetragen zu haben, ohne zu fragen nach den vorhandenen Hügeln und Thälern. Da mußte man, um in die nächste Parallelstraße zu gelangen, entweder eine Viertelstunde weit umfahren, oder aussteigen und auf schmalem be-

lattetem Plankensteig mit Geländer eine treppensteile Quergasse emporklimmen. Aber sie sahen auch, wie man solche Anlagefehler mit einer vor keinen Kosten und keiner Arbeit zurückschreckenden Energie nachträglich ausglich durch Abtragung ansehnlicher Höhen und Einebnung langer Thäler und Schluchten, welche Millionen von Kubikmetern herbeigekarrter Erde verschlangen. Sie schauten mit eigenen Augen, was sie, nur erzählt, für märchenhafte Aufschneiderei gehalten hätten: wie man theils damit schon fertig, theils noch im Begriffe war, von einer zu eng gewordenen Hauptstraße die ganze äußere Häuserreihe nicht etwa abzubrechen und neu zu bauen, sondern unversehrt und sogar bewohnt auf Schienen um zwanzig Fuß rückwärts zu schrauben.

Sie blieben stehen vor den Auslagefenstern der Bankgeschäfte und beschauten die Fülle des Goldes. Da stand es theils aufgestapelt in fußhohen Säulchen thalergroßer Münzen, theils füllte es große gedrechselte Holzschalen bis zum Rande als feiner Glanzkies. Hier klebte es in hellgelben Plättchen auf Quarzstufen, die mit dem Namen des Bergwerks und dem Kursstand seiner Aktien bezeichnet waren, dort lag es in gediegenen faust- und selbst kopfgroßen Knollen, in der Außenfläche dem Blumenkohl vergleichbar, ebenfalls mit inschriftlicher Angabe des Fundorts.

Sie sahen die Geschäftigkeit der lang bezopften Chinesen; sie traten ein in einen der engen Ladenräume, deren Thürschild unter unentzifferbaren Hieroglyphen auch in englischer Uebersetzung kund gab, daß hier ein Tscheng Leng oder Ling Sing washing and ironing besorge. Hildegard mußte bewundernd gestehen, das Bruststück eines Hemdes noch niemals auch nur annähernd meisterlich in

eine Art blütenweißen und glänzenden Elfenbeins verwandelt gesehen zu haben, wie von diesen selbst sehr unsauber gekleideten Söhnen des Himmels. Sie besuchten, von einem Schutzmann begleitet, das Chinesenviertel und sahen schaudernd die Träumkojen für Opiumraucher; sie hörten im chinesischen Theater die dem Europäer unerträglich mißtönige und wie Tollhausgekreisch vorkommende Musik, staunten über die Verständlichkeit, welche die Schauspieler lediglich durch ihre Geberden der Handlung des Stücks auch für Den zu geben wußten, der auch nicht einer Silbe ihres Vogelgepiepses von Sprache kundig war, wurden aber auch von hier bald vertrieben durch einen nicht gerade starken, aber unsagbar widerlichen Geruch.

An einem Juninachmittag rollten sie in leichtem Wägelchen auf trefflicher Chaussee aus der Stadt westwärts, dem Gestade des Stillen Meeres zu. Rechts, in einiger Ferne, erblickten sie das „goldene Thor", den schmalen, felsumrahmten Sund, welcher die Bucht von San Franzisko, ein Salzwasserhaff, mit dem Ozean verbindet; zur Linken zwischen dünenartigen, spärlich bewachsenen Hügeln Ackerbreiten, die man mühsam dem sterilen Boden abgewonnen, jede derselben aus einem Brunnen bewässert durch eine kleine Windmühle mit rundem Flügelrade, und überwiegend der Kultur der Erdbeere gewidmet, welche dies gesegnete Land des ewigen Lenzes das ganze Jahr hindurch in erstaunlicher Fülle auf den Frühstückstisch liefert.

Von blendendem Sonnenlicht umflutet, spürten sie dennoch keine belästigende Hitze; denn auf dieser schmalen Halbinsel zwischen der Bai und dem Ozean zeigt selbst im Hochsommer das Thermometer im Schatten selten mehr

als zwanzig Grad, und im sogenannten Winter niemals weniger als vierzehn. Die Vegetation macht keine Pause und die in den Gärten nicht seltene Palme bedarf keines künstlichen Schutzes.

Angesichts der See stiegen sie aus und lustwandelten auf dem feuchtfesten, mehrentheils dunkelgrauen Sande des Gestades. Hildegard las, um sie als Andenken mitzunehmen, einige große geriefte Muscheln und kalkig weiße Schalen eines ihr unbekannten Seethieres auf, die einen flachen Hohlraum einschlossen mit einer ebenen, um ein Loch in der Mitte blattrippig gezeichneten unteren und einer leicht gewölbten oberen Seite, auf der, an ein Stiefmütterchen erinnernd, die Umrisse einer Blume von drei langen und zwei kürzeren Blättern mit feinen Gravirstrichelchen wundersam sauber und zierlich gestochen erschienen.

So schritten sie, dem Strand entlang, wohl eine Stunde südwärts, die milde Kühlung der Seebrise wohlig empfindend und die feuchte Luft erquickt einathmend, den Blick bald suchend gerichtet auf die mit dem Tang ausgeworfenen Reste des Meergethiers, bald mit den Augen hinausschweifend nach dem Horizont der unermeßlichen Wasserfläche.

Wann eine der brandenden Wellen der mäßig bewegten Flut etwas höher hinauf züngelte und Hildegard's Schuh zu benetzen drohte, dann sprang sie, in Kinderlust aufjauchzend, landwärts empor, kehrte aber sogleich wieder zurück, um die Spur ihrer Schritte so nah als möglich dem Salzwassersaum, der geglätteten, schrägen Sandfläche einzuprägen.

„Liebes Kind," mahnte da der Vater, „Du wirst

doch noch die Schuhe voll Wasser schöpfen und Dir einen Schnupfen holen. Für unsere fernere Reise könnte das recht störend werden."

„Salzwasser," versetzte sie, „erkältet ja niemals. Uebrigens bin ich auf alle Fälle gerüstet. Ich habe zu dieser Strandpromenade meine Morgenschuhe und ein Paar Strümpfe zum Wechseln in Deine Umhängtasche gesteckt. Mich reizt dies Neckespiel mit dem heute so friedlich tändelnden Ungeheuer von Ozean."

So trippelte sie weiter im Zickzack, den Fuß mit Vorliebe immer auf die eben erst von der Welle verlassene und dadurch angenehm feste und glatte äußerste Kante des Gestades setzend, doch rechtzeitig links springend, wann mit niedrigem Schaumkamm die folgende heranplätscherte, um die höchst erreichte krause Linie ihrer Landung mit einem Faden emporgespülter Sandkörner zu bezeichnen.

Jetzt aber kam eine ziemlich ansehnliche Woge herangerauscht. Hildegard mußte dem ersten, ungenügenden und fast überholten Ausweichesprung einen hastigen zweiten folgen lassen. Mit diesem platschte sie mitten hinein in einen nicht rechtzeitig bemerkten flachen Tümpel, und steckte nun bis an die Waden fest im Triebsande.

„Da hast Du's!" rief ihr Vater halb lachend, halb ärgerlich, indem er hinzueilte, um ihr herauszuhelfen, da sie beim Versuch, den einen Fuß frei zu machen, mit dem anderen nur noch tiefer einsank.

Aber kaum in's Trockene gelangt, rief sie lustig kichernd:

„Doch endlich ein kleines, klimperkleines Abenteuerchen im großen Amerika, das ich mir nach Romanen wimmelnd vorgestellt hatte von allerlei Fährlichkeiten und

haarsträubenden Schrecknissen, um es in Wirklichkeit so zahm zu finden. Bitte, Papa, lege Deine Tasche hieher und geh' allein ein Streckchen voran."

Bald schritt sie hochaufgeschürzt und barfuß, im weichen Brandungsmalm knöcheltiefe Stapfen hinterlassend, an's Gestade und einen Schritt hinein in das seichte Wasser, um Schuhe und Strümpfe sauber zu spülen und letztere verpackbar auszuwinden. Dann suchte sie, am Ufer emporschreitend, droben eine Stelle, wo zwischen spärlichen Strandhaferhalmen tiefer und reiner hellgelber Sand lag, den die Sonne beträchtlich erwärmt hatte. In diesem wühlte sie mit den nackten Füßen herum, bis sie völlig trocken waren. Bald konnte sie, frisch beschuht und bestrümpft, an die Seite des Vaters zurückkehren, nur noch lustiger geworden durch den kleinen Zwischenfall.

Daß dieser doch noch bedeutsame Folgen haben sollte, konnte sie nicht ahnen. Ihrer Wahrnehmung war es entgangen, daß, gedeckt von einem niedrigen Dünenhügel, ein liegender Beobachter, durch seinen Feldstecher spähend, Zeuge gewesen sowohl ihres zweimaligen Fußbades, des unfreiwilligen in Schuhen und Strümpfen, wie des barfüßigen im seichten Randwasser des Ozeans, als der schnell entschlossenen Gewandtheit, mit der sie sich des sonnendurchglühten Sandes als Trockentuches bedient hatte.

Nunmehr bekannten einander Vater und Tochter, regen Appetit ergangen zu haben auf die durch den Kutscher bestellte Mahlzeit und kehrten um nach dem Gasthause auf der Klippe.

Bald darauf bückte sich Hildegard nochmals, um eine perlmutterglänzend abgeschliffene Muschel aufzuheben. Indem sie dabei rückwärts blickte, gewahrte sie in einer Ent-

fernung von etwa hundertundfünfzig Schritten einen wohlgekleideten Mann, der ihrer Fährte gefolgt war.

Seltsam! Eben jetzt schien er emsig beschäftigt mit ihren Spuren. Dort gerade, wo sie in den Tümpel hineingerathen und Strümpf' und Schuhe gewechselt, hantirte er, knieend, im Sande herum mit einer Art Lineal von Knochen oder Elfenbein und schrieb dann etwas in seine Brieftasche.

Sie lief ihrem Vater nach, der inzwischen einen Vorsprung gewonnen hatte.

„Sieh' doch! Was kann das bedeuten?" frug sie, nicht ohne eine Regung von Verdacht, daß dieser Folger etwas gegen sie und ihren Vater im Schilde führe.

„Auch er," meinte der Graf, „wird eine Muschel oder einen Stengel Seetang mit merkwürdigem Besatz von Schwimmblasen aufgelesen haben."

Der Folger aber schien jetzt zu bemerken, daß er den Beiden ein Gegenstand der Neugier, wohl gar des Argwohns geworden. Vom Strande landeinwärts schreitend, war er bald hinter einer Bodenfalte verschwunden.

Achtzehntes Kapitel.

Der Seelöwe.

Der Dienst erst war es, was die Glieder schuf.
Auf hartem Grund erlief den harten Huf
Das Roß; das Fassen bildete den Daumen,
Das Beißen hörnte, zähnte dann den Gaumen.

Ungestört erreichten die Wanderer Cliffhouse, den beliebtesten Erholungsplatz der feineren Gesellschaft San Franziskos. Das einstöckige Gebäude liegt auf einer Felsenklippe, die den Seespiegel an ihrem Fuß um etwa zwanzig Ellen überragt. Ein der ganzen Länge vorgebauter Altan muß bei starkem Westwinde durch eingesetzte Glasfenster vor dem Gesprüh des Salzwassers geschirmt werden. Heut aber stand er völlig offen und bot ungedämpfte Aussicht auf den unendlichen Ozean.

Kaum einen Büchsenschuß vom Ufer erheben sich aus der hier sogleich ziemlich tiefen Flut drei oder vier kleine Felseneilande, vom Wogenschlag ausgemeißelt zu einem Gewirr von Spitzen und Spalten, Strebpfeilern, Thorbögen und Höhlen, und kegelförmig von vierzig bis zu siebenzig Fuß aufragend. Um dieselben herum und auf ihnen wimmelt es von Seehunden jener pacifischen Art, welche ihrer Größe und wohl auch ihrer Stimme

wegen meistens als Seelöwen bezeichnet werden. Ein Staatsgesetz, das bei längerer Gefängnißstrafe jeden Schuß im Umkreise von zwei Meilen verpönt, hat diese ergötzlichen Lustigmacher in wirksamen Schutz genommen und sie der Menschenscheu allmälig entwöhnt. Ihr Klettergeschick ist bewundernswürdig. Viele Centner schwer, wissen sie mit den plumpen Flossenfüßen gleichwohl ziemlich rasch bis auf die Gipfel der Felspyramiden zu klimmen und sich am steilen Gezack noch weit schneller wieder hinunterzurollen, um dann, in ihrem Element angelangt, bald mit einander spielend, wahre Nixenreigen aufzuführen, bald einem erspähten Fisch nachzutauchen. Die erschnappte Beute verzehren sie dann an einer bequemen Uferstelle ihrer Eilande, gönnen auch zuweilen dem Weibchen oder einem Jungen Antheil an der Mahlzeit. Aber jeden andern ungebetenen Gast ihrer Sippe warnen sie erst mit zornigem Gebrüll und fallen, wenn das nicht hilft, mit ein paar stets bereiten Verbündeten her über den allemal noch jugendlichen Attentäter, um ihm Respekt beizubringen vor dem in dieser Seehundsgemeinde schon geltenden Eigenthumsrecht.

Angesichts dieser Wasser- und Felsenbühne voll schwimmfüßiger Clowns setzten sich die Beiden draußen auf dem Altan in heiterster Stimmung zur Mittagsmahlzeit. Von den Gerichten seien erwähnt: die eröffnenden, überaus zarten, aber, im Widerspruch zu ihrer Herkunft aus dem größesten der Weltmeere, zwerghaft winzigen Austern in dünnen Schälchen, von denen wenige die Größe eines Markstücks überschritten; der fortsetzende, erst lebend vorgezeigte Hummer von köstlicher Frische; der beschließende Braten von der sogenannten Reisetaschen-

Ente (canvassbag-duck), dem gastronomisch berühmtesten Geflügel Nordamerikas; vom Nachtisch endlich nur die dunkelrothen Erdbeeren von so würzig erfrischender Saftigkeit und Süße, wie sie diese Krone aller Früchte der Erde außer in der Umgebung San Franziskos nur noch in den „Vierlanden" bei Hamburg erreicht.

Während sie noch mit den letzteren beschäftigt waren, stellte der Kellner auf einen etliche Schritte links vom ihrigen für eine Person gedeckten Tisch eine Platte voll Austern. Gleich darauf trat aus der Glasthür auf den Altan heraus ein wettergebräunter junger Mann. Am hellbraunen Sommeranzug und besonders an dem breitkrämpigen Panamahut, den er, mit leichter Verbeugung nach rechts grüßend, abnahm und auf die Wandbank hinter sich legte, um dann alsbald seine Mahlzeit zu beginnen, erkannten Hildegard und ihr Vater sogleich den Spurenmesser.

Der Graf saß mit dem Rücken nach Norden. Ohne durch eine Wendung Neugier zu verrathen, konnte er das edel geschnittene Profil des Fremdlings betrachten. „Wo nur," fragte er sich, „habe ich genau dieselben Züge schon gesehen?" Doch er fand keine genügende Antwort. Zwar erinnerte die Gestalt, obwohl etwas niedriger und minder breit in den Schultern, ein wenig an die des Pastors Ulrich Sebald. Auch der Blick der großen Augen und die Wölbung der Stirn hatten etwas an jenen Stammvetter Gemahnendes. Doch sonst war die Gesichtsbildung eine wesentlich andere, die Spur von Aehnlichkeit jedenfalls viel zu schwach, um aus ihr jenen ersten Eindruck zu erklären, der ihm die Ueberzeugung eines Wiedersehens geweckt hatte. „Ich kann mich nicht

entsinnen," dachte er, „wo das geschehen, aber eine Photographie oder ein Porträt dieses Herrn muß einst meine Aufmerksamkeit gefesselt haben." Damit beruhigte sich der Graf und versuchte nun, statt weiter zu grübeln, aus der Erscheinung des Ankömmlings ein Urtheil zu gewinnen über seinen Charakter. Schon aus der Art, wie derselbe, die kleinen Schalen zierlich mit dem Daumen und Zeigefinger der Linken haltend, die Fleischblättchen der zarten Seethiere mit der verbreiterten Messerzinke der kurzen Silbergabel geschickt ablöste und hastlos speisend zu Munde führte, schöpfte er die Ueberzeugung, einen wohlerzogenen Mann von guter Herkunft vor sich zu haben. Denn die zur Gewohnheit gewordene, mühelos anmuthige Haltung, die selbst in bester Gesellschaft nicht vollkommen zu erlernen ist ohne ein von mehreren Vorgenerationen überkommenes Erbtalent, zeigt sich immer am deutlichsten bei Tafel, und bei keiner andern Tischbeschäftigung so leicht erkennbar als gerade beim Austernessen.

Hildegard saß mit dem Gesicht nach der See, also in gleicher Richtung wie der Fremde. Sie hütete sich vor der geringsten seitlichen Wendung. Schon beim Heraustreten des Ankömmlings den Ausmesser ihrer Stapfen erkennend, war sie erröthet bis unter die Haare. Auch ihr hatten sich gleichzeitig und noch weit eindrucksvoller die beiden Wahrnehmungen aufgedrängt, welche ihr Vater zu machen geglaubt: die einer schwachen und sehr unvollkommenen Aehnlichkeit dieses Mannes mit Ulrich, welche sie für eine rein zufällige halten mußte, da sie während ihres kurzen Verkehrs mit dem Letzteren nichts davon erfahren, daß ein Bruder von ihm in

Amerika weile, und einer andern frappanten und vollkommenen mit einem irgendwo lebendig oder gemalt gesehenen Gesicht. Einer persönlichen Erinnerung war sie sich schon Ulrich gegenüber durchaus nicht bewußt geworden, weil damals an der alten Eiche der Schreck über ihre Verwundung durch den Hirschkäfer sie verhindert hatte, sich den Knaben auch in der Nähe genauer anzuschauen. Noch weniger aus dem Gedächtniß auftauchen konnte ihr jetzt das Schülergesicht Arnulf's, den sie bei jenem Waldabenteuer überhaupt kaum bemerkt hatte. Jetzt war ihre Röthe einer fast marmornen Bläße gewichen. In ihre Züge kehrte etwas zurück von jenem ernst entsagenden Ausdruck, welchen erst diese transatlantische Reise verscheucht hatte, mit dem guten Erfolg des Geschäfts, mit dem mannigfaltigen Naturgenuß, vor Allem aber mit der Beobachtung der so frisch als gewaltig pulsirenden Thatkraft, die sie hier in der Union im Zuge sah, mit allen Künsten und Kenntnissen der alten Kultur, aber ohne die tausendfachen Hemmungen und Vorurtheile ihrer europäischen Ruinen und Traditionen, einem so eigenartigen als menschenwürdigen Dasein das große neue Völkerhaus zu begründen.

Während der Graf und Hildegard an seinen Zügen vergebens herumräthselten, hatte Arnulf desto zweifelloser entdeckt, mit wem er hier zusammengetroffen. Zwar seine Erinnerung an Hildegard's Kindergesicht wäre für sich allein kaum deutlich genug gewesen, um es im Antlitz der Erwachsenen wiederzufinden. Doch seine Falkenaugen hatten die Zeichen, die des Bruders Brief so anschaulich geschildert, die Hirschkäfernärbchen am Saume der Stirn, aufglühen gesehen. So war ihm zur Gewißheit gewor-

den, was er schon zu vermuthen gewagt, als er ihr Sohlengepräge bewundert und ausgemessen.

Die Erdbeerschüssel war verschwunden, der Kaffee getrunken; aber immer noch, seit der Erscheinung des Fremden, hatten Vater und Tochter, jedes in seine Gedanken vertieft, kein Wort gewechselt. Jetzt verlangte den Grafen nach einer Cigarre. Er ließ sich die Umhängetasche zureichen und öffnete dieselbe.

„O weh!“ rief er dann ziemlich laut. „Das Papiertäschchen ist ganz durchweicht von der Nachbarschaft Deiner Strümpfe. Meine armen Havannas! Einen halben Dollar Gold per Stück! Schwammnaß! Werde mein Gelüste stillen müssen mit des Kellners zweifelhaftem Kraute.“

Schon langte er nach dem Drücker der Springfederglocke. Da stand neben ihm der Fremde und hielt ihm eine Cigarrentasche von Alligatorhaut geöffnet hin.

„Herr Landsmann, darf ich aushelfen mit einer nicht ganz übeln, und dafür,“ setzte er mit einer Verbeugung vor Hildegard hinzu, „auf Erlaubniß des Fräuleins hoffen, auch zu thun, was ich mir sonst nicht gestattet hätte?“

„Ich nehme Ihre Freundlichkeit dankbar an,“ versetzte der Graf, indem er sich eine große schwarzbraune Regalia von sorgfältigster Arbeit herauszog. „Ich bin der Gutsbesitzer Wallinger.“

Durch den Inkognitonamen ließ Arnulf sich nicht irre machen. Das Gut Wallingen war ihm wohl bekannt, auch hatte Ulrich's Brief den Ankauf desselben seitens des Grafen erwähnt. Doch schien es ihm räthlich, Vergeltung zu üben und auch seinerseits wenigstens halb anonym zu bleiben.

„Ich heiße Arnulf, bin Geolog, auch ein wenig Astronom, seit etlichen Jahren betheiligt an Bergwerksunternehmungen in Kalifornien und Nevada.“

„Herr Arnulf — meine Tochter Hildegard,“ sagte vorstellend der Graf.

Jetzt erst schauten die Beiden einander groß an. Arnulf that es mit ruhiger, fast kritisch kühler Aufmerksamkeit; Hildegard noch immer mit der vergeblichen Frage an ihr Gedächtniß, wo sie dasselbe Gesicht schon gesehen, zugleich mit einer Korrektur ihres ersten Eindrucks. „Wie konnte ich ihn nur Ulrich ähnlich finden,“ dachte sie; „er sieht ja ganz anders aus!“

Damit freilich schoß sie über die Wahrheit hinaus, da es den beiden Brüdern an einer gewissen Verwandtschaft ihrer Züge doch nicht ganz fehlte, wenn auch Ulrich mehr das Gesicht seines Vaters, Arnulf noch weit entschiedener das seiner Mutter geerbt hatte.

Uebrigens blieben bei dieser Schau die Herzen Beider völlig frei von irgendwelcher Vorspielregung der Verliebniß. Hildegard fand ihr Gegenüber sehr wohlaussehend; doch knüpfte sich daran auch nicht der leiseste Gedanke an ein Aufgeben ihres Vorsatzes, unvermählt zu bleiben. Sie freute sich nur auf die unterhaltenden und belehrenden Mittheilungen aus der Wissenschaft, aus den amerikanischen Erlebnissen des neuen Bekannten. Dabei schoß ihr der Gedanke durch den Kopf, daß dieser Herr Arnulf ein Ersatz werden könne für den schon oft auf dieser Reise vermißten Professor Marpinger.

Der Denkart Arnulf's lag es allerdings nahe, Hildegard's Eigenschaften zu vergleichen mit den Forderungen, die er einst zu stellen gedachte bei der Wahl seiner

Frau. Einige derselben glaubte er hier erfüllt zu finden, ja, eine der alleroberſten ſogar in ganz ausgezeichnetem Maße. Doch der ſtärkſte ſeiner angeborenen Triebe war ſein Familiengefühl. Dem Entſtehen einer Neigung, die nicht verträglich war mit ſeiner ſchwärmeriſchen Verehrung des geliebten Bruders, ſtanden in ſeinem Gewiſſen ſchwer überwindliche Hinderniſſe entgegen. Den erſten aufglimmenden Funken einer erotiſchen Leidenſchaft, welche ihn zum Nebenbuhler Ulrich's gemacht hätte, würde er ſich mit dem entrüſteten Verbote ſolchen Frevels wie mit einem Sturzbad von Eiswaſſer ausgegoſſen haben. Aber von der Gefahr ſolcher Entzündung durch Hildegard verſpürte er nicht das Mindeſte. Ja, er fing an zu bewundern; aber was dieſe Bewunderung leiſe flüſterte, das lautete nur: „Die ſoll Ulrich zur Frau bekommen, und wäre ſie noch ſo katholiſch.“

Die Cigarren waren angezündet. Das Lob, das der Graf ihrer Vortrefflichkeit zollte, eröffnete eine Unterhaltung, an der ſich anfangs alle Drei gleichmäßig betheiligten, in heiterſter Stimmung und mit jener unverhohlenen Freude an dem immerhin ſeltenen Genuß, in fernem Lande mit Heimatgenoſſen von gleicher Bildung in der Mutterſprache zu plaudern. Bald aber ſpielte das Geſpräch faſt nur noch zwiſchen Arnulf und Hildegard, da deren Vater, die feinen Weihrauchwölkchen in ſparſamen bläulichen Ringeln ausblaſend, oder zu gründlichſtem Koſten ihrer wunderbaren Würzigkeit langſam durch die Naſe entlaſſend, ſich dem Schwelgen in ſeiner Havanna ſo ſehr hingab, daß er nur mit halber Aufmerkſamkeit zuhörte, jeden etwa noch auftauchenden eigenen Gedanken als eine Störung empfand und ihn auf der Hälfte des

Weges vom Hirn zur anders beschäftigten Zunge zum Ungeborenbleiben verurtheilte.

Das possierliche Treiben der Seelöwen vor ihnen wurde das erste Gesprächsthema der Beiden. Arnulf erklärte, was den Thieren an dieser Stelle die Furcht vor dem Menschen so gut wie ganz aberzogen habe.

„Wir haben also vor uns," bemerkte Hildegard, „eine Art von Seehundsparadies."

„Ganz recht," versetzte Arnulf. „Doch wird auf die Länge das Paradies auch diesen Insassen schwerlich gut bekommen."

„Wie meinen Sie das?"

„Sehen Sie hin, dort, nach dem höchsten, gegen siebenzig Fuß aufragenden Felsenkegel. Geben Sie Acht auf den feisten Burschen, der dort auf dem Absatz in halber Höhe verschnaufend ausruht. In einer Minute wird er weiter klettern. Richtig, schon thut er's. Den kenn' ich persönlich. Die Stammgäste von Cliffhouse nennen ihn den Falstaff. Er mißt seine zwölf Schuh von der Schnauze bis zum äußersten Zehenstrahl seiner Flossenfüße und muß allermindestens acht Centner wiegen. Dennoch macht er die Kletterpartie vom Wassersaum bis zum Gipfel sechs-, siebenmal täglich, und öfter. Dort oben ist nichts für ihn zu holen. Wozu also? Denke, Sie werden es bald merken. Warten wir ein Weilchen. — Nun ist er oben angelangt und keucht vernehmlich. Sobald er zu Athem gekommen, werden Sie seine Stimme hören. Ich glaube, wenn man die Zeitintervalle seiner Aufsteigungen mit dem Chronometer mäße und aufschriebe, so würde man finden, daß der Moment bis auf einen Sekundenbruchtheil feststeht, in dem er so genau wie ein Posau-

nist in der Oper mit seiner obligaten Baßnote einsetzt. Schon reckt er den Kopf und den Vorderleib in die Höhe. Jetzt kommt's. — Da! — Nun, was haben Sie herausgehört aus diesem auf eine Meile vernehmlichen, langgezogenen „Uuooh", das einem Löwen keine Schande machen würde? Was drückt es deutlich aus?"

„Langeweile."

„Vollkommen richtig. Er hat Muße in Uebermaß. Das Gekletter ist sein Zeitvertreib, und selbst dieser ist ihm schal geworden. Oben angelangt, sieht er, wie schon hunderte von Malen zuvor, die neugierigen Zuschauer auf diesem Altan, das Meeres- und Himmelseinerlei, und brüllt verdrossen in der Seehundsprache: ‚Immer dasselbe, immer dasselbe!' um sich dann ärgerlich, wie eben jetzt, wieder hinunter zu wälzen. Selbst der Nahrungssorge ist er durch häufige Fütterung mit geringen Fischen großentheils überhoben. Was er aber, wenn auch schwerlich mit Bewußtsein, so doch mit der Empfindung einer drückenden Leere zumeist vermißt, das ist die Gefahr. Seine Stammgenossen außerhalb des Schutzes der Menschen sehen ihr Leben unaufhörlich bedroht, aber auch würzend ausgefüllt von der nothwendigen Wachsamkeit, den Kämpfen und Listen zur Selbsterhaltung. Was er dort gen Himmel brüllt, ist ein dunkles Vorgefühl, unrettbar erschlaffen, schwach und dumm werden zu müssen in solchem — Paradiese."

Hildegard schaute betroffen auf, als Arnulf das zuerst von ihr angeschlagene Wort mit einigem Nachdruck und nicht ohne anklingende Ironie als Schlußpointe aussprach. Sie glaubte eine leise Anspielung auf die religiöse Bedeutung des Wortes herauszuhören. So mußte sie

abermals an Marpinger denken. Sie spürte mit erster schwacher Witterung, daß von den Pfaden, welche der Professor sie geführt, die Richtung dieses Geistes weit abweichen dürfte.

„Sie meinen also," frug sie nach kurzem Sinnen, „daß diesen Thieren die menschliche Wohlthat schaden werde?"

„Ist zum Theil schon erwiesen. Zuweilen wagt sich einer dieser Paradiesbewohner über den gebehmten Bezirk hinaus. Dann soll es vorkommen — doch habe ich das nur von Fischern erzählen gehört und kann es nicht verbürgen — daß er von den völlig wilden Seelöwen als halbcivilisirt erkannt und umgebracht werde. Erlegt aber werden solche Ausreißer fast immer, weil sie eben keinen Begriff haben von der Gefährlichkeit des Menschen und ihn ohne Furcht nahe kommen lassen."

„Wie kann man aber wissen, daß die erlegten sich von hier verirrt hatten?"

„Sehr leicht. Das Kennzeichen will ich Ihnen augenscheinlich machen."

Er suchte aus seiner stark mit Papieren gefüllten Brieftasche zwei Blätter mit Zeichnungen hervor und legte sie entfaltet auf den Tisch.

„Bitte, betrachten und vergleichen Sie aufmerksam diese von mir nach sorgfältiger Messung in einem Zehntel natürlicher Größe ausgeführten Abbildungen. Dies erste Blatt zeigt hier den rechten vorderen Flossenfuß eines verirrten Cliffhouse-Seelöwen, welcher halbwegs von hier nach Santa Cruz geschossen wurde, daneben dasselbe Glied eines wilden von derselben Spezies; dies zweite Blatt von denselben Gliedern die von der Haut und den

Muskeln befreiten Gerippe. Gewahren Sie den Unterschied?"

„Ich müßte ja blind sein, um ihn zu verkennen. Die Tatze des wilden erinnert mehr an eine Fischflosse, die des halb zahmen mehr an den Fuß eines Landthiers. An jener sind die Zehen mehr verwachsen und fast gar nicht hervorragend, die Krallen spitzer, mehr anliegend, mehr versteckt in der Haut; an dieser die Zehenknochen unter der aufgewölbten Haut in ihrem ganzen Verlauf deutlich zu erkennen, wie fünf eng zusammengelegte ungetrennte Finger; die fünf Spitzen stecken weiter heraus und die Krallen sind breiter, Fingernägeln ähnlicher. An der Zeichnung der Gerippe sieht man das noch deutlicher. Die Knochen im Fuße des wilden sind dünner, grätenartiger, die Gelenke dazwischen weniger scharf abgesetzt. Der Unterschied ist handgreiflich."

„Bravissima! Sie blicken scharf. Ja, handgreiflich. Mit diesem Wort haben Sie mir die allereigentlichste, treffendste Bezeichnung des Unterschiedes eingegeben. Eine erste kurze Station der sehr weiten Reise vom ererbten Schwimmfuß zur Greifhand sehen Sie zurückgelegt von diesem Gliede eines verunglückten Auswanderers aus dem Seelöwenparadiese bei Cliffhouse. Wie diese Umgestaltung erworben wurde, das hat Ihnen der Falstaff dort vor Augen geführt. Gleich ihm sind der Urgroßvater, Großvater und Vater des erschossenen Ausreißers, deren Gemahlinnen und schließlich auch er selbst auf den Felskegeln vor uns herumgeklettert. Dies Klettern hat die Stärkung und Umbildung ihrer Gliedmaßen bewirkt, welche sie dann zu beständiger Steigerung vererbten. Dürfte diese Seelöwengemeinde ihr geschütztes Treiben

hieselbst ein Jahrhundert oder zwei fortsetzen, so würde dadurch zuletzt eine ganz neue, mehr landlebige Thierart erzogen werden. Sie würden ein Stück Weges nach dahin zurückkehren, woher sie gekommen sind, bevor sie Seehunde wurden."

„Was . . ." rief Hildegard langgedehnt, indem sie aufsprang, „was fabeln Sie da? Sie meinen doch nicht . . ."

Sie stockte und schaute ihn an, erst vorwurfsvoll verwundert über den mißtönig eingeworfenen frivolen Scherz, dann erblassend und mit dem Ausdruck des Entsetzens, als er ganz ernsthaft blieb und nur seinerseits erstaunt erschien über ihren Schreck.

„Was ist Ihnen, Fräulein?" frug er theilnehmend.

„Was hast Du, Kind?" frug auch der Graf, den die Betrachtung der Zeichnungen und das an sie geknüpfte Gespräch vom Halbschlummer seiner Rauchandacht geweckt hatten, ohne indeß ihn im mindesten aufzuregen.

Hildegard setzte sich wieder. Mit erzwungenem Lächeln, und die Aufregung, die sie verbergen wollte, erst recht verrathend durch das vergebliche Bemühen, zurückzukehren zur unbefangen heiteren Tonart der bisherigen Unterhaltung, gab sie zur Antwort:

„Ich habe mich verblüffen lassen. Ich nahm Ihre Andeutung, daß die Seehunde etwa vom Kameel abstammen, für Ernst, statt für eine groteske Münchhausiade. Ihren, vielleicht an nicht ganz geeigneter Stelle angebrachten Witz hielt ich für eine Bombe, welche die ganze Schöpfung in die Luft sprengen solle."

„Ich habe ganz und gar nicht gewitzelt, Fräulein!" entgegnete Arnulf. „Es unterliegt für die Wissenschaft

keinem Zweifel, daß die Säugethiere des Meeres, unter ihnen sogar der Walfisch, von Landthieren herstammen, und diese Seelöwen, wenn auch nicht geraden Weges vom Kameel, so doch vermuthlich von einem bärenartigen Wesen, welches, wie der heutige Eisbär, erst ein halbes Wasserleben führte, bevor es sich im Lauf unzähliger Generationen dem feuchten Element fast ausschließlich anpaßte. Eben so gewiß freilich ist es, daß die Vorfahren der meisten Festlandsbewohner aus dem Meer an's Ufer gestiegen sind. Jede Bildung, jedes Glied ist nur allmälig erworben worden durch Arbeit. In Ihrer eigenen Hand schauen sie das höchst vollendete Denkmal solcher Arbeit einer unermeßlich langen Ahnenreihe verschiedener Wesen während ungezählter Jahresmillionen."

„Habe mir's immer gedacht," warf der Graf ein, „daß die Welt etwas älter sein müsse, als die sechs- oder siebentausend Jahre, welche die Bibel ihr zugesteht."

„Sie sind ein fürchterlicher Mensch!" rief Hildegard. Dann stützte sie die Ellenbogen auf den Tisch und bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen.

Ihr war wie Dem, der zum ersten Mal ein starkes Erdbeben erlebt und das in seinen Vorstellungen unerschütterlich Feste, den Boden, unter sich stoßen und wirbeln fühlt, zu Rissen aufklaffen und Wogen schlagen sieht, wie die sturmbewegte Meeresfläche. Ihr hatte wirklich eine Sprengbombe in die Schöpfung eingeschlagen.

Vor ihren geschlossenen Augen entfaltete sich die Vision einer bisher nachtbedeckt unsichtbaren Landschaft, die nun plötzlich schmerzhaft blendend beleuchtet wurde von einem Strahlenkegel. Dieser ging aus vom runden Glase einer Zauberlaterne, und leuchtete, immer breiter

werdend, wie ein ungeheurer Kometenschweif, bis hoch hinauf in den Himmel. Der die Zauberlaterne hielt, war Arnulf. Den irdischen Hintergrund der Landschaft bildete das Lindenwäldchen bei Sebaldsheim. In einer wolkenumrahmten Himmelsöffnung über den Lindenwipfeln, von Engelsköpfen wie auf Rafael's Sixtinischer Madonna umgeben, saß der uralte Weltkünstler, eben eine Menschenhand meißelnd. Auf dem Rain vor dem blühenden Kleefeld im Vordergrunde stand Marpinger und hielt die Lupe über das Fallschirmsämchen. Jetzt wurde sein Gesicht aschbleich. Denn voll auf ihn warf Arnulf den Strahlenkegel und zugleich auf jene scheinbare Himmelsöffnung. Da verrieth sich diese als ein vom Professor selbst gepinseltes Kartonbild, das er auf dem Kopfe trug und für Hildegard in den Himmel hinaufgetäuscht hatte. Rauchumqualmt versank er im Boden zusammt seinem Bilde. Ein tiefer dröhnender Baßton durchhallte die Luft wie Posaunenruf des jüngsten Gerichts.

Aber nein! Der Baßton klang hier in der Wirklichkeit und machte die Vision erlöschen. Es war wieder das langgezogene „Uoh" eines brüllenden Seelöwen.

Sie blickte auf. Der Vater sah sie verwundert an, Arnulf mit ernster, forschender Theilnahme.

Sie erhob sich und trat an die Brüstung des Altans. Der Himmel blaute so klar wie zuvor. Breiter und prächtiger als zuvor glitzerte westwärts bis zum Horizonte des Meeres der Spiegelstreif der Sonne, die noch reichlich eine Stunde vom Untergang entfernt war. Ihr aber legte sich dämpfend ein grauer Schleier über die Schönheit der Welt.

Dieser Mann hatte sie widerstandslos emporgerissen

in eisig kalte Schwindelhöhen. Da fühlte sie das Herzblut erstarren. Unten aber sahen ihre Augen, fürchterlich geschärft, die feste Ordnung der Gottesgeschöpfe aufgelöst in eine wilde Wechselmaskerade, in ein stillstandloses Verwandlungsgewühl um neue Glieder kämpfender Bestien, und ihre eigene Hand war nicht mehr das Meisterwerk einer unbegreiflich hohen, vorberechnenden Wunderkunst, sondern auch nur Bestienerbschaft.

„Fort, fort!" dachte sie, mit der Hand über Schläfen und Stirn streichend. Aber das Tollhausgewimmel von aufdringlichen Fratzen wollte nicht weichen. Da krochen Fische aus der Spülwelle zum Gestade hinauf und ihre Flossen reckten sich aus zu Eidechsbeinen. Da sprangen aus Baumwipfeln garstige Meerkatzen herunter, ergriffen abgebrochene Aeste als Stecken und schritten aufrecht. Ihre langen Ringelschwänze vertauschten sie mit Frackschößen und Seidenschleppen. Von den Pfoten schüttelten sie die abgeriebenen Haare und steckten sich Diamantenringe an fleischfarbige Menschenfinger. Sie riß die Augen weit auf, um die sonnige Meeresfläche in sich hineinscheinen und diese quälenden Halluzinationen überblendend auslöschen zu lassen. Aber vergebens. Immer verworrener und wahnwitziger, wie das verfolgte Gethier und die Meute des wilden Jägers, wurde der Hexensabbath dieses wachen Foltertraumes.

Endlich, endlich erblaßte, verschwand er; denn dort, nordostwärts, am äußersten Saume des Gesichtskreises, fesselte jetzt etwas ihre Aufmerksamkeit. Es war so winzig, so schwach unterschieden von der Farbe des Himmelsrandes dahinter, daß sie, bei gespanntester Anstrengung, weiter nichts zu sein, als nur Sehkraft, doch

einige Zeit verbrauchte, um ihre Augen zur höchsten Schärfe einzustellen und so die Ueberzeugung zu gewinnen, daß sie nicht wieder nur Eingebildetes, sondern wirklich Vorhandenes schaue.

Nun sagte sie, zwar vollkommen ruhig, aber in einer sehr markirt neuen, von der ihres letzten vorwurfsvollen Ausrufs gänzlich verschiedenen Tonart, die für Arnulf so deutlich als gebieterisch die Forderung eines Themawechsels ausdrückte:

„Bitte, Herr Arnulf, treten Sie her. Sehen auch Sie dort die Horizontlinie des Ozeans wie gezähnelt? Ich erkenne da ein winziges Zäckchen und zwei flache Auswölbungen; — nein, dort, weiter nördlich, ist noch ein viertes feines Spitzchen schwach angedeutet. Nur durch einen leisen Stich in's Violette unterscheiden sich diese Gebilde vom blauen Himmelshintergrund. Das ist wohl eine ferne Inselgruppe?"

Arnulf gewahrte sofort und mühelos, was er schon öfter gesehen und von ihr völlig zutreffend bezeichnet hörte. Sogleich aber machte er eine Wendung halb rechts und maß Hildegard mit einem staunenden Blick. Unverhohlene Bewunderung leuchtete aus seinen Zügen.

„Was starren Sie mich an, statt in die Ferne zu schauen und mir Antwort zu geben?"

„Fräulein Hildegard," rief er mit einer Wärme, welche sie diesem grausamen Weltanatomen nie zugetraut hätte, „Sie sind ein vor vielen Hunderttausenden hochbegnadetes Menschenkind."

„Warum denn?"

„Die kleine Inselgruppe der Farallones liegt für Cliffhouse hart an der äußersten Grenze der Sichtbarkeit.

Selbst das Fernrohr zeigt sie nur bei vollkommenster Durchsichtigkeit der Luft. Wer mit bloßem Auge eine Spur wahrnimmt von der höchsten Insel, dem Zäckchen, wie Sie dieselbe richtig bezeichneten, der wird berühmt als luchsäugig. Sie sehen drei und schildern richtig ihre Formen. Ja, Sie gewahren sogar dort weiter nordwärts den vereinzelten Noondayrock, und mich hält man für einen Aufschneider, weil ich behaupte, ihn zweimal, wie heute zum dritten Mal, erblickt zu haben."

„Also weil ich auch kann, was Sie können, nahmen Sie den Mund so voll zu meinem Preise! Schmeckt das nicht stark nach Eitelkeit und Selbstverherrlichung?"

„Mehr nach Dankbarkeit, mein' ich, für ein Segensgeschenk, das Niemand sich erwerben kann. Uebrigens mach' ich kein Hehl daraus, daß ich mich wirklich für einen der Glücklichsten von den zwölfhundert Millionen Menschen auf Erden halte."

„Beneidenswerther! Wenn Sie das fühlen, so sind Sie's!" versetzte Hildegard, nicht ohne einen Anflug von Ironie. Für sich aber dachte sie: „Unbegreiflich von Einem, dem die Welt so gottleer geworden ist." Dann fügte sie, vollends spöttelnd, hinzu: „Es scheint, Sie wollen auch mich emporschrauben zu gleicher Höhe des Glückgefühles."

„Wenigstens der Dankbarkeit," entgegnete Arnulf; „denn Sie scheinen noch gar nicht zu wissen, welches wunderseltene Kleinod Sie besitzen in diesen Ihren Augen, die sich messen können mit den meinigen. Denn erfahren Sie, daß ich in der Plejadengruppe, welche die meisten Menschen nur als verwaschenen Nebelfleck mit unsicher aufblitzenden Lichtpunkten erblicken, statt der sechs Sterne,

die mittelgute, und der sieben, die vorzüglich gute Augen zu erkennen im Stande sind, deren zehn, bei allerbester Luft sogar elf nebst einem ab und zu nur eben blinkenden zwölften unterscheide, und daß ich bisher nur Einem begegnet bin, der das auch konnte, dem Astronomen Heis. Sie sind Nummer zwei; denn nach der eben abgelegten Probe müssen Sie das auch können. Glauben Sie mir, der Vorzug guter Augen ist ein unschätzbar großer. Man erlebt dreimal so viel und befindet sich in schönerer Welt. Schärfer sehen ist schärfer erinnern, schärfer vorstellen, schärfer denken, klarer und bestimmter wollen, weitsichtiger handeln, sicherer siegen."

„Sie mögen Recht haben. Auch bekenn' ich, daß ich mich mit meinem Loose leidlich zufrieden fühle. — Aber jetzt, bevor wir aufbrechen, wozu Papa zu rüsten scheint, nachdem er widerstrebend das letzte kurze Stümpfchen Ihrer Cigarre fortgelegt, jetzt nur noch eine Frage. Was trieben Sie mit Ihrem Elfenbeinmaßstab im Ufersande an der Stelle meines unfreiwilligen Fußbades?"

Arnulf schwieg eine Weile wie verlegen.

„Um Ihnen das zu erklären," antwortete er endlich, „müßt' ich etwas weit ausholen. Auch wüßt' ich es nicht zu leisten, ohne nochmals die Region unseres vorigen Gespräches zu streifen, was Ihnen schwerlich willkommen wäre. Denn ich glaube den Ton, in dem Sie nach einer Pause stummer Erregtheit das neue Thema von den Farallones anschlugen, nicht unrichtig ausgelegt zu haben als einen Wink, jede Wiederaufnahme des alten zu vermeiden. Erlauben Sie mir also, die Antwort zu vertagen auf ein anderes Mal."

Seltsamer Widerspruch! Hildegard freute sich seiner

Weigerung, weil sie feinsinniges Urtheil und edles Zartgefühl bewies, und empfand es dennoch verdrießlich, daß ihre Neugier ungestillt bleiben sollte. Sie hatte wirklich Angst vor seiner umstürzenden Verwandlungslehre, und spürte dennoch ein Gelüst nach ihren erschreckenden Enthüllungen und zumal ein brennendes Verlangen nach der von fern geahnten Lösung des Räthsels, welchen Zusammenhang diese fürchterliche und dennoch geheimnißvoll reizende Lehre haben könne mit der Messung ihrer Fußspuren.

„Ein andermal?“ erwiederte sie bedauernd und etwas enttäuscht. „Wer weiß, ob wir einander jemals wieder begegnen. Wir treten morgen die Heimfahrt an, mit einem Umweg nach den Riesenbäumen in Mariposa County und dem berühmten Yosemitethal.“

„Ich bin auch fertig mit meinen amerikanischen Unternehmungen und will nach Europa zurück. Um dem Stillen Meer meinen Abschiedsbesuch zu machen bin ich heute nochmals hergefahren an diese Stätte zu grandioser Aussicht. Wenn Sie zwei bis drei Tage für San Franzisko zulegen wollten, könnten wir die ganze Reise nach New-York und über den Ozean zusammen zurücklegen.“

„Das ist ja prächtig!“ rief der Graf, der den letzten Theil der Unterhaltung aufmerksam mit angehört hatte. „Sie sind gewiß auch Schachspieler?“

„Ein sehr eifriger.“

„Ganz vortrefflich! Da wird uns manche lange Stunde der Seefahrt im Rauchzimmer des Dampfers schnell vorüberfliegen. Sagen Sie, Herr Arnulf, sind Ihre Cigarren hier käuflich?“

„Nicht in den Läden; kann Ihnen aber ein paar Hundert besorgen."

„Abgemacht also. Nun aber fort. Für den heutigen Abend seien Sie mein Gast im Lickhouse Hotel. Darf ich Ihnen einen Platz in unserem Wagen anbieten?"

„Bedauere, danken zu müssen. Mein chinesischer Diener versteht nichts vom Fahren. Mein mexikanischer Hengst gehorcht nur mir selbst. Muß das prächtige Thier nun leider verkaufen — eins der letzten Geschäfte hier, zu denen ich eben noch zwei bis drei Tage nöthig habe. — Aber warten Sie mit dem Aufbruch noch eine Viertelstunde. Mit dem Gedanken, daß hinter einer viele hundert Meilen hohen Wölbung von Wasser unser altes Europa bald wieder das erste Morgengrauen im Osten erblickt, hier vom Altan die Sonne am westlichen Saume des Pacific zu den Japanen und Chinesen hinuntersinken zu sehen, das ist ein Schauspiel, so tief anregend und so prachtvoll, daß Sie nicht versäumen dürfen, es mitzunehmen als eine schöne und unauslöschliche Lebenserinnerung."

Sie blieben also noch. Bald sahen sie die breite goldene Strahlenbrücke und die rasch von tiefem Orange zu Kohlenroth verglimmende Sonnenkugel einander berühren. Weit steiler und rascher tauchend als in unseren Breiten, war nun der gewaltige Lichtball bis zur Hälfte eingesunken und was von ihm der Flut noch entragte, das glich der glühenden Kuppel eines riesigen Pantheons. Jetzt erlosch auch der letzte Sternpunkt. Der purpurne Meeressaum und die feurigen Schleierstreifen des Abendnebels schmolzen ununterscheidbar zusammen in unbeschreiblicher Flammenpracht.

„Geht es auch Ihnen wie mir?“ fragte Arnulf die neben ihm an der Brüstung lehnende Hildegard. „Seit den Schuljahren ist es mir so schlicht geläufig, daß unser Planet, getragen von der geheimnißvollen Kraft seiner Mutter, der Sonnenkugel, im Aether des Weltraums schwebt. Aber wenn ich, wie hier, von hoher Klippe hinausschaue in's weite Meer und denke, daß dieser ungeheuere Ball mit diesen wogenden Wassermassen regelvoll seinen Jahreszirkel zieht um den leuchtenden Lebensquell, und in genauerem Gleichmaß als die feinste Uhr seine Tagesdrehung vollbringt, dann ergreift mich immer noch mit ungeschwächter Gewalt ein Gefühl höchsten Erstaunens und tiefster Andacht.“

„Andacht? — Sie?“

„Ja, Fräulein Hildegard, auch ich kann andächtig sein. Geht uns die Sonne nicht immer noch auf und unter, obgleich wir wissen, daß nur die Erde sich dreht? Wer die Welt nicht erschaffen, sondern geworden weiß, dem ist sie nur um so mehr eine göttliche.“

PT
2370
J4S4
Bd.1

Jordan, Wilhelm
Die Sebalds

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 11 06 06 05 011 2